

Das

alte und das neue Zürich.





Ansicht vom See.

**



Das alte und das neue Zürich,

historisch-topographisch beschrieben

mit einem Wegweiser durch die Stadt und ihre nächsten Umgebungen

von

J. J. Hottinger u. G. v. Escher.

Mit vielen Holzschnitten.

Zürich,
Verlag von Friedrich Schultheß.
1859.

Illustrirter Wegweiser

durch

die Stadt Zürich

und

ihre nächsten Umgebungen.

Vorwort.

Das Sprichwort sagt: „Zeit gewonnen, viel gewonnen!" und da nun wohl jeder lieber gewinnt, als verliert, so dürfte es auch manchem Reisenden, dem nur wenige Tage oder Stunden zur Verfügung stehen, um dasjenige, was Zürich und seine Umgebung Interessantes aufzuweisen hat, zu besichtigen, willkommen sein, einen zuverlässigen und kundigen Führer zu finden, welcher ihm auf dem kürzesten Wege und mit dem geringsten Zeitaufwande dazu verhilft.

Diese Aufgabe hat sich der vorliegende Wegweiser gestellt, und es wird unter seiner Leitung möglich, den Gang durch jede der beiden Abtheilungen der Stadt je in anderthalb Stunden zurückzulegen, und dabei über alles Vorkommende von Bedeutung alle wünschbare Auskunft zu erhalten, wobei natürlich die Zeit eines längern Aufenthalts bei einzelnen Gegenständen oder Standpunkten nicht inbegriffen ist. Durch Weglassung einiger Seitenabstecher kann, wie es im Texte selbst an den geeigneten

Stellen angedeutet ist, diese Zeit noch beträchtlich abgekürzt werden. Bei den Exkursionen in die Umgebungen ist der erforderliche Zeitaufwand ebenfalls mit möglichster Genauigkeit angegeben.

Ehe wir aber den Gang durch die Stadt antreten, dürften folgende allgemeine Bemerkungen dem Fremden, und vielleicht auch manchem Einheimischen, von Interesse sein.

Die geographische Lage von Zürich haben wir auf S. XXIV angezeigt. Nach einer mehrjährigen Reihe sorgfältig angestellter Barometerbeobachtungen liegt Zürich 1250 Pariserfuß über Meer *).

Der mittlere Barometerstand ist 26,816 Pariserzoll und die mittlere Temperatur wird zu 8°,71 R. oder fast 10°,9 C. angegeben.

Die Zahl der Wohngebäude beläuft sich mit Ende 1858 auf 1510 **) (und zwar fallen davon 916 auf die große und 694 auf die kleine Stadt), darin sind inbegriffen 228 größere und kleinere öffentliche und andere Gebäude, die nicht als Wohnungen benutzt werden, (wovon 124 auf die große, und 104 auf die kleine Stadt kommen). Der Assekuranzwerth sämmtlicher Gebäude ist 41,106,775 Franken.

---

*) Der Nullpunkt des Pegels beim Stadthaus zu 1242,7 Pariserfuß angenommen. Dabei bemerken wir, daß die Seite des Stadthauses gegen die Bauschanze hin nahezu im Meridian von Zürich liegt.

**) Am 1. Februar 1840 zählte man 1167 Gebäude und zwar 713 in der großen und 454 in der kleinen Stadt.

Man zählt 57 fahrbare Straßen und 66 engere Gassen, von denen jedoch 38 auch für leichtes Fuhrwerk gebraucht werden können. Ferner 16 größere und 19 kleinere öffentliche Plätze, 40 öffentliche Röhren- und mehrere Pumpbrunnen; wenigstens 30 größere und kleinere fahrbare Brücken, Brückengewölbe und Stege (wovon 2 fahrbare und 4 Fußgängerstege über die Limmat, 5 fahrbare und 2 Stege über den Fröschengraben, 4 fahrbare über den Schanzengraben, 8 fahrbare und mehrere Stege für Fußgänger über den Sihlkanal und 8 bis 9 Gewölbe über den Wolfbach).

Die Zahl der Gaslaternen für die Straßenbeleuchtung beträgt 440 (vergl. S. LXXIII); dazu kommen noch 42 Reverbèren an Stellen, wohin für ein Mal die Gasleitung nur mit unverhältnißmäßigen Kosten hätte hingeführt werden können.

Die Zahl der Einwohner belief sich bei der letzten offiziellen Zählung vom 28. bis 30. März 1850 auf 17,040 (und zwar 8185 männliche und 8858 weibliche, darunter 15,448 Protestanten, 1559 Katholiken und 33 Israeliten — oder 4046 Gemeindebürger, 8707 Kantonsbürger, 2377 Bürger anderer Kantone und 1908 Ausländer) in 3199 Haushaltungen *). Wenn man aber, wie dieß sonst allerwärts geschieht, die Zürich's Vorstädte bildenden, zum Theil auch noch in kirchlichem Verbande stehenden, unmittelbar anstoßenden Ausgemeinden mit in die Berechnung einschließt, so ergibt sich eine Bevölkerung von

*) Im Jahr 1839 betrug die Bevölkerung der Stadt nur 14,243 Personen in 2469 Haushaltungen.

wenigstens 33,000 Einwohnern, was in Beziehung auf den lebhaften Verkehr weitaus ein richtigeres und dem wahren Sachverhalte angemesseneres Bild gibt, zumal ein beträchtlicher Theil der Bewohner dieser Ausgemeinden ihren täglichen Erwerb in der Stadt findet.

Was nun die Sterblichkeits-Verhältnisse anbetrifft, so zeigt das Jahr 1858 folgende Resultate: Beerdigt wurden in der Großmünstergemeinde 117, Fraumünstergemeinde 17, St. Petersgemeinde 272, Predigergemeinde 257; Katholische Kirche 44, Spital 258, oder Summa 965; wovon auf die 4 Stadtgemeinden allein 663 Personen fallen *).

Dagegen wurden getauft: im Großmünster 103, Fraumünster 15, St. Peter 267, Prediger 309, Katholische Kirche 109, Summa 590 (darunter 377 Knaben, 426 Mädchen), oder in den 4 Stadtgemeinden allein 694 Kinder — also wurden 31 Personen mehr getauft als beerdigt. Ehen wurden theils verkündet, theils eingesegnet, (wobei aber eine beträchtliche Zahl vom Lande): beim Großmünster 82, beim Fraumünster 31, bei St. Peter 235, in der Predigerkirche 133, in der katholischen Kirche 33, Summa 514 (in den Stadtgemeinden allein 481).

---

*) Im Jahr 1857 war die Zahl der Gestorbenen: In den 4 Stadtgemeinden 582 Personen (Großmünster 72, Fraumünster 22, St. Peter 221, Prediger 267); Katholische Kirche 61, Spital 267 Personen. — Getauft wurden 631 Kinder (301 Knaben, 330 Mädchen), (Großmünster 84, Fraumünster 20, St. Peter 242, Prediger 285); in der kathol. Kirche 109 Kinder (55 Knaben, 54 Mädchen). Ehen wurden theils verkündet, theils eingesegnet: 332 (Großmünster 62, Fraumünster 22, St. Peter 120, Prediger 128).

Bezüglich auf den Vermögensstand, ist zu bemerken, daß im Jahr 1857 die Vermögenssteuer der Stadtbürgerschaft zu 1 per mille berechnet 96,804 Fr. 23 Ct., derjenige der in der Stadt Niedergelassenen 13,750 Fr. 8 Ct. betrug.

An Kirchen zählt Zürich 6, nämlich: das Großmünster und die Predigerkirche in der großen Stadt, das Fraumünster, die St. Peterskirche, die Waisenhauskirche und die katholische Kirche in der kleinen Stadt, ferner die (im Bau begriffene) Kapelle für den kirchlichen Jugendunterricht und den französischen Gottesdienst während des Winters, und die St. Annakapelle für den englischen Gottesdienst. Außerdem wird in der Pfrundanstalt St. Leonhard, im Kantonsspital und in der Strafanstalt durch eigens angestellte Geistliche sonntäglicher Gottesdienst gehalten.

An Schulen finden sich in Zürich das eidgenössische Polytechnikum (jetzt noch ohne eigene Gebäulichkeiten), die Hochschule, die Kantonsschule (Gymnasium und Industrieschule), die Thierarzneischule, und in der Nähe die landwirthschaftliche Anstalt auf dem Strickhof — diese vier letztern als Kantonallehranstalten; dann die Stadtknabenschule, die städtische Mädchenschule (mit Sekundarabtheilung), die Gemeindeschule, die Ergänzungsschule *); außerdem mehrere Privat-Institute für Knaben und Mädchen, wozu namentlich auch das Landtöchter-Institut zu zählen ist.

*) Die Ausgaben nur für das städtische und Gemeindsschulwesen betrugen in der Stadt Zürich im Jahr 1858 die Summe von Fr. 78,996. 79 Ct.

An wohlthätigen und andern gemeinnützigen kantonalen, städtischen und Privat-Anstalten und Vereinen bestehen: das Kantonsspital mit den abgesondert besorgten Anstalten an der Spannweid (für Unheilbare), dem Pfrundspital für Blödsinnige und Gebrechliche (im alten Spital), der Gebäranstalt und dem Irrenhaus (ebendaselbst); — die städtische Pfrundanstalt zu St. Leonhard (Versorgung für ältere Bürger und Bürgerinnen); das städtische Waisenhaus; die Hülfsgesellschaft mit ihren Filialen, namentlich die Blinden- und Taubstummenanstalt, die Sparkasse für alle Stände (in der Engelburg), die Suppenanstalt (obere Zäune); der Armenväter-Verein, die Arbeitsanstalt der städtischen Armenpflege (mit Depot der Arbeiten an der Augustinergasse); der „Sparhafen in Zürich"; der Verein für arme Wöchnerinnen, der Verein für entlassene Sträflinge, zwei Begräbnißvereine. Die vielseitige Schweizerische Lebensversicherungs- und Rentenanstalt (der Schweizerischen Kreditanstalt); mehrere Wittwen- und Waisenkassen, und eine große Anzahl besonders verwalteter städtischer und Privat-Unterstützungsfonds für gemeinnützige und wohlthätige Zwecke.

An wissenschaftlichen und Kunst-Vereinen und von denselben gebildeten, oder doch besorgten Sammlungen hat Zürich aufzuweisen: die naturforschende Gesellschaft (mit eigener Bibliothek auf dem Helmhause); die Stadtbibliothekgesellschaft (Bibliothek auf der Wasserkirche); die antiquarische Gesellschaft (mit Bibliothek und Sammlung auf dem Helmhaus); das archäologische Kabinet (im Hinteramt); die Bibliothek der Kantonallehranstalten und die des Polytechnikums, die medizinische und

juristische Bibliothek (im Universitätsgebäude). — Das zoologische Museum, die Escher-Zollikofer'sche Sammlung, das Bremi'sche biologische Kabinet, die mineralogische und zoologische Sammlung (größern Theils im Hinteramt); das anatomische Kabinet (im Anatomiegebäude beim Kantonsspital); der botanische Garten (mit Herbarien). — Die Künstlergesellschaft (mit kleiner Gemäldesammlung und Kabinet von Gypsabgüssen nach Antiken, im Kunstgebäude); die technische Gesellschaft, der Architekten-Verein; die Musikgesellschaft, der Quartett-Verein, die Sängervereine (Harmonie, Stadtsängerverein, Cäcilienverein, Kirchengesangverein rc.). Das Aktientheater, und das Sommertheater (zur Falkenburg) u. s. f.

Für Handel und Industrie sind von Wichtigkeit: die Aktienbank (auf der Meise), die Schweizerische Kreditanstalt (Postgebäude und Tiefenhof); Aktiengesellschaft Leu und Kompagnie (große Hofstatt); die Leihkasse (Augustinergasse); die Exportgesellschaft, der Industrieverein, die Eisenbahn- nnd die Dampfschifffahrtsgesellschaft: die Börse (im Theater-Foyer); die Seidentrocknungs-Anstalt, und mehrere Assekuranzgesellschaften. — Ferner bestehen zwei Jahrmessen und eine Ledermesse.

Eine Aufzählung auch nur der bedeutendsten Ragionen in den verschiedenen Industriezweigen kann nicht im Plane dieser Blätter liegen, zumal dafür eigene Ragionen-Verzeichnisse bestehen *). Die wichtigsten Zweige sind: Seidenfabrikation und Seidenhandel, weniger die Baumwollen- und Wollenfabrikation;

---

*) So ist für 1859 ein neues Adreßbuch von Zürich und Umgebung von Hintermeister erschienen.

von großer Bedeutung dagegen die mechanischen Werkstätten. Beträchtlich ist auch die Papierfabrikation, ebenso Buchdruckerei und der Buchhandel; und in neuerer Zeit die Pianofortefabrikation, die Seifensiederei und Kerzenfabrikation.

Gasthöfe ersten und zweiten Ranges in Zürich sind: das Hôtel Baur bei der Post, Hôtel und Pension Baur am See; Schwert bei der untern Brücke, Bellevue am See, Krone, Storch, Hôtel Bilharz; außer diesen bestehen noch: Sonne, Falke, Hôtel Scheller, Seehof, Adler, Schiff, Limmathof u. s. f.

Die nachfolgenden Wanderungen gehen vom Mittelpunkte der Stadt aus und kehren wieder ebendahin zurück.

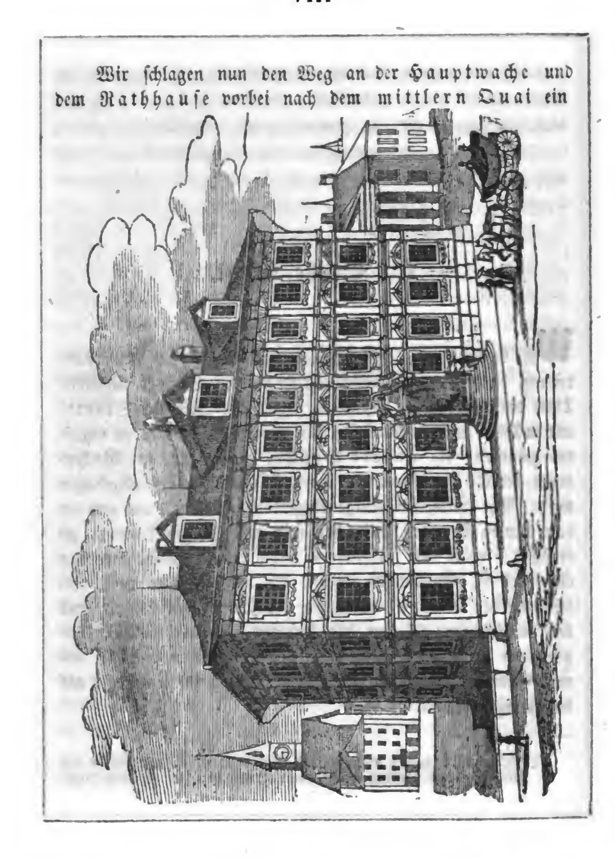
1. Große Stadt.

Wir beginnen die Besichtigung der Stadt mit der Wanderung durch den am rechten Ufer *) der Limmat liegenden Theil derselben, d. h. durch die sogenannte „große Stadt", und wählen zum Sammelplatz für diejenigen, die uns zu begleiten gedenken, die untere Brücke, auf welcher an Wochentagen der Obst-, Gemüse- und Blumenmarkt abgehalten wird. Wir verweilen einige Augenblicke daselbst, um uns an dem bunten Treiben, das schon früh am Morgen beginnt, zu ergötzen, wobei wir, besonders wenn es ein Wochenmarkttag (Freitag) ist, Gelegenheit finden, die leider immer mehr verschwindenden Trachten, namentlich des schönen Geschlechts, aus den verschiedenen Theilen des Kantons und der nächsten Umgebungen zu mustern. Frühes Obst, und mehr noch frühe, feinere Gemüse kommen selbst aus der Umgegend von Basel auf den hiesigen Markt.

---

*) Bekanntlich nennt man rechtes Ufer dasjenige, welches in der Richtung des fließenden Stromes demselben zur Rechten liegt.

Wir schlagen nun den Weg an der Hauptwache und dem Rathhause vorbei nach dem mittlern Quai ein



Auf ersterer befindet sich auch das Paßbureau; letzteres, das bereits das dritte an dieser Stelle errichtete Gebäude *) ist, enthält die Räume für die Finanz- und Domänen-Verwaltung, diejenige für die Polizeidirektion, sowie die Sitzungssääle des Regierungsrathes und des Großen Rathes des Kantons Zürich. Im Saale des letztern tagt auch die Synode der Geistlichen, und in den (8) letzten Jahren wurde in demselben von den Professoren der höhern Lehranstalten während des Winters ein Cyclus von Vorträgen vor einem zahlreichen gemischten Publikum gegeben, welche meist großen Beifall ernteten. In der Vorhalle auf dem untersten Stocke sind von einem zürcherischen Künstler, Melchior Füßli (1709) die Fische des Zürichsees und der Limmat (in 40 Arten) auf zwei großen Tafeln abgebildet, und im ehemaligen Sitzungssaale des Obergerichtes ist ein Oelgemälde, die drei Eidgenossen vorstellend, von Heinrich Füßli aus Zürich, einstigem Präsidenten der Großbritannischen Kunst-Akademie zu London; die Fruchtstücke und das Zürcher Wappen an der Treppe des ersten Stocks sind von Hans Asper gemalt.

Blickt man durch die links ziemlich jäh ansteigende enge Marktgasse, so begreift man kaum, wie es möglich war, daß vor nicht dreißig Jahren diese Straße die einzige Passage für Fuhrwerke war, welche von der Winterthurer- und St. Galler-Route nach der andern Seite der Limmat sich begeben wollten, und daß die schon damals zahlreichen Postwagen, die großen Korn- und Frachtwagen, langes Bauholz und andere schwere Baumaterialien u. s. f. alles durch diese Gasse geführt werden mußten. Seit der Erstellung der Münsterbrücke und der neuen

*) In den Jahren 1693 bis 1698.

Quais wird sie nunmehr nur noch von kleineren Fuhrwerken benutzt.

Dem Rathhaus gegenüber ist das Zunfthaus zur Safran mit dem vielbesuchten **Café du Safran** oder **Café du Commerce.** Im obern Stocke halten während der Wintermonate die technische und die Architekten-Gesellschaft ihre Zusammenkunft. Vor demselben ist der Fisch- und Wildpretmarkt und an Wochenmarkttagen der Butter- und Käsemarkt; unter den Bogenhallen befindet sich u. a. auch die Buchhandlung Meyer und Zeller (Knoch).

Der vom Rathhaus bis zur Münsterbrücke sich erstreckende mittlere Quai hat eine Länge von 360 Fuß und an seiner schmalsten Stelle eine Breite von 40 Fuß und kostete 21000 Gulden oder 49000 Franken.

Der zum Theil alterthümliche etwas hervortretende Bau ist das Zunfthaus zum Rüden, Eigenthum der adelichen Gesellschaft. In demselben befindet sich im obern Stocke das Lesezimmer der Museums-Gesellschaft, welche nun bereits seit 25 Jahren besteht, und neben einem sehr reichhaltigen Lesekabinet, in welchem nicht nur eine große Zahl politischer Zeitungen und Intelligenzblätter (an 100), und eine Menge wissenschaftlicher Zeitschriften (über 220), sondern auch die interessantesten Erscheinungen der neuesten Literatur aufgelegt sind, auch eine nicht unbeträchtliche Bibliothek; einer besondern Gesellschaft ist im Conversationszimmer Platz für die Aufstellung einer reichen geographischen Kartensammlung eingeräumt. Ihre sehr beträchtlichen Ausgaben bestreitet sie aus den Jahresbeiträgen der Mitglieder, auch hat sie ein nicht unbedeutendes Vermögen als Reservefond gesammelt. Es darf sich diese Anstalt sowohl in Beziehung auf

Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des gebotenen Lesestoffes, als auch auf vorzügliche Leitung derselben mit den besten Institutionen dieser Art messen. Dieselbe zählt gegen 500 Mitglieder, auch haben Fremde, die durch ein solches eingeführt werden, einen Monat lang freien Zutritt. Im Erdgeschoß befindet sich u. a. die Leihbibliothek, Buch- und Kunsthandlung von J. Honegger.

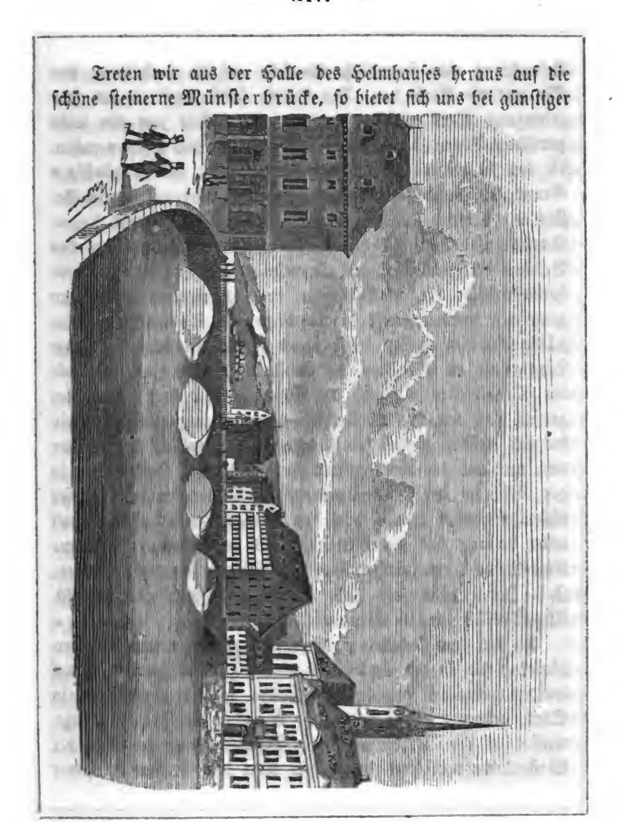
Folgen wir dem Quai aufwärts, so stellt sich uns das Helmhaus dar, mit seinen offenen Hallen, die an Markttagen für den Flachs- Hanf- und Leinwandverkauf benutzt werden. Dicht daran angebaut befindet sich die alterthümliche Wasserkirche*), die in den Jahren 1479 bis 1484 unter der Leitung Waldmanns, damaligem Bauherrn der Stadt, durch Hans Felder von Oettingen im Ries (Würtemberg) erbaut wurde. Das Innere derselben ist, obgleich nunmehr beträchtlich verändert, wohl einer Besichtigung werth. In den Räumen derselben und des anstoßenden Helmhauses befindet sich nun die Stadtbibliothek (im Jahr 1629 gegründet), die an 67000 Bänden zählt, worunter circa 3000 Handschriften, viele seltene Incunabeln und andere merkwürdige Druckschriften, worüber der Abwart, welcher die Schlüssel bewahrt, Aufschluß geben kann. Ein großes Relief, welches sich etwa über einen Drittheil der Schweiz erstreckt, im Maßstab von $1/40000$, von Ingenieur Müller aus Engelberg, und ein kleineres aber in weit größerem Maßstabe verfertigtes, das Engelberger-Thal vorstellend, sind beide der Beachtung werth. Ebenso ist eine Anzahl von Bildnissen und Büsten ausgezeichneter Zürcher nicht ohne Interesse. Ferner be-

*) Eine ausführliche und interessante Abhandlung über die Wasserkirche findet sich in den Neujahrsblättern der Stadtbibliothek für die Jahre 1842 bis 1848.

findet sich im zweiten Stock die **Bibliothek der naturforschenden Gesellschaft** mit circa 10000 Bänden, welche ebenfalls viel Vorzügliches, namentlich sehr kostbare Kupferwerke aufzuweisen hat; endlich die **Bibliothek** und das **Kabinet der antiquarischen Gesellschaft**, welches letztere sechs verschiedene Sammlungen enthält, nämlich: A) Culturgegenstände aus celtischer, aus römischer und aus mittelalterlicher Zeit; B) celtische, römische und mittelalterliche Münzen; C) Handzeichnungen von Culturgegenständen, Denkmälern, Bauwerken u. s. f. aus den genannten drei Zeiträumen, nebst einer Anzahl von Oelgemälden kirchlich historischen Inhalts aus dem XV. und XVI. Jahrhundert und einer Reihe von Glasgemälden aus dem XV. bis XVIII. Jahrhundert; D) Urkunden; E) Siegel; F) Abdrücke antiker, geschnittener Steine, Münzen und Medaillen. Der Zutritt zu demselben im Begleite eines Mitgliedes der Gesellschaft oder des Bibliothek-Abwarts ist leicht erhältlich.

Das **Helmhaus**, an dessen Stelle früher eine hölzerne Vorhalle stand, in welcher bis zum Jahr 1414 von dem Schultheiß, d. h. dem Stellvertreter des kaiserlichen Vogtes, Gericht gehalten wurde, ward erst in den Jahren 1789 bis 1792 erbaut. Bei diesem Anlaße wurde dann eine an der Südwestseite der Wasserkirche hervorsprudelnde, etwas schwefelhaltige schwache Mineralquelle, welche früher wegen ihrer angeblich heilkräftigen Wirkungen in hohen Ehren gehalten worden, dann aber nach und nach in Vergessenheit gerathen war, neu gefaßt, und durch ein Pumpgestänge, das von dem Wasserrad auf der damaligen hölzernen, obern Brücke in Bewegung gesetzt wurde, zu Tage gefördert. Jetzt hat sich die Quelle größtentheils verloren, und der Brunnen wird nicht mehr benutzt.

Treten wir aus der Halle des Helmhauses heraus auf die schöne steinerne Münsterbrücke, so bietet sich uns bei günstiger



Beleuchtung eine freundliche Aussicht auf die Hochalpen, den See und die Stadt dar. Die Brücke selbst darf als ein sehr gelungenes Werk gerühmt werden. Sie besteht aus vier leicht gewölbten Bogen, deren Pfeiler auf nahe an 500 Pfählen ruhen, die von 14 bis 54 Fuß Länge in den nicht überall günstigen Grund des Flußbettes eingerammt wurden, und auf starken Rosten, die 6 bis 7 Fuß unter dem niedrigsten Wasserstand liegen. Gewölbe und Einkleidung sind von schwarzem Marmor aus den Brüchen am Wallensee, das Hauptgesims aus weißlichem Gotthards-Granit, der in Mellingen von ungeheuren Fündlingen gewonnen wurde; ebenso die Trottoirs. Die Spannung der einzelnen Gewölbe beträgt 49 Fuß mit 7 Fuß Pfeilhöhe, die ganze Länge nahe an 300 Fuß, die Breite 33 Fuß 8 Zoll, die Dicke der Mittelpfeiler 8 Fuß, die Widerlager 12 Fuß. Trotz der großen Last von 123133 Centner und dem ungünstigen Terrain hat sich dieselbe weder bei Abnahme der Gerüste, noch später auch nur um eine Linie gesenkt, was unter die Seltenheiten in der Geschichte der Brückenbaukunde gezählt werden darf. Dieses schöne Bauwerk wurde von der zürcherischen Kaufmannschaft unter Leitung des (im Oktober 1858 verstorbenen) Ingenieur Negrelli von den zürcherischen Baumeistern Conrad Stadler, Joh. Jak. Locher und Joh. Staub ausgeführt und am 20. August 1838 feierlich eingeweiht.

An den dem Helmhause gegenüberliegenden neuen Münsterhäusern, die an der Stelle des ehemaligen Salzhauses erbaut wurden, bewahrt eine an den beiden vordern Eckpfeilern in Stein gehauene Darstellung die Legende von der Schlange, welche von einer Kröte aus ihrem Schlupfloche in der Nähe der Wasserkirche verdrängt, den Kaiser Karl den Großen bei seiner

Anwesenheit in Zürich durch wiederholtes Läuten an der Hausglocke um Rechtsertheilung angesprochen, und hierauf als Dank für erfolgten günstigen Bescheid, ein kostbares Juwel in den Becher des Kaisers fallen ließ. — Im Erdgeschoß und zum Theil auch in den obern Stockwerken befindet sich eine große Anzahl mit prächtigen Schaufenstern versehener Magazine.

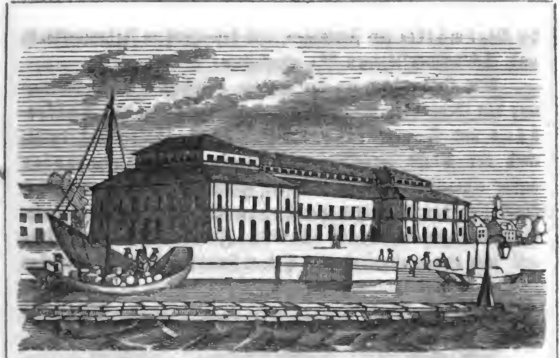
Wir könnten nun die zwischen den Buden unter der Münsterterrasse und den Münsterhäusern befindliche lange Salzhaustreppe zur Kathedrale ansteigen, doch ziehen wir es vor, unsern Weg längs dem obern Quai fortzusetzen. — Früher ging die Straße unter dem ehemaligen Zunfthause zur Schiffleuten hindurch, weßhalb Frachtwagen und Kornfuhren eine gewisse Höhe der Ladung nicht übersteigen durften, was oft mancherlei Störungen des Verkehrs nach sich zog; außerhalb floß die Limmat, welcher nun die ganze Breite des Quais und stellenweise noch weit hinein an die innere Häuserreihe der Raum abgewonnen werden mußte, so daß die schmalste Breite des Quais noch 50 Fuß beträgt. Derselbe wurde hauptsächlich in den Jahren 1837 bis 1839 ausgeführt und kostete circa 24000 Gulden oder 56000 Franken.

An diesem Quai landen die meisten vom See herkommenden Markt- und Frachtschiffe, weßhalb derselbe, zumal er auch sonst eine Hauptstraße bildet, sehr belebt ist. Zahlreiche kleine Gondeln, Ruder- und Segelschiffe stehen jeder Zeit mit oder ohne Kahnführer zu Lustfahrten auf dem See bereit; doch dürfte die Erinnerung nicht überflüssig sein, daß bei großem Wasser der des Fahrens nicht ganz Kundige wegen der starken Strömung der Limmat leicht in Verlegenheit und selbst in Gefahr gerathen kann.

An dem Platze zwischen dem thurmhohen **Hôtel garni** (ehemals **Hôtel du Lac**) und dem **Hôtel Bilharz** (ehemals Raben) befinden sich noch drei kleinere Gasthöfe: Rößli, Seehof und **Hôtel Scheller**, und am Ende des Quais der Gasthof zur Krone und das prächtige (jedoch erst in einem Flügel vollendete) neue **Hôtel Bellevue** in herrlicher Lage zunächst am Hafen. Von den **Belvedere's** auf den beiden letztern Gasthöfen genießt man einer vortrefflichen Aussicht auf den See, die Hochalpen und über die Stadt hin.

Die kleine Budenhalle neben dem Hechtplatz (wo auch eine Station für Droschken ist) wurde im Jahr 1835 errichtet, als Ersatz für die zahlreichen, zum Theil häßlichen Kramladen, welche bei den Quai-Bauten weggeräumt werden mußten.

Ein dritter ebenfalls größtentheils dem Wasser abgewonnener breiter Quai zieht sich hinter dem neuen Hafendamm bis zur Gränze des Stadtgebiets. Er wurde im Jahr 1838 zum Theil vom Staate, zum Theil von der Kaufmannschaft ausgeführt. An demselben liegt zunächst, an das **Hôtel Bellevue** anstoßend, das Salzmagazin mit dem hübschen Administrationsgebäude, der Wohnung des Salzdirektors. — Mitten auf dem weiten Platze, einst sumpfiger Grund, steht, unmittelbar am Hafen die neue Kornhalle, welche in den Jahren 1837 bis 1839 ebenfalls nach dem Plane Negrelli's, zwar schön, aber (nach dem allgemeinen Urtheil der Sachverständigen) ganz unzweckmäßig, und mit einem Kostenaufwand von circa 60000 Gulden oder 140000 Franken erbaut wurde. — Der erste Kornmarkt in demselben wurde am 8. Mai 1840 eröffnet; seit dieser Zeit ist aber der Ertrag desselben für das Stadtärar in stetem Abnehmen begriffen, weil durch das Gesetz (vom 2. Heumonat 1835) der



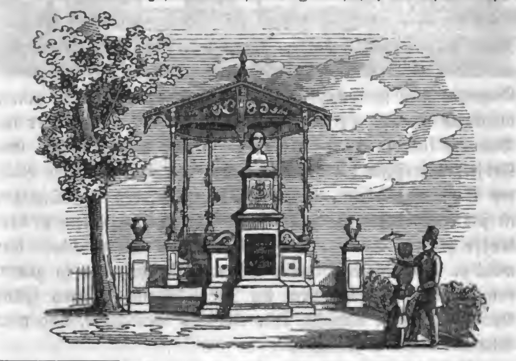
Getreidehandel freigegeben wurde, so daß nun die größten Käufe auswärts gemacht werden. Außerdem sind die Lagerhäuser im Bahnhof für den Käufer und Verkäufer bequemer gelegen. Ein Projekt betreffend die Verlegung des Kornhauses in die Nähe des Bahnhofes scheint nicht realisirt zu werden. — Dagegen ist seit einigen Jahren die bisher in Zurzach abgehaltene Ledermesse größern Theils nach Zürich übergesiedelt, und scheint hier wohl zu gedeihen und immer mehr an Ausdehnung zu gewinnen. Sie findet zwei Mal im Jahre Statt, nämlich Mitte Aprils und Ende Augusts, oder Anfangs September, und wird beim Kornhause abgehalten.

Außerhalb der Kornhalle steht das zweckmäßig eingerichtete städtische Kornmagazin, in welchem die für den Fall eintretenden Mangels oder großer Theurung gesammelten Vorräthe aufbewahrt werden.

Auf dem grünen, mit Bäumen bepflanzten Platze werden

die Viehmärkte (an Freitagen, und besonders an Jahrmarkts- *) und Schließmarktstagen **) abgehalten.

Wir steigen nun an der Grenze zwischen dem Stadtbanne und den Gemeinden Riesbach und Hottingen neben dem Kaffeehaus und Sommertheater zur Falkenburg auf, da die nach der Stadt zurückführende Straße von Stadelhofen außer einigen ansehnlichen Häusern nichts Bemerkenswerthes darbietet und das Ansteigen zur hohen Promenade von dieser Seite weniger beschwerlich ist ***). Zwischen dem allgemeinen und dem davon abgesonderten Privat-Friedhof hindurch erreichen



*) Am 1. Mai und 11. November

**) Am 5ten Montag nach Pfingsten und am 3ten Montag nach Kirchweih (11. September).

***) Wer jedoch einige Minuten ersparen will, kann sofort vom Hôtel Bellevue durch die Thorgasse hinauf über den Kartoffelmarkt und die steile Kühgasse hinan auf die hohe Promenade gelangen.

wir auf diesem Wege bald den höchsten Punkt des aussichtsreichen öffentlichen Spazierganges und erfreuen uns an der reichhaltigen panoramischen Aussicht. Doch noch freier ist sie bei dem offenen Pavillon im Rücken des Monumentes, das die schweizerischen Sängervereine dem um den Volksgesang hochverdienten Komponisten **Dr. philos.** Hs. Georg Nägeli von Zürich (geb. 27. Mai 1773, gest. 26. Dezember 1836) gesetzt haben. Vom nördlichen Ende der Promenade erblickt man tief unter sich die Straße, welche im vorigen Jahrhundert mit großen Kosten behufs bequemerer Zufahrt zu einem zwar erst projektirten Kornhause am See, durch den einst zusammenhängenden Geißberghügel *) durchbrochen wurde. Gegenüber stand einst in der sogenannten Winkelwiese der Geißthurm, einer der in den ältern Ringmauern angebrachten Wachtthürme, welcher dann später als Pulvermagazin diente, am 10. Juni 1652 aber durch einen Blitzstrahl entzündet in die Luft gesprengt wurde. Ungeachtet 420 Centner Pulver **) in demselben aufbewahrt und Steine von 2 bis 3 Centner an Gewicht bis in die kleine Stadt, andere, kleinere sogar bis nach Wollishofen geschleudert, und die Ringmauern zu beiden Seiten des Thurmes auf nahe an 100 Schritt Länge niedergeworfen wurden, so fanden doch nur 7 Personen den Tod. Dagegen wurden 32 Personen schwer, und sehr viele leichter verwundet. Indessen wurde der an Gebäuden angerichtete Schaden auf mehrere hunderttausend Gulden berechnet.

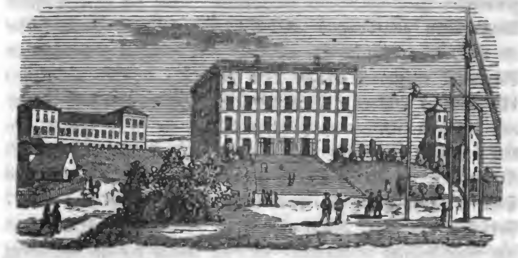
---

*) Offenbar ist dieser Hügel eine ehemalige Gletscher-Moräne, wovon die zahlreichen Fündlinge von schwarzem Marmor aus den Glarnergebirgen Zeugniß ablegen.

**) Vergl. Neujahrsbl. der Feuerwerker-Gesellschaft Nr. XLVII. S. 78 Note 87.

Ein Gang durch den neuen Friedhof, und ein Besuch der in gothischem Style von dem zürcherischen Architekten August Stadler nach dem Plane seines Bruders Ferdinand Stadler erbauten, und mit Glasmalereien von dem in Zürich domicilirenden, geschickten Glasmaler Röttinger (aus Nürnberg) und Weiß, Glaser, aus Zürich geschmückten Kapelle, dürften für Manchen nicht ohne Interesse sein.

Kehren wir durch das neue mit vielen stattlichen Gebäuden gezierte, erst seit etwa 20 Jahren erstandene Quartier des innern Zeltwegs, dessen nördliche Seite jedoch nicht mehr zum Stadtgebiet gehört, nach der Stadt zurück, so erblicken wir rechts gegen die Anhöhe das schöne Kantonsschulgebäude.



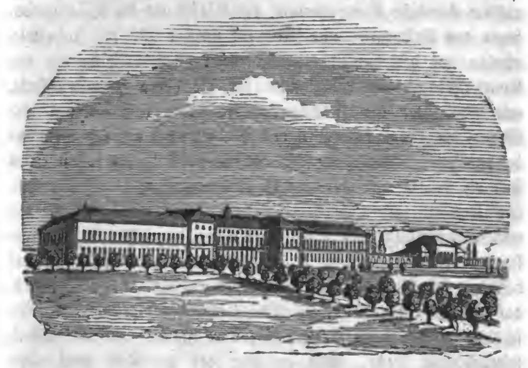
Wir gelangen dahin entweder an der Graberg'schen Schriftgießerei, oder am Turnschopf vorbei, eine breite Freitreppe ansteigend. Dasselbe wurde in den Jahren 1839 bis 1842 nach dem Plane und unter der Leitung des nunmehr *) verstorbenen

*) 12. April 1858. Die Kosten für den Bau mit Inbegriff der Erdarbeiten rc. belaufen sich auf 278,825 alte Schw.-Frkn.

Architekten Albert Wegmann von Zürich erbaut, und am 15. August 1842 feierlich eingeweiht. Im untern Stockwerke befinden sich auf der linken oder Südseite das große wohleingerichtete chemische Laboratorium, der Hörsal und die Repositorien, sowie das Rektorats- und Konventszimmer für die Industrieschule; auf der rechten oder Nordseite die Lokalitäten für den Concierge und die Lehrzimmer für die obere Industrieschule, mit Ausnahme des Zeichnenzimmers, und gegen Osten und Westen die den Schülern in den Pausen auch als Tummelplätze bei schlechtem Wetter dienenden Eingangshallen. Im ersten Stock sind die Lehrzimmer der untern Industrieschule, das physikalische Kabinet und Lehrzimmer, das Repositorium der kleinen naturwissenschaftlichen Sammlungen, sowie derjenigen für Waarenkunde, und der Saal für's Handzeichnen. Im obern Stockwerk befinden sich die Lehrzimmer des obern und untern Gymnasiums, das Zimmer für das geometrische Zeichnen der obern Industrieschule und der große Gesangsaal, der zugleich für die Schulfeierlichkeiten dient, wozu er aber bei der stets wachsenden Frequenz der Schule schon nicht mehr genügenden Raum darbietet. Der westlich vor dem Schulgebäude mit Gebüsch eingefaßte Platz dient als Turnplatz, wo auch gewöhnlich die Turnfeste gefeiert werden. Das große ovale, meist mit trübem Wasser angefüllte Bassin mußte bei der Demolition der Schanzen und Ausfüllung der Graben reservirt werden, damit der durchströmende, bei starken Regengüssen heftig anschwellende Wolfbach die mit sich führende bedeutende Menge Schlamm absetzen könne.

An der Grenze des Stadtgebietes steigen wir die Rämitannenstraße hinan an der ehemaligen großen Kern'schen Bierbrauerei zum Schanzenberg vorüber — oder auf einige Augen-

blicke das Stadtgebiet verlassend zum Biergarten auf der Platte, wo wir eine Erfrischung nehmen können — nach dem neuen Krankenhause oder dem Kantonsspital hinan. Diese



ausgedehnten Bauten wurden in den Jahren 1837 und 1838 nach einem von den zürcherischen Architekten Wegmann und Zeugheer gemeinsam entworfenen Plane ausgeführt, aber erst am 20. Juni 1842 von 118 Patienten bezogen. In der Fronte mißt das Hauptgebäude 589 Fuß in die Länge, und hat im Mittelgebäude, wo die Administration, die Apotheke, der Betsaal, das Operationszimmer u. s. f. sich befinden, drei Stockwerke, auf den beiden Seitenflügeln aber nur zwei Stockwerke. Es enthält 10 große Krankensäle, 8 kleinere Zimmer für zahlende Patienten u. s. f. Auf der Südseite ist das von der Hochschule benutzte, aber für das Bedürfniß viel zu großartig an-

gelegte Anatomiegebäude mit den reichhaltigen anatomischen Sammlungen. Ostwärts hinter dem Hauptgebäude ist in etwas erhöhter Lage das Absonderungshaus für die mit ansteckenden Krankheiten Behafteten. — Die Kosten für den ganzen Bau belaufen sich auf 759,873 alte Schweizerfranken (oder 1,108,148 Fr. 90 Ct. neue Währung), woran das Anatomiegebäude allein auf 106,567 alte Franken zu stehen kam. — In dieser Krankenanstalt erhalten alle Kantonsbürger, sowie Schweizer anderer Kantone, und Fremde, von welchen die Reciprocität nachgewiesen werden kann, ärztliche Behandlung und Pflege unentgeldlich; andere haben ein mäßiges tägliches Kostgeld zu entrichten. — Ein großes Unglück drohte dieser Anstalt, als im Frühjahr 1858 im Mittelgebäude (aus nicht völlig ausgemittelter Ursache) in der Nacht Feuer ausbrach, wodurch der Dachstuhl desselben in Flammen aufging. Dem weitern Umsichgreifen des Feuers aber vermochte die rasche und unermüdliche Thätigkeit der herbeigeeilten Löschmannschaft aus der Stadt und den benachbarten Gemeinden Einhalt zu thun. Auch konnten die Kranken ohne bedeutenden Unfall bei Zeiten in Sicherheit gebracht werden.

Ein anderes gemeinnütziges Institut befindet sich dem Kantonsspital gegenüber, nämlich die Blinden- und Taubstummen-Anstalt, von denen die erstere im Jahr 1808 auf Antrieb des edlen Dr. Archiater Hirzel*), Präsidenten der Hülfsgesellschaft durch diese gegründet, die letztere im Jahre 1826 von dem gleichen wohlthätigen Vereine durch Hirzels Freund, Hs. Konrad Ulrich**), einem Schüler des berühmten

*) Joh. Kaspar Hirzel, geb. zu Zürich 1751, gest. 1817.
**) Hs. Konrad Ulrich geb. zu Zürich 1761, gest. 1828.



Abbé de l'Epée in's Leben gerufen wurde. Das neue in herrlicher Lage an der Stelle der ehemaligen Kronenporte stehende Gebäude wurde im Jahr 1837 nach dem Plane und unter der Leitung des Architekten Leonhard Zeugheer erbaut.

In dem zur Anstalt gehörenden Garten erblickt man auf einem Hügel, einem Reste der ehemaligen Befestigungswerke, ein kleines Gebäude mit getheiltem Dache, die bescheidene Sternwarte, auf welcher die geographische Lage von Zürich durch Hofrath Horner *), Oberst H. Pestalozzi **) und Ingenieur

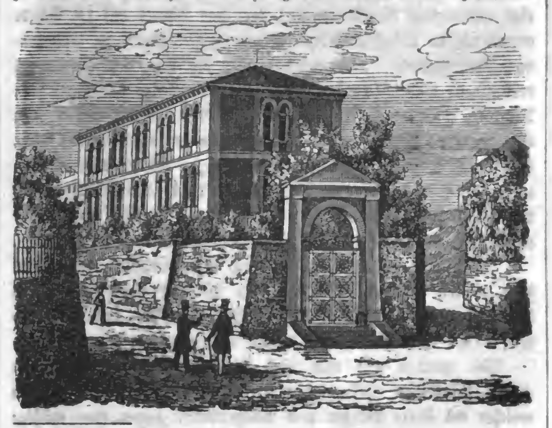
*) Hs. Kaspar Horner von Zürich, kaiserl. russischer Hofrath, welcher in den Jahren 1803 bis 1806 den russischen Kapitän Krusenstern als Schiffsastronom auf seiner Reise um die Welt begleitete, war geb. am 21. März 1774 und starb am 3. Nov. 1834.

**) Heinrich Pestalozzi, Ingenieur-Obrist und später Straßenbau-Inspektor des Kantons Zürich, geb. 1790, starb 1857.

Joh. Eschmann *) zu 47°, 22′, 31″ 14 nördlicher Breite und 6°, 12′ 46″ 92 östlicher Länge (von Paris) bestimmt wurde. Die Höhe des Fußbodens der Sternwarte über der Null-Marke **) des Pegels beim Stadthause fand Ingenieur Fehr zu 155,6 Pariserfuß.

Das verpallisadirte Haus in der Nähe dient aufgegriffenen Vagabunden u. dgl. zum vorübergehenden Aufenthalt.

Einen freundlicheren Anblick gewährt das neue Kunstgebäude, die reizende Besitzung der im Jahr 1787 gestifteten



*) Johannes Eschmann von Zürich, Ingenieur-Oberstlt., der um die trigonometr. Vermessung der Schweiz große Verdienste sich erwarb, geb. 1808, starb 1852.

**) Dem Zeichen des niedrigsten Wasserstandes im Jahr 1814.

Künstlergesellschaft, welche in diesen schönen Räumen nunmehr auch die periodischen Kunstausstellungen der allgemeinen schweizerischen Künstlergesellschaft beherbergt, sowie nicht selten auch eigene Ausstellungen von Gemälden und andern Kunstgegenständen veranstaltet. In demselben Lokale befinden sich auch die werthvollen Sammlungen von Originalzeichnungen des Idyllendichters Salomon Geßner und des genialen Landschaftsmalers Ludwig Heß *). Eine Sammlung von Gypsabgüssen vorzüglicher Antiken, eine Gallerie schweizerischer Künstlerporträts, so wie eine auserlesene Kunstbibliothek, und das bereits auf 19 Bände angewachsene Künstler-Album bieten reichen Stoff zu angenehmer Unterhaltung, nicht minder aber die mit dem Kunstlokal verbundene Wirthschaft im Nebengebäude und die davor gelegene Terrasse, welche eine überraschende Aussicht auf die Stadt, den See und das Alpengebirge darbietet, von der das entzückte Auge selbst nach dem schönsten Kunstgenuß kaum sich zu trennen vermag. Auch das von dem Künstlergut durch den Garten nach der Stadt hin führende Portal und einige daselbst aufgestellte römische Bauüberreste sind der Beachtung nicht unwerth.

Doch wir wollen die Höhe noch nicht verlassen, zumal auf dem weiten jetzt noch leerstehenden Plateau wahrscheinlich in Kurzem eine der schönsten Zierden Zürich's, das eidgenössische Polytechnikum sich erheben wird.

Wir wenden uns nun nach der ebenfalls sehr schön gelegenen städtischen Pfrundanstalt zu St. Leonhard, in welcher 60 ältere Bürger und Bürgerinnen gegen eine mäßige

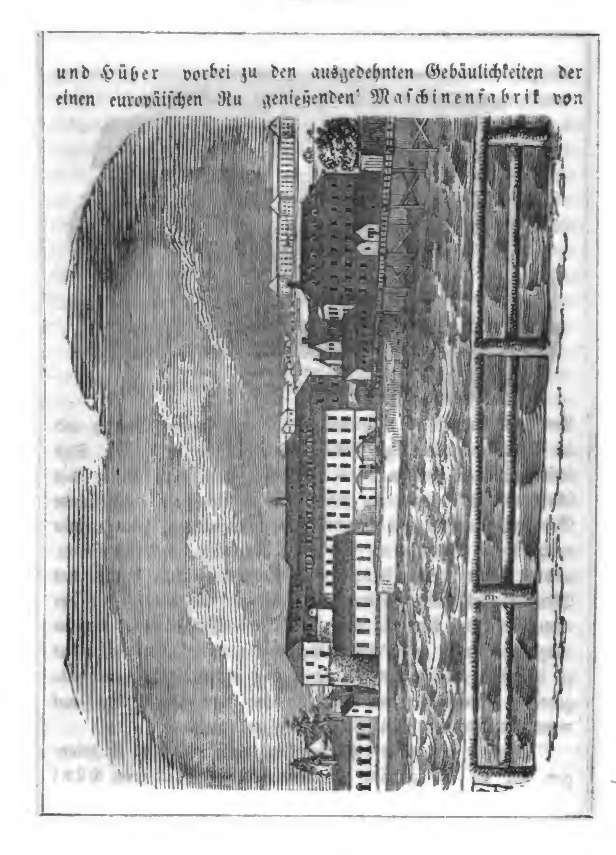
*) Letztere ist eine der vielen großmüthigen Vergabungen seines Sohnes, des unlängst (am 19. Oktober 1857) verstorbenen Alt-Bürgermeister Joh. Jak. Heß.



Einkaufssumme ihren Lebensabend frei von äußern Sorgen und im Genuß aller nöthigen Pflege ruhig beschließen können. Das schöne in den Jahren 1840 bis 1842 nach dem Plane des schon mehrmals genannten Architekten L. Zeugheer ausgeführte Gebäude, umgeben von freundlichen Gartenanlagen, genießt einer vortrefflichen Aussicht auf das weite Limmatthal und die Stadt, und es lohnt sich die Mühe, auch wenn man das Innere des Pfrundhauses nicht besehen will, einige Augenblicke bei der einzelnstehenden Linde in dem jedermann offenstehenden Garten auszuruhen und auch diesem Panorama einige Aufmersamkeit zu schenken, wobei man die etwa eben ankommenden oder abgehenden Bahnzüge nach Baden oder nach Winterthur auf weite Strecken mit dem Blicke verfolgen kann.

Steigen wir auf der St. Leonhardsgasse hinunter, so gelangen wir an der großen Pianoforte-Fabrik von Hüni

und Hüber vorbei zu den ausgedehnten Gebäulichkeiten der einen europäischen Ru genießenden Maschinenfabrik von



Escher, Wyß und Komp. in der Neumühle, worunter man gegenwärtig jedoch den Komplex von mehr als 50 Gebäuden versteht, die ein ganzes Quartier am nordöstlichen Ausgang der Stadt bedecken, und unter denen viele von sehr ansehnlichen Dimensionen sich befinden, in welchen zusammen täglich über 1200 Arbeiter beschäftigt sind. — Auf den Mauern der ehemaligen Befestigungswerke steht die im Jahr 1805 durch Kaspar Escher im Felsenhof nach eigenem, auf mehrjährige und mühsame Versuche gegründetem Plane errichtete Baumwollenspinnerei, die, wenn auch nicht die erste*) im Kanton, doch durch ihre vorzüglichen Leistungen die Veranlassung und das Vorbild zur schnellen Entwicklung und Verbreitung dieses damals neuen Industriezweiges im ganzen Lande wurde**). Fast gleichzeitig führte dann das Bedürfniß der schnellen Anfertigung der zum Betriebe der Fabriken erforderlichen mechanischen Bestandtheile und Werkzeuge die Errichtung von Werkstätten mannigfaltiger Art herbei, die mit jedem Jahr sich ausdehnten und vervielfältigten; und als dann vollends die Anwendung der Dampfkraft auch auf dem Kontinent, ungeachtet der vorzüglichen hie und da zu Gebote stehenden Wasserkräfte ihre entschiedenen Vortheile bot, und sich als unentbehrlich herausstellte, dehnte sich das Etablissement, besonders als der leider zu früh verstorbene Sohn des Gründers**) dieser Anstalten in das Geschäft

---

*) Es waren schon im Jahre 1802 in Wülflingen von einem Engländer Travies Versuche mit Wassergarn- und Mule-Maschinen gemacht worden, die jedoch nicht von günstigem Erfolge begleitet waren. Besseren Fortgang hatte ein ähnliches schon im Jahr 1798 in St. Gallen errichtetes Etablissement.

**) Gegenwärtig zählt man im Kanton Zürich 80 mechanische Baumwollspinnereien, in denen gegen 7600 Personen beschäftigt sind.

***) Gustav Albert Escher, geb. März 1807; gest. 19. Sept. 1845.

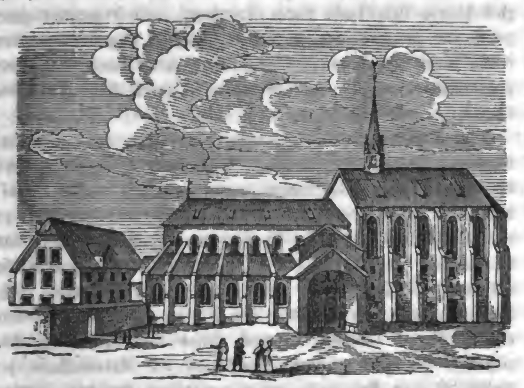
eingetreten war, rasch auch auf diese Zweige des Maschinen-wesens aus. Schon durchfurchen die aus diesen Werkstätten hervorgegangenen Dampfschiffe nicht nur fast alle schweizerischen und oberitalischen Seen, sondern sie wogen auch auf den Fluthen der Donau, des Po, auf den Lagunen Venedigs, dem adriatischen und dem schwarzen Meere. — Die rasche Entwicklung des Eisenbahnwesens in der Schweiz veranlaßte dann auch dieses Etablissement, neue Werkstätten zu gründen, und die in den letzten Jahren aus ihnen hervorgegangenen Lokomotive brausen bereits auf den östlichen und nördlichen Schienenwegen der Schweiz und wetteifern in Vortrefflichkeit mit denjenigen aus den berühmtesten auswärtigen Ateliers. — Unter den zahlreichen Werkstätten nennen wir: Die Dampfhämmer, das Atelier für stehende und Schiffs-Dampfmaschinen, dasjenige für Lokomotive (im Stampfenbach), für den Mühlenbau, für Spinnmaschinen, die Gießerei, Drechslerei und Schleifmühle, die Kesselschmiedwerkstätten, die Schuppen, wo die Schalen der Dampfschiffe aufgesetzt werden u. s. f.

Es stehen uns nun mehrere Straßen zu Gebot, um ins Innere der Stadt zurückzukehren. Folgen wir jedoch zuerst dem unteren Hirschengraben, einer schattigen Allee über einem tiefen Graben, in welchem in früherer Zeit bis zum Jahr 1784 eine Anzahl Hirsche auf Staatskosten unterhalten wurden. Längs derselben wird zwei Mal im Jahr, im Frühling und Herbst, eine vierzehntägige Messe *) gehalten, deren Gründung wahrscheinlich schon aus dem vierzehnten Jahrhundert herrührt. Zu diesem Ende hin wird dann jedes Mal eine große Zahl hölzerner Bu-

*) Siehe oben Seite XVIII Note 1 u. 2.

den aufgestellt, die nach vollendeter Messe wenigstens theilweise wieder abgebrochen werden müssen.

Verlassen wir diese Allee bei der obern steinernen Treppe so gelangen wir auf den Predigerkirchhof, wo wir im Vorbeigang die Kirche zu den Predigern betrachten können. Sie



ist wegen des im reinsten Style deutscher Baukunst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts aufgeführten fünfseitigen, 75½ Fuß hohen Chors wenigstens für den Architekten von Interesse. Das Innere des Schiffes dagegen ist im Jahr 1611, nachdem es lange leergestanden, dann aber zu Oekonomiezwecken benutzt worden war, von den darin errichteten Weinkeltern gesäubert und so renovirt worden, wie wir sie gegenwärtig sehen. Unmittelbar an die Kirche anstoßend sind die

Gebäulichkeiten des alten Spitals, wo namentlich Blödsinnige und altersschwache Personen ihr Unterkommen haben; dann aber auch das, freilich den jetzigen Begriffen von Humanität und den Bedürfnissen wenig entsprechende Irrenhaus sich befindet. Es steht aber zu hoffen, daß in nicht gar ferner Zeit diesem Uebelstande durch Gründung einer freundlicher gelegenen und zweckmäßiger eingerichteten Anstalt abgeholfen werden wird, zu welcher bereits edle Menschenfreunde durch Schenkung großmüthiger Legate, dem Staate und ihren Mitbürgern die moralische Verpflichtung auferlegt haben.

Vom Predigerkirchhof gelangt man — wenn man den Spital bei Seite läßt — durch die große Brunngasse in den obern Theil des Niederdorfs; dabei kommt man an der erst neulich (1857) durch eine Aktiengesellschaft gegründeten Gesellenherberge vorbei. An der Rosengasse, die nach der Limmat hinführt, sind die Gasthöfe zum Adler und zur Rose und in der Hauptstraße derjenige zum Hirschen. Eben dahin kommt man aber auch, wenn man aus dem Einfange des Spitals durch das jenseitige eiserne Portal austritt. Obgleich dieses Quartier wenig Anziehendes hat und größern Theils von der Arbeiterklasse bewohnt ist, so sind doch einige wenigstens für den Zürcher historisch interessante Gebäude und Stellen, welche uns veranlassen dürfen, demselben wenigstens einige Augenblicke zu widmen. — Unweit vom Hirschen, aber auf der rechten Seite der Straße wurde in dem Hause zum Strauß (Nr. 529), das zu Brun's Zeiten ein Wirthshaus war, der Plan zu der auf den St. Mathias-Abend (25. Hornung) 1350 von den Feinden des damaligen Regiments verabredeten Mordnacht durch einen auf dem Ofen schlafenden Bäckerjungen, Namens

Eckenwieser, belauscht und von demselben, nachdem er das Wortzeichen der daselbst versammelten Verschwornen erfahren und sich heimlich entfernt hatte, dem Bürgermeister Brun verrathen und dadurch größtentheils vereitelt. — Etwas weiterhin ebenfalls auf der rechten Seite, da wo jetzt das Singer'sche Magazin ist (Nr. 583), stand früher eine Bäckerei, deren Inhaber Wackerbold, im Jahre 1280 aus Rache für die Strafe, die er wegen zu leichtem Gewicht seines Brodes zu erleiden hatte *), die damals noch größtentheils nur aus hölzernen Häusern bestehende Stadt anzündete, wobei dieselbe bis zum Thore beim Schwibbogen (auf Dorf) abbrannte. Später wurde ungefähr auf dieser Stelle der Marstall der Stadt Zürich erbaut, der aber zu Anfang dieses Jahrhunderts aufgehoben wurde. Bei dem Gasthause „zum neuen Limmathof" sind wir wieder in der Nähe der Neumühle, von wo wir unsere Begleiter längs dem neuen erst im Jahre 1858 eröffneten Limmatquai ins Innere der Stadt zurückführen. Zur Bestreitung der Kosten dieses Baues hat die Stadt ein Anlehen von 300,000 Franken (in 600 Obligationen zu 500 Fr.) erhoben, welches die Bürgerschaft durch alljährliche Steuerbeiträge zu decken und vom Jahr 1860 an innerhalb zehn Jahren successive zu amortisiren hat. Obgleich das Unternehmen, das mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, welche sowohl die Lokalität, als die dabei Betheiligten Privatinteressen demselben in den Weg legten, vielleicht theilweise auch zweckmäßiger hätte ausgeführt werden

*) Diese bestand darin, daß der zu Bestrafende an einem in der Nähe des Rathhauses befindlichem Krahne in einen Korb (dem sogenannten Laster-Korb) über der Limmat aufgehängt wurde, aus dem er sich nicht anders befreien konnte, als wenn er zum großen Gespötte der Zuschauer ins Wasser sprang.

können, so herrscht gegenwärtig doch nur Eine Stimme über die Nützlichkeit desselben, die noch weit stärker hervortreten dürfte, wenn einmal die projektirte fahrbare Brücke über die Limmat nach dem Bahnhofe ausgeführt sein wird. Bereits gehört dieser Quai zu den lebhaftesten Quartieren der Stadt, besonders um Mittag und Abends, wenn die Arbeiter aus den Fabriken und Werkstätten entlassen werden.

An den über die Limmat führenden hölzernen Fußgängerbrücken finden sich zahlreiche Fabrik- und Mühlgewerbe; auf dem untern Mühlensteg eine große mechanische Seidenzwirnerei, einige Mühlen, unter denen die Bodmer'sche vorzüglich der Besichtigung werth ist, eine zu dem Gewerbe von Escher, Wyß und Komp. gehörende Schleifmühle und mechanische Dreherei u. s. f. und auf der kleinen Insel zwischen den beiden Armen der Limmat oder dem sogenannten Papiererwerd die älteste der zürcherischen Papiermühlen, und lange Zeit die einzige im Kanton *), jetzt Eigenthum einer Aktiengesellschaft, welche auch die große Papierfabrik an der Sihl besitzt. Auf dem obern Mühlensteg sind ebenfalls mehrere große Mühlgewerbe, namentlich die von Kappeler und eine erst im verflossenen Jahre vollendete große Escher'sche Floretspinnerei. Der obere Theil des Quai's, von dem nun demolirten ehemaligen Zunfthause zur Gerwe unten an der Rosengasse bis zur Metzg wurde von der Stadt in den Jahren 1823 bis 1825 ausgeführt, wodurch für den Verkehr eine ungemeine Erleichterung gewonnen wurde. An die Stelle alter, baufälliger, zum Theil einen häßlichen Anblick gewährender Häuser, Werkstätten und Schuppen sind nun eine Reihe hüb-

*) Sie wurde schon im Jahr 1470 gegründet.

scher, mitunter sehr schöner Gebäude entstanden, und es ist zu hoffen, daß in nicht allzu lange anstehender Frist auch noch der letzte Uebelstand, die alten Fleischhallen entweder ganz beseitigt, oder doch in einer den Sinnen weniger anstößigen Gestalt umgewandelt werden möchten.

Wir ziehen es daher vor, den Fremden längs dem Quai nur bis zu dem ehemaligen Gasthaus zum Limmathof zu führen und dann, die freilich etwas steil abfallende Stüßi's-Hofstatt hinauf zu geleiten. Dieses letztere Gebäude ging am 26. Juni 1856 wahrscheinlich durch Unvorsichtigkeit eines Stallknechts in Flammen auf, als die ganze Einwohnerschaft und zahllose Fremde nach einem zur Feier der Eröffnung der letzten Strecke der Nordostbahn festlich zugebrachten Tage größtentheils sich schon dem Schlafe in die Arme geworfen hatten. Drei Menschen, Großmutter, Mutter und Kind fanden dabei in den Flammen den Tod, und viele andere konnten nur durch die rühmlichste Anstrengung der zürcherischen Löschmannschaft gerettet werden. — Ein nicht viel glücklicheres Ende nahm dann die in dem restaurirten Gebäude eingerichtete Aktienbäckerei, welche nach kurzer Dauer im Jahr 1858 liquidirte.

Das niedrige Gebäude gegenüber, das Haus zur Schnecke genannt, ist Eigenthum der Gesellschaft der Böcke oder Schwertler, einer der ältesten geselligen Vereinigungen in Zürich, welche alten Nachrichten zufolge ihre Gründung beim Ausbruch des alten Zürichkrieges im Jahr 1437, unter dem Namen „Gesellschaft Zürich" dem damaligen Bürgermeister Stüßi verdankt. Die ursprünglich aus 16 Männern bestehende Verbindung mehrte sich während des Krieges bis auf 60, welche durch ihre verwegene Tapferkeit wesentlich zur Rettung Zürichs bei-

trugen, das am Rande des Untergangs schwebte. Noch gegenwärtig zählt die Gesellschaft 65 Mitglieder, deren Wappenschilde in dem Gesellschaftszimmer aufgehängt sind. — Dem Schützen mag es von Interesse sein, daß in frühern Zeiten bis zum Jahr 1695 die Bogenschützen von dem damals hier stehenden Hause „zum Schütz“ bei schlechter Witterung nach den jenseits der Limmat an der Halde des Lindenhofs aufgestellten Scheiben schossen, und daß die Bolzen in einem Kästchen an einem über den Fluß gespannten Seile zurückgeschickt wurden, was früher als eines der Wahrzeichen Zürichs galt. Das jetzige Gebäude rührt aus den Jahren 1750 bis 1752 her.

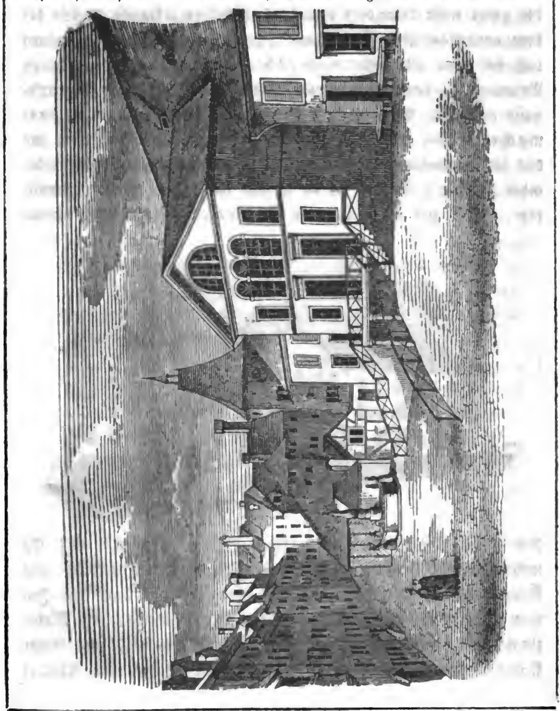
Steigen wir nun die etwas steile Stüßi's Hofstatt hinan, so erblicken wir auf dem schönen Brunnen ein Standbild in ritterlicher Kriegsrüstung mit dem Banner der Stadt Zürich, das beim Volke irrthümlich für das Bildniß des oben erwähnten Bürgermeister Stüßi gilt, das aber wohl nur einen alten Schweizer als Pannerträger von Zürich vorstellen soll. Der Name Stüßi's Hofstatt rührt unzweifelhaft davon her, daß mehrere an derselben liegende Häuser, z. B. Nr. 477, 479, 481, einst Eigenthum, und das letztgenannte auch die Wohnung Stüßi's war. — In dem Eckhause links befindet sich das Geschäftslokal der Aktiengesellschaft Leu u. Komp., einer großartig angelegten, und trefflich gedeihenden Hypothekarbank. Sie besitzt ein Aktienkapital von 10 Millionen Franken in 20000 Aktien à 500 Franken, welche gegenwärtig zu 560 Franken sehr gesucht sind (ja sogar zu 570 Franken ausgeboten werden). Außerdem arbeitet sie mit einem auf verzinsliche Obligationen gestützten Kapital im Betrag von circa 5 Millionen Franken, und besitzt außerdem einen Reservefond von circa 900000 Franken.

Um die Besichtigung einiger Partbieen der größern Stadt ohne allzugroßen Umweg nachzuholen, wenden wir uns durch die zwar nicht besonders anziehende Rindermarktgasse, welche bei dem neurestaurirten Zunfthause „zur Schmidstube" beginnt und bei dem alten Grimmenthurm, gegenüber der kleinen Brunngasse, dem ehemaligen Judenquartier, in die Neumarktgasse ausläuft. An dem ehemaligen Zunfthause der Schuhmacher vorbei gelangen wir auf den obern Hirschengraben, wo das im Renaissance-Styl erbaute Haus „zum Rechberg" (ehemals „Krone") stattlich in die Augen fällt. Das lange vielfenstrige, rechts zur Seite liegende Regierungsgebäude nimmt

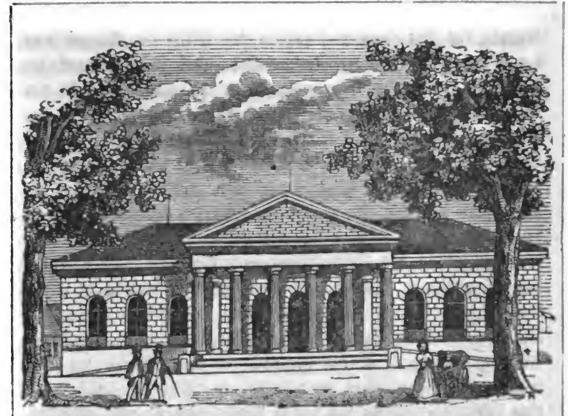


den größern Theil des ehemaligen Baarfüßerklosters ein. Es enthält im Erdgeschoße links: die Zimmer der Direktion und Kanzlei des Medizinalwesens, des Armenwesens und des Innern; rechts die Sitzungszimmer des Kirchenraths, des Medizinalraths, der Justiz-Kommission, des Obergerichts und seiner Kanzlei. Im ersten Stock ist links: die Direction und Kanzlei

der Brandassekuranz, die Direktion und Kanzlei des Militärwesens; rechts die Kantonsschulverwaltung, die Direktion und



Kanzlei des Erziehungswesens; in der Mitte die Kanzlei und der Sitzungssaal des Kriminalgerichts. Im zweiten Stock befindet sich links: das Oberforstamt, die Staatsanwaltschaft, das Topographische Büreau, der Inspektor für den Hochbau, der Ingenieur für den ersten Kreis, der Ingenieur für das Straßenwesen, die Kanzlei für den Hochbau; rechts: der Inspektor für das Straßenwesen, die Kanzlei desselben, und die Direktion der öffentlichen Arbeiten. In dem Flügel zwischen dem Hauptgebäude und dem Theater befindet sich das Sitzungszimmer für die Kriminalabtheilung des Obergerichts und des Geschwornengerichts und Dependenzen. Hinter demselben sind noch zwei wohl erhaltene Seiten des in gothischem Style ausgeführten und mit hübschem Maßwerk verzierten Kreuzgangs zu sehen. Fast unmittelbar anstoßend ist das ebenfalls in einem Theile des ehemaligen Barfüßerklosters in den Jahren 1833 bis 1835 durch eine Aktien-Gesellschaft mit einem Kostenaufwand von 50165½ Gulden oder 117053 Franken eingerichtete Theater, auf dessen Bühne schon viele der ersten Schauspieler, Opernsänger und Sängerinnen Deutschlands aufzutreten nicht verschmäht haben. — Im Foyer desselben wird Nachmittags 2 bis 3 Uhr von der Kaufmannschaft Börse gehalten, welche vorzüglich an Freitagen stark besucht ist. Auch fand in den Räumen des Theaters und des benachbarten Kasino im Jahr 1846 die erste Industrieausstellung für den Kanton Zürich statt. Das mit einer von dorischen Säulen getragenen Vorhalle in einfachem, ansprechendem Style im Jahr 1806 erbaute Kasino, das gegen den obern Hirschengraben Fronte macht, bietet für Konzerte, Bälle und andere größere Vereinigungen schöne und geräumige Lokalitäten.



Von dem obern Hirschengraben wenden wir uns rechts durch die obere Kirchgasse nach dem Innern der Stadt zurück. Das Eckhaus rechts ist die Staats-Kanzlei, und weiterhin das Lokal der zürcherischen Sparkasse *) und im Hofe desselben gegen die Obere Zäune die oben erwähnte, ebenfalls von der Hülfsgesellschaft gestiftete Suppenanstalt. **) Die meisten Häuser dieser Straße waren früher Eigenthum des ehemaligen Chorherrnstiftes beim Großen Münster; an viele derselben knüpfen

*) Dieses gemeinnützige, im Jahr 1805 gegründete Institut zeigte in der Rechnung für das Jahr 1857 ein Kapitalvermögen von 2731266 Fr. 90 Ct; das Guthaben der 11025 Antheilhaber die Summe von 2448173 Fr. 31 Ct.; die Einlagen während des Rechnungsjahrs 392204 Fr.; die Rückzahlungen 295909 Fr. 35 Ct

**) Im Laufe des letzten Rechnungsjahres 1857 auf 1858 sind 33243 Portionen Suppe verabreicht worden.

sich geschichtliche Erinnerungen, die aber wohl meistens nur für den Zürcher Interesse haben, weßhalb wir uns nicht länger dabei aufhalten. *) Das letzte Haus zur Rechten unten an der obern Kirchgasse wird nun theilweise zu einem **Winterlokal für den kirchlichen Unterricht** umgebaut und wohl auch später der französische Gottesdienst dahin verlegt, der gegenwärtig noch in dem großen Saale des gegenüberliegenden neuen **Mädchenschulgebäudes** gehalten wird. Dieser schöne Bau, welcher an der Stelle des ehemaligen Chorherrenstiftshauses **) erst vor wenigen Jahren (1850 bis 1853) durch eine Aktiengesellschaft mittelst 1054½ Aktien à 100 Gulden (oder 246060 Franken) auf vorzüglichen Betrieb des unlängst verstorbenen, gemeinnützigen Alt-Bürgermeister J. J. Heß, erstanden ist, wurde nach dem Plane des schon mehrmals genannten Architekten Albert Wegmann mit einem Kostenaufwand von 291494 Fr. 75 Ct. aufgeführt. Von dem alten Chorherrengebäude, in welchem früher die Stiftsschulen und später ein Theil der städtischen, zuletzt auch die Kantonsschule ihren Sitz hatte, ist nur noch im Erdgeschoß der wohl fast gleichzeitig mit dem Münster erbaute, jedoch bei dem Neubau zwar ganz genau nach dem alten Vorbilde restaurirte **Kreuzgang** übrig. In dem viereckigen Hofraume ist auf dem Brunnen das vom Professor Kaiser aus Zug verfertigte Standbild Zwingli's zu sehen. Im obersten Stock ist das Sitzungszimmer des Schulraths und der

*) Wer nähern Aufschluß darüber zu erhalten wünscht, findet solchen in dem interessanten Schriftchen: das alte Zürich, oder eine Wanderung durch dasselbe im Jahr 1504 Herausgegeben von Salomon Vögelin. Zürich 1829. 8.

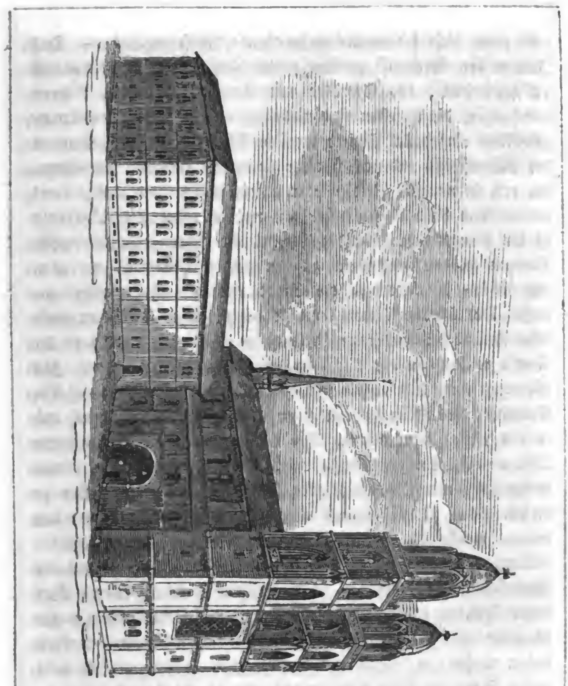
**) Die Geschichte desselben ist in den Neujahrsstücken der Stadtbibliothek für 1853 und 1854 ausführlich behandelt.

Saal für die Schulfeierlichkeiten der Mädchenschule. Die Eröffnung und Einweihung des schönen Baues fand mit großen, allgemein ansprechenden Festlichkeiten am 7. April 1853 statt.

Noch ist an der Ecke gegen die Kirchgasse ein röthlicher Eckstein mit dem Datum 1652. 10. Juni bemerkenswerth, da er von der oben erwähnten Explosion des ehemaligen Geißthurmes herrührt und an dieser Stelle niederfiel.

Machen wir erst die Runde um die an das Mädchenschulgebäude anstoßende, im byzantinischen Style erbaute Kathedrale oder die Kirche zum Großen Münster, so erblicken wir an dem westlichen Thurme das sitzende Bild eines gekrönten Hauptes mit dem entblößten Schwert auf dem Schooße. Da schon ganz dasselbe Bild in dem Siegel des Probstes Heinrich Maneß der Stift zum großen Münster (im Jahr 1259) mit der Unterschrift Karolus erscheint, so darf man wohl annehmen, dasselbe stelle Kaiser Karl den Großen, den Beschützer und Wohlthäter des Stiftes vor; andere halten es für das Bild Kaiser Otto's des Großen. Auf der Nordostseite ist an dem Glockenthurm ein Reiterbild in Relief angebracht, das nach der Ueberlieferung einen allemannischen Heerführer Ruprecht, nach andern den Herzog Burkhard von Schwaben vorstellen soll.

Bemerkenswerther, und besonders für den Architekten interessant ist das Hauptportal, das auf eine sehr geschickte Weise durch allmälige Erweiterung der Säulen und Rundbogen nach Außen, zu den übrigen Dimensionen in einem angemessenen Verhältnisse steht, ohne die Hauptmauer, deren ganze Dicke es durchbricht, zu schwächen. Die Skulpturen an den Säulen sind zwar roh, aber es ist doch sehr zu bedauern, daß ein großer Theil derselben im vorigen Jahrhundert aus puritanischem Eifer



weggebrochen wurde. Bei einer neuern Restauration, wurde die an der Außenseite über dem Hauptportal nach der Emporkirche führende, bedeckte hölzerne Treppe entfernt, und die Seitenpfeiler auf

eine zwar nicht jedermann ansprechende Weise ergänzt. — Das Innere der Kirche ist geräumig, 98 Fuß lang, im Mittelschiff 72 Fuß hoch; das Gewölbe mit starken halbrunden Rippen durchzogen, die Abseiten sind niedriger und mit einfachen Kreuzgewölben eingedeckt. Starke massive Pfeiler tragen die Mauren des Mittelschiffs und noch stärkere die beiden Thürme. Im Chore, der erst in neuester Zeit wieder aufgeschlossen und ausgeräumt wurde, sind hohe Bogenfenster mit neuerer Glasmalerei. Ebenso ist die Kanzel neu. Von der Emporkirche führen ziemlich dunkle Treppen zn den Gallerieen an den beiden Thürmen, wo man eine schöne Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebungen genießt. Der östliche Thurm enthält die Glocken; auf dem westlichen befand sich früher die Sternwarte. — Die Grundmauern der Kirche reichen an der Westseite (wie man sich in neuerer Zeit überzeugt hat) bis auf den Wasserspiegel der Limmat — Die Erbauung des Münsters fällt auf das Ende des zehnten und in das eilfte Jahrhundert. Die beiden frühern, viel niedrigern Thürme erhielten erst im Jahr 1488 unter Bürgermeister Waldmann hohe mit Blei eingedeckte Spitzhelme. Um die Kosten zu diesem Baue zu erschwingen wurde der Priesterschaft und allen denen, welche im Gebiete der Stadt Zehnten und Zinsgülten hatten, eine Steuer aufgelegt, so daß Probst und Kapitel der Stift allein 1300 Gulden (nach jetzigem Geld an Werth über 8000 Franken) zu bezahlen hatten, wodurch sich Waldmann wahrscheinlich viele Feinde auch unter dem geistlichen Stande erworben haben mochte; er erlebte den Ausbau der Thürme (1489) nicht mehr. Schon im Jahr 1510 wurde aber die Bleibedeckung wegen des großen Gewichts gegen Schindelbedeckung ausgetauscht, dann aber, als der Glockenthurm am 7. Mai 1572 durch den Blitz-

strahl eingeäschert worden, ward er mit Kupfer bedeckt, und als neuerdings im Jahr 1763 derselbe Thurm durch den Bliz bis auf die Thurmmauern abbrannte, ward im Jahr 1770 auch der Helm des Karlsthurms abgebrochen und im Jahr 1779 das oberste Stockwerk beider Thürme neu aufgeführt und mit den gegenwärtig noch bestehenden hölzernen und mit Kupfer beschlagenen achteckigen halbkugelförmigen Hauben bedeckt.*)

Treten wir aus dem Hauptportal auf den Platz vor der Kirche, so wird man zur Linken im Erdgeschoße des Hauses zum Loch oben an der steilen Römergasse noch einige Rundbogenfenster bemerken, welche von hohem Alterthum zeugen. Auch geht die wiewohl unverbürgte Sage, daß als Kaiser Karl der Große im Jahr 800 in Zürich verweilte, er daselbst seine Wohnung genommen habe. — Sicherer ist, daß im Jahr 1355 Kaiser Karl IV., als er nach Zürich kam, in dem gegenüberstehenden (freilich ganz renovirten) Hause zum grünen Schloß, wo jezt ein Bazar und ein reiches Lager von Gold- und Silberwaaren von H. Fries sich befindet, damals „der Probstei Hof" seine Einkehr genommen. In diesem Hause wohnte später auch der durch seine Gelehrsamkeit und sein tragisches Ende berühmte Magister Felix Hemmerlin.

Gegenüber am linkseitigen Eingang in die Münstergasse befindet sich die Buchhandlung, Buchdruckerei und lithographische Anstalt von Friedr. Schultheß und am rechtseitigen Ausgange diejenige von Orell, Füßli und Komp. In dieser ziemlich engen Gasse befand sich früher die zürcherische Brief- und Fahrpost in

*) Ausführlich ist die Geschichte und die Bauart des Großen Münsters in Band III. Heft 4 u. 5, und Band II. Heft 14 der Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich von Salomon Vögeli und Dr. Ferdinand Keller behandelt.

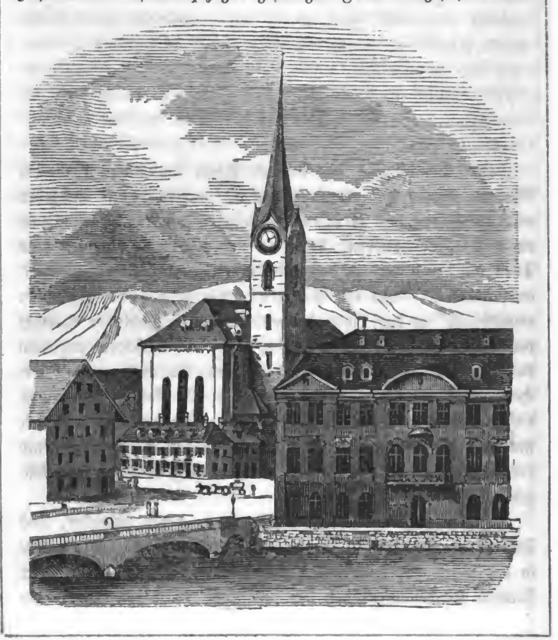
dem Hause Nr. 261, wo jetzt noch ein Briefeinwurf angebracht ist, und es ist jetzt manchem fast unbegreiflich, wie damals nicht selten 12 bis 14 ankommende und abgehende Postwagen durch die steilen Kirchgassen und diese enge Passage, so wie durch die ebenfalls enge und steile Marktgasse, ohne eine Menge von Unglücksfällen zu veranlassen, hier durchkommen konnte. — Unweit davon ist das Berichthaus und die Ulrich'sche Buchdruckerei — und oben an der engen Napfgasse in dem ehemals der Familie Luchs-Escher gehörigen Thurm die Gemeindeschule, welche in neuester Zeit an die Stelle der von der Hülfsgesellschaft besorgten Armenschule getreten ist. Am Eingang in die nach dem Niederdorf führende Gasse ist der Gasthof zum rothen Haus. Durch die schon erwähnte Marktgasse, an welcher mehrere Kaffee- und Speisehäuser liegen, gelangen wir wieder auf den Rathhausplatz und auf die untere Brücke, von welcher aus wir unsern ersten Gang durch die große Stadt angetreten haben.

2. Kleine Stadt.

Zur Besichtigung der kleinen Stadt am linken Ufer der Limmat, können wir ebenfalls von der untern Brücke ausgehen und zuerst auf dem Weinplatz wünschbaren Falles uns nach einer Droschke umsehen. Dicht an der Brücke befindet sich zum Theil auf Pfahlwerk in den Fluß hineingebaut, in angenehmer, aussichtsreicher Lage der Gasthof zum Schwert, gegenüber unmittelbar an der Limmat ebenfalls mit freundlicher Aussicht der Gasthof zum Storchen, und an denselben angebaut das Café littéraire zum rothen Thurm. Durch die enge Storchengasse, durch die noch vor weniger als 30 Jahren der Hauptpaß für Fuhrwerk aller Art ging, da außer der untern Brücke nur Fußgängerstege über die Limmat führten, gelangen wir auf den Münsterhof, einen offenen, wiewohl ziemlich unregelmäßigen Platz.

Die Kirche zum Fraumünster, deren schlanker, 285 Fuß hoher Spitzthurm sofort die Blicke auf sich zieht, wurde in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an der Stelle einer kleinern Kirche aufgeführt, der südöstliche Theil des Chores da-

gegen ist weit ältern Ursprungs und dürfte bis ins neunte Jahrhundert hinaufreichen. Von den frühern zwei niedrigen Thürmen wurde im Jahr 1728 der südliche hintere bis auf die Höhe der Kirche abgebrochen, der nördliche vordere aber im Jahr 1732 in seiner jetzigen gefälligen Form ausgeführt. Der



über der Hauptthüre befindliche Hirsch bezieht sich auf die in der zweiten Abtheilung S. 12 erwähnte Legende. Das Innere bietet wenig Bemerkenswerthes dar. Chor und Schiff sind von gleicher Höhe, das Gewölbe ist durch Gurten in Felder eingetheilt, die niedrigen Abseiten sind durch Spitzbogen und Säulenschäfte vom Mittelschiff getrennt. An dem Westende dieses letztern ist erst in der neusten Zeit eine hübsche Orgel von Eberhard Friedrich Walcker in Ludwigsburg auf einem schönen in gothischem Styl gehaltenen Unterbau angebracht worden, welche nach dem Zeugniß des nunmehr verstorbenen berühmten Orgelspielers Alberic Zwyssig's zu den besten Werken dieser Art gerechnet werden darf. Sie hat 35 klingende Register, 2 Manuale und ein Pedal, und enthält 1978 große und kleine Pfeifen; die größten von 16 Fuß. Die Kosten des ganzen Baues betrugen 22463 Franken, wovon u. a. 4160 Franken auf den Unterbau, 15706 für die Orgel kommen. Dieselben wurden großentheils durch freiwillige Beiträge (Orgelschilling) bestritten. Die feierliche Einweihung fand am 6. November 1853 statt. Zwischen dem Taufstein und der Hauptthüre der Kirche befindet sich an der Seite eingemauert der Grabstein *) des berühmten Bürgermeisters Joh. Waldmann. Der an der Südseite der Kirche liegende Kreuzgang ist theilweise noch fast in seiner ursprünglichen Gestalt vorhanden; derselbe verband die Kirche mit der Abtei, **) die am 21. Juli 853 durch König Ludwig den Deutschen gestiftet worden war.

*) S. II. Abtheilung S. 54.
**) S. ebendaselbst. Eine gründliche und einläßliche Geschichte der Abtei Zürich von G. v. Wyß findet sich im VIII. Bande der Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich 1851 bis 1858. 4.

Der Kirche gegenüber ist das im Renaissance-Styl erbaute Zunfthaus zur Meise, in dessen Erdgeschoß neben andern Kaufladen die Kunsthandlung von Heinrich Füßli (jetzt J. J. Bär) und nebenan in den Räumen der Däniker'schen Leihbibliothek die zürcherische Normal-Uhr aufgestellt, ein trefflicher Chronometer, der durch telegraphische Korrespondenz mit der Uhr im Bundespalast zu Bern in Uebereinstimmung gebracht wird. Der erste Stock ist an die Bank vermiethet; dieses für den Handel und den allgemeinen Verkehr so wichtige Institut besteht seit dem Jahr 1836, wo dasselbe von einer Aktien-Gesellschaft unter dem Namen „Bank in Zürich“ mit einem Kapital von einer Million Gulden (mittelst 2000 Aktien zu 500 Gulden) gegründet ward. Seit dieser Zeit ist das Aktienkapital bis auf 6 Millionen Franken (mittelst 6000 Aktien *) zu 1000 Franken) vermehrt worden. Die Bank gibt jetzt Kassenscheine von 50 Franken (gelbe) und von 500 Franken (blaue) aus, hat aber die Verpflichtung, daß jeder Zeit wenigstens Ein Drittel des Betrags der emittirten Summe in baarem Gelde vorhanden sein muß. Die Bank skontirt ferner Wechsel und Anweisungen auf bestimmte Sicht lautend; sie gibt Darleihen auf Obligo's mit Hypothek, sie besorgt Giro- und Inkasso-Geschäfte, nimmt Depositen an von Geld, edlen Metallen, Werthschriften u. dgl. gegen eine billige Depositengebühr u. s. f. Die durchschnittliche Noten-Cirkulation belief sich im Jahr 1857 auf circa 2,225,000 Franken, die Emission auf 3,704,000 Franken, der Gesammtverkehr auf 370,604,000 Franken, der Rein-

*) Von diesen gehören 4419 in den Kanton Zürich, 1374 in andere Kantone und 217 ins Ausland.

gewinn 427,502 Franken, die Dividende auf 60 Franken pr. Aktie. Der Kurs der Aktien steht gegenwärtig auf 1340 Franken.

Zunächst an der Münsterbrücke befindet sich eines der Lagerhäuser des städtischen Kaufhauses mit den erforderlichen Krahnen zum Auf- und Abladen, namentlich auch zur Verladung der über den See gehenden Güter. Ein Theil der Bureaux befindet sich gegenüber, und die andern Magazine sind hinter den Gebäuden des Fraumünsteramts. Obgleich der Verkehr in demselben noch immer sehr lebhaft war, so hat doch derselbe durch Errichtung der großen Lagerhäuser im Bahnhof so bedeutend abgenommen, daß es im Interesse des Stadt-Aerars lag, dieses Institut aufzugeben *), da demselben bei fernerm Fortbestande des letztern eine beträchtliche und jährlich steigende Einbuße drohte.

Der Musiksaal über den bisherigen Geschäfts-Bureaux des Kaufhauses dient der Musikgesellschaft als Lokal für kleinere Konzerte und Gesangübungen.

Die ziemlich weitläufigen Räume der ehemaligen Fraumünster-Abtei beherbergen gegenwärtig im Erdgeschoß das städtische Polizei-Kommissariat, mehrere Keller und Magazine, die Kanzlei der städtischen Armenpflege und mehrere Klassen der städtischen Knaben-Elementarschulen. Im ersten Stock des Vordergebäudes befindet sich die Wohnung des Amtmanns beim Fraumünster, der die städtischen Lehen zu verwalten und die Gefälle zu beziehen hat. Im obern Stocke befindet sich das Staats-Archiv mit der Wohnung des Staats-Archivars. In dem Hintergebäude sind die städtischen Knabenschulen untergebracht.

---

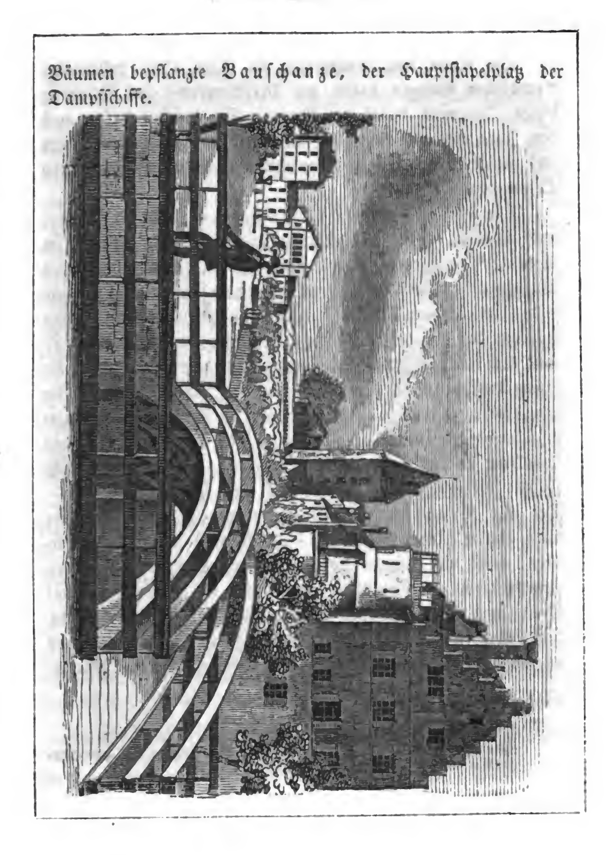
*) Dieses wird mit 1. Juli 1859 geschehen.

Der schöne breite Quai vom Kaufhause an aufwärts wurde in den Jahren 1838 bis 1841 von der Stadt angelegt und kostete 34,333 fl. 29 ß. (80,111 Fr. 7 Ct.). Er vermittelt die Kommunikation mit dem als Landungsplatz zweier Dampfschiffe zeitweise sehr lebhaften Quartiere und dient auch den Frachtschiffen als Anlege- und vorübergehend auch als Lagerplatz; namentlich werden an demselben die großen Steinquader und Platten aus den am obern Ende des See's gelegenen Steinbrüchen von Bolligen, Wurmspach, Nuolen und Bäch hier vermittelst eines Krahnes ausgeladen; endlich wird auf demselben und auf dem anstoßenden weiten Platze vor dem Stadthause an Freitagen und besonders an Jahrmarktstagen ein zahlreich besuchter Markt abgehalten. Am untern Ende des Quai ist das Café „Frieden", und nahe dabei am Eingang in die Kappelergasse der Gasthof zur Sonne. Vor Erbauung des Quai's mußte alles Fuhrwerk mit den schweren Steinlasten, die beim Krahne (Steinrad) aus den Schiffen auf Wagen geladen wurden, durch das enge Helferei-Gäßchen passiren. Auf dem Platze vor dem Stadthause, der früher mit zahlreichen Steinmetzhütten besetzt und mit Lagern von Quadern und Platten überdeckt war, ist der schöne Brunnen aus Solothurner Marmor bemerkenswerth.

Das Stadthaus enthält im Erdgeschoß die Bureaux für das Polizei- und Steuerwesen und das Archiv der Stadt; im ersten Stock das Sitzungszimmer des Stadtrathes, die Kanzlei des Stadtschreibers, des Rechenschreibers und der Stadtpolizei, und im obern Stock die Wohnung für den Stadtschreiber.

Eine angenehme Aussicht auf den See und gegen die Stadt hin gewährt die in der Ausmündung der Limmat gelegene, mit

Bäumen bepflanzte Bauschanze, der Hauptstapelplatz der Dampfschiffe.



Die hinter dem Stadthause im Jahr 1840 vollendeten freundlichen Anlagen haben zur Verschönerung und Belebung dieses Quartiers vieles beigetragen. Sie werden daher auch von Jung und Alt vorzüglich am Abend nach Verdienen benutzt und gewähren der jüngern Generation einen weiten und sichern Tummelplatz.

Die öffentlichen Badeanstalten, links für Männer und Knaben, rechts für Frauen und Mädchen, wurden im Winter 1858 abgebrochen, und sind nun, um die Cirkulation des Wassers mehr zu befördern, etwas weiter vom Ufer entfernt neu und mit größern Bequemlichkeiten versehen, aufgebaut worden. Leider muß hier das Angenehme theilweise wenigstens dem Nützlichen weichen, doch bleibt hoffentlich noch immer Raum genug, um fortan die schöne Aussicht auf den See von den vordern Ruhebänken der Anlagen genießen zu können. — Auch gewährt die Terrasse im Sommerlokal der geschlossenen Baugartengesellschaft, in welche das Publikum an Vormittagen und Nachmittags bis 6 Uhr sich leicht Zutritt verschaffen kann, eine noch umfassendere Aussicht. — Der alte Kratzthurm, fast der einzige Ueberrest von der alten innern Mauerumgürtung. Der kleinern Stadt dient derselbe, nebst vier andern Lokalen *), als Hochwacht für einen Feuerwächter. — Gegenüber erhebt sich das prächtige Hôtel Baur am See, eine der schönsten Zierden der kleinen Stadt, dem Fremden die trefflichste Bedienung und alle Reize eines angenehmen Aufenthaltsortes gewährend. Aus dem Garten=

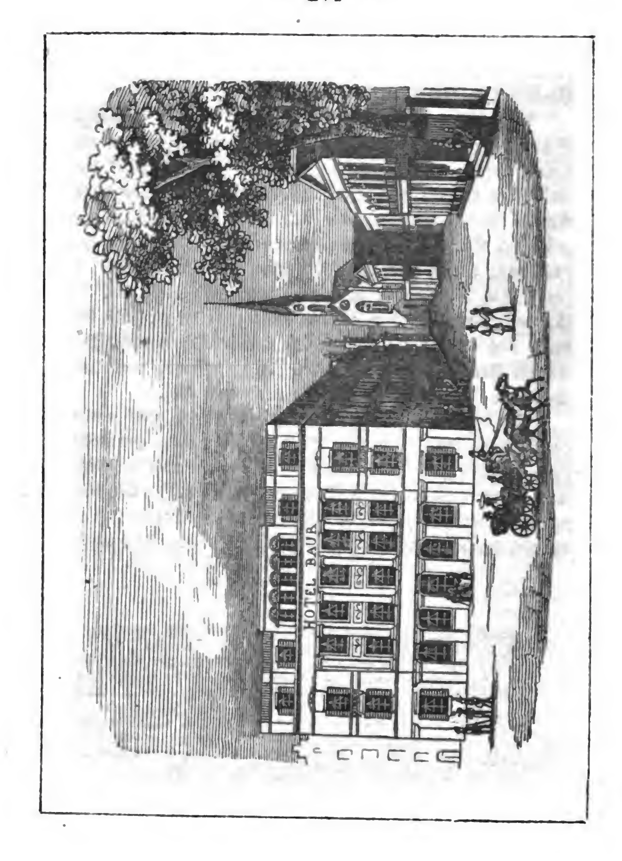
*) Die übrigen Hochwachten der Stadt sind auf dem Großmünsterthurm, dem St. Petersthurme, dem Ketzerthurm am Hirschengraben und dem Rennwegerthor.

pavillon und noch mehr von der Plateform des Hôtels ist das Panorama wahrhaft entzückend.

Wir schlagen nun den Weg durch die auf ehemaligem Schanzengebiet angelegte Thalgasse ein und kommen an einer neuern industriellen Schöpfung, der am 1. Juli 1847 durch zürcherische Seidenhäuser mittelst eines Aktienkapitals von 12,000 Gulden (28,000 Franken) oder 120 Aktien zu 100 Gulden gegründeten Seidentrocknungs-Anstalt*), dann am Papierhof, dem Hauptdepot der Papierfabrik an der Sihl, der großartigen Seidenfabrik von Baumann und Gödeke, und dem Gasthof zum goldenen Falken vorbei, wo die im Jahr 1858 durch das Abbrechen einer ganzen Häuserreihe beträchtlich erweiterte Falkengasse den Haupteingang zur Stadt vom linken Seeufer und der Südwestseite des Kantons bildet.

Auf dem großen Platze, der sich uns öffnet, zieht zunächst das stattliche Hôtel Baur die Blicke auf sich, dann zur Rechten die neu entstandene Reihe hübscher, leider aber nicht im Alignement gebauter Häuser mit großartigen Magazinen. In dem hinter demselben, der Post gegenüber gelegenen Gebäude hat gegenwärtig die von der Kreditanstalt gegründete schweizerische Rentenanstalt

*) Dieselbe hat im Laufe des Jahres 1858 nicht weniger als 539,763 Schw.-Pfund 41 Cts. (und zwar 223,221 Pfd. 11 C. Organzins, 302,583 Pfd. 60 C. Trames, 13,958 Pfd. 70 C Greze zur Trocknung übernommen, wovon jedoch die seit einigen Jahren bestehende Filial-Anstalt in Basel 146,989 Pfd. 17 C. besorgte. Der Gewichtsverlust betrug (nach 11jährigem Durchschnitt) circa 2,46 pCt. — Die Anstalt in Zürich besitzt 8 neuere Apparate nach dem System Talabot-Persoz-Rogeat und 17 ältere à la Talabot, die aber nur zur Aushülfe dienen, und in allerneuester Zeit die Einrichtung zum Decreusage der Seide.


HOTEL BAUR

ihren Sitz *). Links nimmt das **Zeughaus zum Feldhof**, in welchem vorzüglich die Feldgeschütze mit der zugehörigen



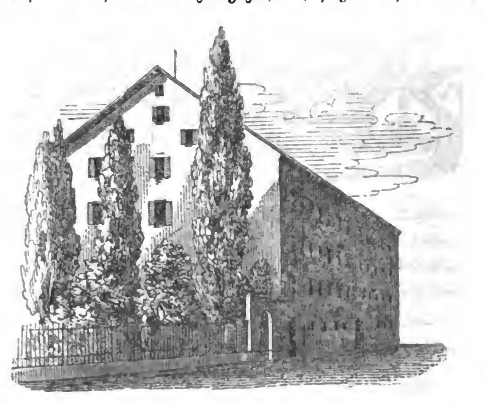
Munition, die ganze Seite ein. Vor dem kleinen Gebäude am Eingang in den Thalacker ist eine **Brückenwage** für Lastwagen ein Geschenk der Herrn Escher Wyß und Komp. angebracht worden und am Eingang in die Postgasse zunächst beim

---

*) Der erste Jahresbericht der mit dem 1. Januar 1858 errichteten Rentenanstalt zeigt am Schlusse des ersten Rechnungsjahres 450 abgeschlossene Verträge mit 170,170 Franken Einlage, für die Versicherungssumme von 1,249,941 Franken; darunter 90,780 Franken in 16 Policen für Leibrenten, mit einem jährlichen Rentenbetrag von 6970 Franken, 45,210 Franken in 242 Policen für Lebensversicherungen im Gesammtbetrag von 193,521 Frkn., 34,180 Franken in 192 Policen für Todesversicherungen im Betrag von 965,640 Franken, 16 Versicherungen mit 16,540 Frkn. sind zu Gunsten von wohlthätigen Anstalten abgeschlossen worden. — In diesem ersten Rechnungsjahr sind von den nach den Mortalitätstabellen supponirten Personen anstatt 1,53 pCt. nur 1,04 pCt. gestorben, und von den Versicherungssummen statt 1,39 pCt. nur 0,63 pCt., was für die Anstalt ein sehr günstiges Verhältniß genannt werden kann. — Das Gesammtvermögen der Anstalt beträgt mit 1. Jan. 1859 die Summe von 148,311 Fr. 95 Rp.

Hotel Baur befindet sich auch eine Station für den Droschkendienst.

Wir setzen aber unsern Weg durch den Thalacker zunächst längs dem Zeughaus fort und werden bald daslange Gebäude der **Kaserne** (ehemals Salzmagazin) ansichtig, welche den Mi-



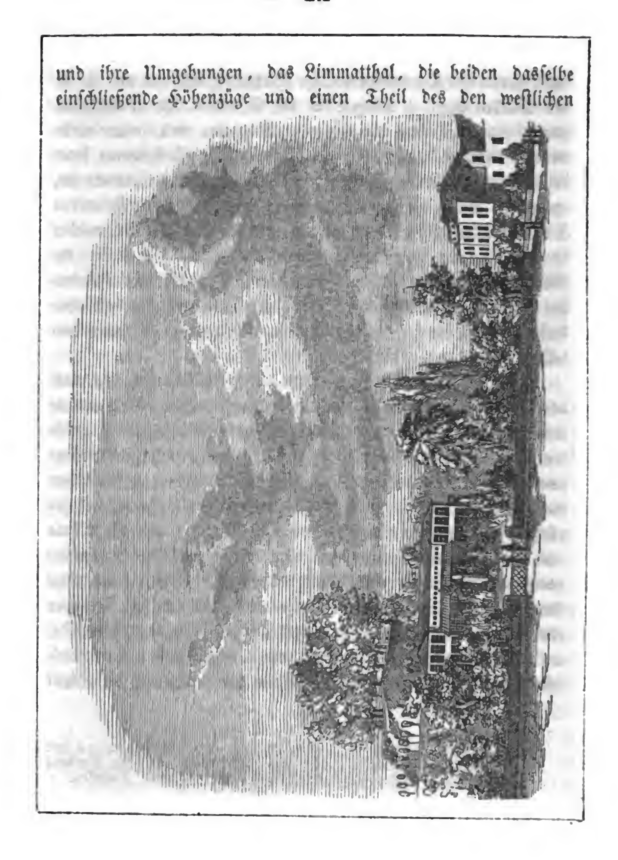
lizen des Kantons während ihrer Instruktionszeit, während der Wiederholungskurse und andern vorübergehenden Anläßen, dem Landjäger-Korps aber bleibend als Quartier dient, und im Nothfall circa 1400 Mann in 6 Offiziers-, 8 Kadetten- und 49 Soldaten-Zimmern und auf den zum Theil ebenfalls als Schlafstätte eingerichteten Dachboden beherbergen kann. Außerdem dient das Gebäude als Wohnung für den Oberinstruktor und enthält nebst den zugehörigen Dependenzen auch das Montirungs-Magazin,

das Bureau des Kommissariats, die Wohnung, Kantine und Küche des Marketenders, 4 Küchen für die Soldaten, die Waschküche, zwei Gefangenschaften die Vorraths-Magazine und andere nothwendige Räumlichkeiten. In dem Erdgeschosse (Salzboden) kann bei schlechtem Wetter ein Bataillon, jedoch ohne Evolutionen, exerziren. Auch ist im Umfang der zur Kaserne gehörenden Räumlichkeiten ein geräumiger Hofplatz enthalten. — Gegenüber ist das Bureau des Kommandanten und das Lokal für die Militär-Bibliothek. — Etwas weiterhin im Hause zum Grünenhof ist das Geschäftsbureau und die Kasse der Nordostbahn-Gesellschaft, sowie im Nebengebäude das Ingenieur-Bureaux derselben.

Wir wenden uns nun links durch die Pelikangasse nach dem botanischen Garten, an der ehemaligen Bastion zur Katze, einer Schöpfung aus den Jahren 1836 bis 1839, größtentheils auf Kosten der Stadt *), und durch namhafte Beiträge von Privaten erstanden, da der bisherige von der physikalischen Gesellschaft auf einem dem Staate zugehörenden Pachtgute gepflegte Garten bei Wiedikon dem Bedürfnisse der Hochschule und der Wissenschaft, besonders auch wegen der großen Entfernung von der Stadt, nicht mehr entsprach. — Die gegenwärtige Anlage nimmt ein Areal von circa 272,000 Quadratfuß oder etwas über 6¾ Juchart ein, und besteht aus drei Terrassen, auf deren oberster man ringsum einer vortrefflichen panoramischen Aussicht auf den See, die Kette der Hochalpen, die Stadt

*) Die Stadt gab zu der ersten Anlage und zu dem Baue der erforderlichen Gewächshäuser und Gärtnerwohnung die Summe von 50000 a. Schweizerfranken oder circa 73,000 n. Franken.

und ihre Umgebungen, das Limmatthal, die beiden dasselbe einschließende Höhenzüge und einen Theil des den westlichen



und nordwestlichen Horizont begränzenden Jura genießt *). Auf der zweiten Terrasse sind gegen Südost das Orchideenhaus, das kleine Kalthaus, das Ericeenhaus, das Palmenhaus und mehrere Treibkasten, auf der Nordost- und Nordwestseite die Anlagen für die Alpenpflanzen und auf dem übrigen Raume Partieen schöner Zierpflanzen. Auf der untersten Terrasse befindet sich die Gärtnerwohnung mit dem Geschäftsbureau, ein Zimmer für den Gartendirektor, der Hörsaal für den botanischen Unterricht, die botanischen Sammlungen mit den Herbarien Geßners und Hegetschweilers, das Magazin für Sämereien, das große Kalthaus und das große Warmhaus, dann das Camellienhaus und das Vermehrungshaus so wie eine Anzahl von Treibbeeten und Ueberwinterungslokalitäten für Staudengewächse u. dgl. Der Raum vor dem Hauptgebäude enthält in größern Gruppen Zierpflanzen und die Büsten des vielseitig gebildeten Arztes und Naturforschers Konrad Geßners (geb. 26. März 1516, gest. 23. Dezember 1565) und diejenige des berühmten Genfer Botanikers Auguste Pyrame de Candolle (geb. 1774, gest. 1841) und ein Bassin mit Wasserpflanzen. Rings um die Bastion herum zieht sich die Anlage für den systematischen Unterricht und zwar nach dem natürlichen System geordnet und an den Abhängen Nadelhölzer und andere Bäume und Sträucher — so wie auch in einer besondern Abtheilung gegen Nordost die Schattenpflanzen und Farrenkräuter **).

Der geräumige Platz außerhalb des Gartens hinter der Kaserne wird als Exerzierplatz benutzt; auch diente derselbe

---

*) Panorama von Heinrich Keller.

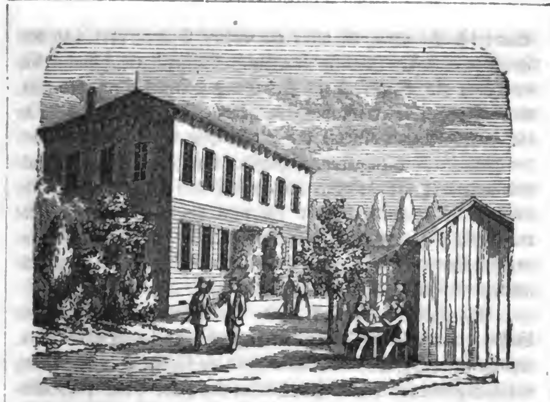
**) Eine ausführlichere Geschichte und Beschreibung mit einem Plane des botanischen Gartens findet man in dem 55sten Neujahrsstück der naturforschenden Gesellschaft auf das Jahr 1853.

schon zu wiederholten Malen, so namentlich im Mai 1851 bei der Jubiläumsfeier des vor 500 Jahren stattgehabten Eintrittes der Stadt Zürich in den Bund der Eidgenossen, und im Juli 1858 bei dem eidgenössischen Sängerfeste zur Errichtung der großen Festhütte.

Ueber die vor wenigen Jahren erbaute, schöne steinerne Brücke, die über den Schanzengraben ins Selnau führt*), gelangen wir an der großen mechanischen Werkstätte von P. Danner und an der Badeanstalt im Selnau vorbei zu dem in den Jahren 1857 und 1858 nach dem Plane von L. Zeugheer erbauten Bezirksgerichtsgebäude, welchem außer den Gerichtssälen, der Kanzlei, dem Bureau des Statthalteramts und der Wohnung des Concierge, in dem Hintergebäude noch eine Anzahl von Gefangenschaften mit den erforderlichen geschlossenen Hofräumen eingerichtet sind. Die nahe Ziegelbrennerei, bisher ein Lehen der Stadt, wird abgebrochen und ringsum auf dem mit großen Kosten planirten Raume werden Bauplätze für ein neues Quartier abgesteckt.

Der Freund des Schützenwesens wird uns wohl mit einigem Interesse zu dem nicht sehr entfernten neuen Schützenhause im Sihlhölzli begleiten. Der Weg dahin führt dem zum Zwecke des Holzflößens und zum Betrieb einer Anzahl von Mühlwerken mit großen Kosten nach der Stadt geleiteten Sihlkanal entlang. Auf der wohleingerichteten Schießstätte wurden außer den gewöhnlichen Gesellschaftsschießen schon mehrere starkbesuchte Kantonalschießen abgehalten und auf der jenseits der Sihl liegenden weiten Aegerten fand im Jahr 1834 das

*) Dieselbe wurde von dem Baumeister J. Staub vom Febr. 1853 bis Sept. 1854 ausgeführt und kostete 38,307 Fr. 50 Rp.



siebente eidgenössische Freischießen statt. Wir kehren auf dem Damme, welcher den Kanal von der wilden Sihl trennt, nach der Stadt zurück. Schon zweimal haben in neuerer Zeit die plötzlich anschwellenden Gewässer *) die Dämme durchbrochen, wobei das erste Mal am 20. Sept. 1833 die unterhalb des achteckigen Wasserthurms gelegene Mühle durch einen im Kanalbeete gelegenen Marmorfündling, wie durch ein Wunder, vor dem Untergange gerettet wurde. Das andere Mal, im Jahr 1846, wurde ein großer Theil des äußern Dammes von der wilden Sihl unterfressen und stürzte auf eine beträchtliche Länge ein, wodurch der

*) Im Jahr 1846 schwoll der Strom innerhalb acht Tagen zwei Mal (am 23. und am 30. August) so gewaltig an, daß 10 Stege und Brücken, darunter diejenige von Leimbach und die schöne in den Jahren 1818 bis 1820 mit einem Kostenaufwande von circa 40000 Gulden erbaute Höcklerbrücke von den Fluthen fortgerissen und viele Dämme und Wehre beschädigt wurden.

Stadt ein Schaden von mehr als 60000 Gulden oder 140,000 Franken erwuchs. In dem erwähnten Wasserthurm befindet sich ein durch ein Wasserrad in Bewegung gesetztes Pumpgestänge, welches das Wasser für mehrere Brunnen der kleinen Stadt in die Höhe bis zum Knopfe der Thurmspitze treibt, um denselben den nöthigen Fall zu geben. Gegenüber liegt die Thierarzneischule und weiterhin die bedeckte hölzerne Brücke*) über die wilde Sihl. Der Sihlkanal wendet sich nun rechts gegen die Stadt und fließt in einem hölzernen Gerinne hoch über den Schanzengraben hinweg, was in frühern Zeiten als eines der hauptsächlichsten Wahrzeichen Zürichs galt.

Wir folgen nun dem Laufe der wilden Sihl durch den längs derselben führenden Schattengang von hohen Sarbachen, Linden und Roßkastanienbäumen. Für die häßlichen, dem Verfall entgegengehenden Stallungen, welche im Jahr 1798 beim Einrücken der Franzosen zur Versorgung der Kavalleriepferde in aller Eile erbaut werden mußten, ist nun in den beiden letzten Jahren gegenüber, an der Stelle ehemaliger Bürgergärten, ein neues stattliches Gebäude mit Stallung und Heumagazin für circa 160 Pferde, sowie eine geräumige, helle und wohleingerichtete Reitbahn von 140 Fuß Länge und 68 Fuß Breite (im Innern 124 Fuß lang, 63 Fuß breit und 30 Fuß hoch) nach dem Plane des Staatsbaumeisters Oberstlieutenant Wolff errichtet worden.

---

*) Diesem stattlichen Sprengwerke droht der Abbruch, indem in neuester Zeit für Erstellung einer offenen Brücke von den Ausgemeinden bei der Regierung bereits Schritte gethan und durch Eröffnung einer Subskription dem Staate Anerbietungen zu pekuniären Beiträgen an die Kosten des Umbau's gemacht wurden.

Weiterhin ist der Exerzierplatz für die im Dienste befindlichen Milizen und Rekruten. Früher diente derselbe als Schützenplatz; allein durch die Erbauung des Bahnhofes mußten die Schießstände verlegt werden, wobei dann auch der Platz verebnet und zugleich beträchtlich erweitert wurde.

Während wir denselben überschreiten, um den ausgedehnten Bahnhof in der Nähe zu betrachten, dürfte es unsern Begleitern nicht unangenehm sein, wenn wir sie bescheiden daran erinnern, daß der erste Anstoß zu der, gegenwärtig freilich alles Maß überschreitenden, Entwickelung des Eisenbahnwesens in der Schweiz schon im Jahre 1837 von Zürich ausging, und daß die erste schweizerische Eisenbahngesellschaft zur Erbauung eines Schienenweges von Zürich nach Basel am 17. Januar 1838 in Zürich sich konstituirte, und das dazu erforderliche Aktienkapital auf 15 Millionen Franken festsetzte; daß dann am 18. Christmonat 1839 der Große Rath des Kantons Zürich der Gesellschaft bezüglich auf das zürcherische Gebiet die Ermächtigung ertheilte, die Bahn in eigenen Kosten und auf Grundlage der eingereichten Pläne zu erbauen, und derselben die Konzession auf 99 Jahre ausstellte. Am 14. Herbstmonat 1840 faßte dann die zweite General-Versammlung der Aktionärs den Beschluß, den Bau der Bahn vorläufig mit der Strecke zwischen Zürich und Baden (auf einer Länge von circa 4¼ Stunden oder 69,300 Fuß) in Ausführung zu nehmen, für welche die Kosten auf 2,182,132 Franken veranschlagt wurden. Allein verschiedene, hier nicht zu erörternde Ursachen traten der raschen Anhandnahme der Arbeiten in den Weg, so daß erst gegen Ende des Jahres 1845 mit dem Baue begonnen und am 9. August 1847 die Bahnstrecke Baden-Zürich (nunmehr aber 4,85 Stun-

den Länge), — die erste in der Schweiz, — dem Betriebe übergeben werden konnte. Die Kosten für dieselbe mit Inbegriff der Bahnhöfe Zürich und Baden waren aber auf nahe an 5 Millionen Franken angestiegen. Erst im Februar 1853 konstituirte sich dann eine Gesellschaft zur Ausführung einer Eisenbahn von Zürich nach dem Bodensee, wozu dieselbe im Dezember 1852 von Zürich und Thurgau und im Januar 1853 von der Bundesbehörde die Konzession erhielt. Man beschloß nun vorerst die Strecke Zürich-Romanshorn, von 17¼ Stunden Länge, auszuführen, für welche (einschließlich die Zinsen während der Bauzeit) eine Kostenberechnung im Betrage von 15 Millionen Franken aufgestellt wurde. Diese Summe wurde dann auch als Gesellschaftskapital festgesetzt und am Ende Januar's waren bereits ¾ des erforderlichen Aktienkapitals gezeichnet. Am 29. April 1853 vereinigten sich die beiden schon genannten Gesellschaften unter dem Namen der „Schweizerischen Nordostbahn-Gesellschaft", und diese beschloß nun die Fortsetzung der Bahn einerseits nach Basel, anderseits nach dem Westen der Schweiz über Aarau, zu welchem Ende hin die Konzession von Zürich und Aargau Ende Juni 1853 eingeholt und ertheilt wurde. Der Bau der Linie Winterthur-Romanshorn begann dann im Frühjahr 1853 und am 15. Mai 1855 erfolgte die Eröffnung derselben. Die besonders wegen der mühsamen und schwierigen Durchbrechung des Tunnels bei Wipkingen verzögerte Ausführung der Bahnstrecke Winterthur-Zürich wurde im Juni 1856 vollendet, und die Bahn unter großer Festlichkeit dem Betrieb übergeben. Im November 1856 erfolgte die Fusion der Nordostbahn mit der Rheinfallbahn, welch' letztere am 15. April 1857 festlich eröffnet wurde. Am

27. August 1857 ward dann die Strecke Baden-Brugg, und am 1. Mai 1858 diejenige Brugg-Aarau (resp. Wöschnau) dem Betrieb übergeben, so daß nunmehr der Anschluß der ganzen Linie an die Centralbahn bewerkstelligt ist, nachdem schon am 15. Oktober 1855 bis Wyl, und am 24. März 1856 bis St. Gallen der Anschluß an die St. Gallen-Appenzellerbahn in Winterthur, und am 31. Juli 1856 bei Wallisellen an die Glatthalbahn stattgefunden hatte. — Die einzige noch unvollendete Strecke Turgi-Waldshut, wodurch die Nordostbahn mit der großherzoglich Badischen Oberlandsbahn, und später über Schaffhausen mit der Bodenseegürtelbahn in unmittelbaren Anschluß gebracht wird, dürfte im Laufe des Jahres 1859 dem Betriebe übergeben werden können.

Das Aktienkapital der Nordostbahn betrug Ende 1858 die Summe von 28,708,000 Franken, wozu noch auf Obligationen à 3 % die Summe von 817,950 Franken und auf Obligationen à 5 % weitere 13,557,300 Franken hinzukommen, also im Ganzen die Summe von 43,083,250 Franken; dafür hat sie gegenwärtig (31. Dezember 1858) *) 34,22 Stunden oder 164¼ Kilometer im Betrieb und 3,54 Stunden oder 17 Kilometer nähern sich der Vollendung.

Die durchschnittlichen Erstellungskosten werden per Kilometer **) auf circa 230,000 Franken ***) und die Verzinsung auf 4,63 % berechnet.

---

*) Im Januar 1859 erhob die Nordostbahn ein neues Anleihen von 30 Millionen Franken in 6000 Obligationen zu 500 Fr. à 4½ pCt verzinslich, welche in wenigen Tagen gezeichnet waren.

**) Eine schweiz. Wegstunde = 4,8 Kilometer; 1 Kilometer = 0,208333 Stunden, oder 12½ Wegminuten (1 Kilometer = 3333⅓ schweiz. Fuß).

***) Also auf die Stunde 1,104,000 Franken.

An Transportmitteln besaß die Gesellschaft am Ende des Jahres 1857 30 Lokomotive, 101 Personenwagen mit 4910 Sitzplätzen und 313 Güterwagen mit 52,160 Centner Tragkraft. Außerdem 6 Dampfschiffe auf dem Bodensee und Rhein, zusammen mit 305 Pferdekräften, und 4 Schleppbarken. Auf den Strecken Romanshorn-Brugg und Schaffhausen-Winterthur wurden im Jahr 1857 befördert: 940,208 Personen (für 1,292,183 Franken 22 Ct.) und 2,851,928 Centner Güter (für 1,034,596 Franken 78 Ct.) *).

Der Bahnhof, der bis jetzt fortwährend durch Landankauf erweitert wurde, umfaßt gegenwärtig ein Areal von circa 1,150,000 Quadratfuß oder fast 29 Jucharten zu 40,000 Quadratfuß, und es werden wohl in nicht gar ferner Zeit beträchtliche Erweiterungen der Gebäulichkeiten vorgenommen werden müssen. Zunächst gegen die Stadt hin ist der Haupteingang zu den Kassen, den Wartsälen, der Restauration, und dem Gepäckbureau. Im ersten Stockwerk sind die Zimmer für die Direktion und die Bahnverwaltung. Hinter diesem Gebäude sind die Einsteigehallen und die Logen für die Wagen, und neben diesen das Wohngebäude für die Direktion. — Rechts davon befindet sich ein Lagerhaus und der Krahn oder die Ladebühne zum Auf- und Abladen ganzer Wagenlasten. — Sieben Geleise führen mittelst eisernen, auf 4 Jochen

*) Eine gedrängte vergleichende Uebersicht der Betriebsverhältnisse der schweizerischen Eisenbahnen mag hier Platz finden:

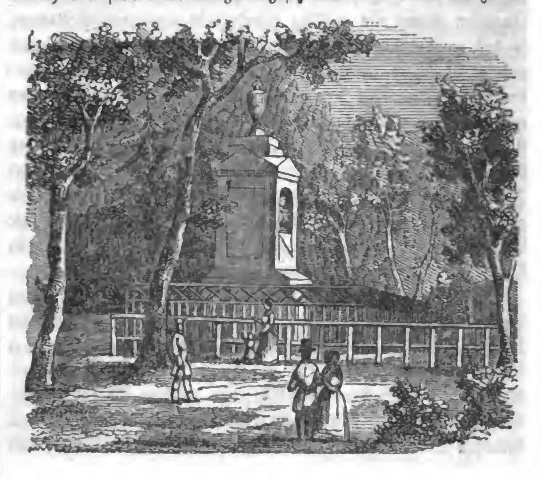
	Personen.	Centner.	Gesammt-Einnahm.	Einn. pr. Kilom.
Centralbahn . . . circa	1,306,814	3,647,793	3,820,123	18,977
Nordostbahn	1,117,505	3,147,239	2,750,238	17,329
Westbahn	550,892	1,084,757	1,199,738	13,872
St. Gallen- u. Rheinthallinie	929,267	1,605,112	1,673,487	12.515
Glattthallinie	172,331	191,030	128,565	5,263

ruhenden Gitterbrücken über die hier an 200 Fuß breite wilde Sihl in den äußern Bahnhof, nebenan links ist ein Fußgängersteg und rechts eine ebenfalls auf festen steinernen Jochen ruhende eiserne Fahrbrücke mit zwei (dem Publikum nicht geöffneten) Fußgängerstegen. Jenseits der Sihl sind zunächst die Holzmagazine mit Sägeeinrichtung, dann die Logen für eine Anzahl von Lokomotiven, die Schiebebühnen, die ausgedehnten Werkstätten mit den erforderlichen Dampfmaschinen, die Wohnungen des Werkführers und Maschinenmeisters, und wieder eine ähnliche Loge für Lokomotive und Schiebebühnen. — Gegenüber die vortrefflich eingerichteten, weitläufigen Lagerhäuser und hinlänglicher Raum für allfällig erforderliche anderweitige Bauten, so daß wohl auf alle Zeit für alle Raumbedürfnisse hinlänglich gesorgt ist. Der ganze Bahnhof und seine Gebäulichkeiten werden bei einbrechender Nacht von circa 125—130 Gasflammen erleuchtet. — Gleich außerhalb des äußern Bahnhofes trennen sich die Schienenwege nach Baden und nach Winterthur, und der letztere steigt auf dem mit großen Kosten angelegten, 4000 Fuß langen Damme und schönen steinernen Viadukte im Bogen gegen die trefflich konstruirte Gitterbrücke 60 Fuß über die Limmat an und verschwindet aus dem Gesichte bald darauf in dem 3200 Fuß langen Tunnel.

Doch wir haben fast allzulange uns bei dem Bahnhofe verweilt und folgen nun wieder dem Laufe der oft trüben Sihl bis zu ihrem Einfluß in die stets klare Limmat oder bis zum sogenannten Platzspitz, wo wir einen sehr freundlichen Ausblick auf die vereinigten Gewässer, die darüber führende Eisenbahngitterbrücke bei Wipkingen, dem am Bergabhang gelegenen beliebten und aussichtsreichen Vergnügungsorte „die Weid", und

auf das mit vielen Landhäusern besetzte wein- und obstreiche Ufergelände genießen. — Gegenüber liegt die Rehmann'sche Fabrik künstlicher Mineralwasser und chemischer Produkte, die Haller'sche Bierbrauerei und das Bad im Drathschmidli mit vielbesuchter Gartenwirthschaft, wohin nahe bei unserem Standpunkte eine fliegende Brücke führt.

Den, von den industriellen Unternehmungen der Neuzeit einzig noch verschonten parkähnlichen untern Theil des alten Schützenplatzes dürfen wir nicht verlassen, ohne das einfache, dem Idyllendichter Salomon Geßner (geb. 1. April 1730, gest. 2. März 1788) von seinen Mitbürgern gesetzte Marmor-Denkmal zu be-



sichtigen. An der Stelle des im Jahr 1799 von französischen Soldaten beschädigten Reliefs *) steht jetzt in schmuckloser Nische des Dichters gelungene Büste in Bronze, und auf der Rückseite die Inschrift: „Dem Andenken Salomon Geßners von seinen Mitbürgern. — Billig verehret die Nachwelt den Dichter, den die Musen sich gewählt haben, die Welt Unschuld und Tugend zu lehren.“ (Tod Abel's 1. Ges.)

Früher waren diese freundlichen Anlagen, besonders an Sonntagen, von zahlreichen Spaziergängern, namentlich von dem schönen Geschlechte auch aus den höhern Ständen besucht, und noch ist die Zeit den ältern Zürchern in freundlichem Andenken, wo Bodmer, Breitinger und Steinbrüchel an stillern Abenden zu einer Art peripatetischer Schule die Blüthe der Jugend um sich versammelten.

Beim Austritt aus dieser untern Abtheilung des, besonders Fremden, unter dem Namen Geßner's Promenade bekannten Parkes, stoßen wir zu beiden Seiten der Limmat auf neue industrielle Unternehmungen. Jenseits des Flusses übersehen wir einen großen Theil der ausgedehnten Escher'schen Fabrik im Stampfenbach und in der Neumühle (s. S. XXVIII). Diesseits stellt sich uns, nicht selten schon durch einen belästigenden Geruch von Weitem sich ankündigend, die im Jahr 1856 von einer Aktiengesellschaft durch den Ingenieur L. A. Riedinger v. Bayreuth eingerichteten und von ihr fortgeführten Gasfabrik dar. Das Areal derselben (welches ebenfalls größtentheils den bis-

---

*) Dasselbe wird jetzt in dem nahen Pavillon aufbewahrt. Es stellt eine Scene aus den Idyllen „Daphnis und Mykon“ vor, und ist aus weißem Marmor von dem schaffhauserschen Künstler G. Trippel gearbeitet.

herigen Bürgergärten entzogen werden mußte) mißt 130000 Quadratfuß. *) Auf demselben befinden sich nun ein Retortenhaus mit 100 Fuß hohem Kamin für die Retortenofen mit Vorlagen, die Wascher und den Trockenraum für das Holz, ein Zwischengebäude für den Hauptregulator, die Haupthähne, den großen Gaszähler und Manometer, für Lichtmessungen und Prüfung der kleinen Gaszähler, für den Exhauster und die Dampfmaschine u. s. f.; zwei große Gasometer, jeder von circa 25000 Kubikfuß Inhalt mit Glocken von 17 engl. Fuß Höhe und 45 Fuß **) Durchmesser, nebst Anlage für einen gleich großen dritten Gasometer; ein Nebengebäude für das Reinigen und Zubereiten des Kalkes, ein Anbau für die Essiggewinnung, zwei Werkstätten, die Wohnung der dirigirenden Ingenieurs, das Komptoir und das Depot von Beleuchtungsgegenständen, endlich eine Anzahl Schuppen für Holz, Kalk u. s. f. — Alle diese Gebäude zusammen bedecken einen Raum von circa 25000 Quadratfuß. — Die vier Ofen mit eilf Retorten können nöthigenfalls innerhalb 24 Stunden 90000 bis 92000 engl. Kubikfuß ***) Gas liefern, während der höchste tägliche Konsum auf 50000 bis 60000 Kubikfuß angenommen werden darf. Die Hauptleitung ist laut Vertrag auf ein Minimum von 13500 engl. Kubikfuß per Stunde berechnet worden. Als eine Hauptgarantie verlangte ferner der Vertrag, daß der Gesammtverlust aus dem Entweichen des Gases 150 Kubikfuß per Stunde nicht übersteigen dürfe; die Probe aber gab für den Monat Januar durchschnittlich nur

*) Das Areal der Gasanstalt zu Basel mißt nur 35800 Quadratfuß, dasjenige von Genf 111111 Quadratfuß.

**) Ein engl Längenfuß = 1,015982 schweizer. Fuß. — Ein engl. Quadratfuß = 1,032219 schweizer. Quadratfuß.

***) Ein engl. Kubikfuß ist = 1,048715 schweizer. Kubikfuß.

75 Kubikfuß. — Die Gesammtlänge des ganzen Röhrensystems von 10 bis 1 Zoll Weite betrug zur Zeit der Eröffnung 70015 laufende Fuß, gegenwärtig (Ende 1858) schon über 81470 Fuß, und alljährlich dürfte noch ein Zuwachs von mehreren hundert Fuß hinzukommen. Zum Behufe der Straßenbeleuchtung in der Stadt sind circa 120 Kandelaber mit sechseckigen Laternen und 320 viereckige Laternen an Konsolen oder Armleuchtern, so wie vier achteckige Laternen auf der Münsterbrücke angebracht, im Ganzen 509 öffentliche Flammen. Hottingen, Hirslanden und Riesbach werden zum Theil nunmehr ebenfalls mit Gas erleuchtet. Die Summe der an Privaten abgegebenen Flammen beläuft sich gegenwärtig (Ende 1858) auf circa 5000, und es darf angenommen werden, daß sich in sehr kurzer Zeit die Zahl derselben noch beträchtlich höher stellen wird. Das erzeugte Gas ist in der Regel sehr rein*) und hat selbst weder in Seidenfärbereien noch in Magazinen von Seidenstoffen oder feinen Metallwaaren u. dgl. Anlaß zu nachhaltiger Klage gegeben. Weniger dagegen befriedigt der noch immer viel zu hoch gestellte Preis von 14 Franken für 1000 Kubikfuß Gas. Die Eröffnung dieser vorzüglich gelungenen Anstalt fand am 18. Dezember 1856 (7 Monate vor dem durch den Vertrag ausbedungenen spätesten Termin) statt. — Das Aktienkapital beträgt 80000 Franken in Aktien zu 500 Franken, die gegenwärtig sehr gesucht sind und gerne mit 620 Franken bezahlt werden.

Kehren wir nach der Stadt zurück, so stehen uns dazu, nachdem wir den Schanzengraben überschritten haben, mehrere

*) Erst in neuerer Zeit mehrten sich die Klagen und veranlaßten die städtische technische Kommission die Resultate über die nicht vertragsgemäße geringe Leuchtkraft des Gases zu veröffentlichen.

Wege offen: Zunächst durch die Zeughausgasse zwischen den neuen Zeughäusern hindurch. In diesen letztern wird gegenwärtig ein eidgenössischer Pontontrain und eine Anzahl Caissons



aufbewahrt. Der Hofraum zwischen den beiden Flügeln beherbergte im Jahr 1849 eine Zeit lang den beträchtlichen Artilleriepark einer Abtheilung der badischen Insurrektionsarmee, nachdem diese bei Rafz nach der Schweiz sich zurückgezogen hatte. Das Gebäude selbst hat innerhalb seiner Mauern bei Anlaß des großen Kadettenfestes im September 1856, eben so sinnig als geschmackvoll ausgeschmückt, der fröhlichen Schaar von circa 3200 Kadetten aus allen Gauen der östlichen Schweiz und zahllosen Zuschauern als Festhalle gedient.

Weniger ansprechend ist der öde Platz am sogenannten Sihlwiesli, welcher zum Theil für die einstige Erweiterung der Zeughäuser bestimmt ist, theils als vorübergehender Ablagerungsplatz von Flößholz gebraucht wird, und welcher schon zwei Mal als Schauplatz für Hinrichtungen arger Missethäter durch das Fallbeil dienen mußte. An dem obern Ende der Straße ist auf ehemaligem Schanzengebiet bereits eine Reihe hübscher Privatgebäude erstanden. Eine Seitenstraße führt an verschiedenen Mühlwerken und andern mechanischen Gewerben, einer Leimsiederei, Oel- und Sägemühle, Tapetenfabrik, Töpferei, Pferde-

haarspinnerei u. s. f. vorbei nach dem Rennweg und Fröschengraben; allein wir ziehen es vor, von der Brücke über den Schanzengraben weg beim alten Schützenhause vorbei auf einem Fußsteige zum städtischen W a i s e n h a u s e aufzusteigen. Dieses

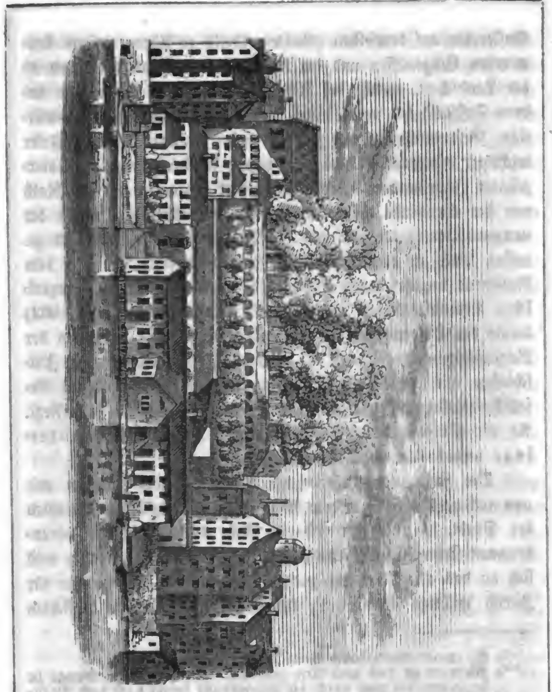


schöne mitten in einem geräumigen Gemüse-, Obst- und Blumengarten auf freier Terrasse weit umher sichtbare Gebäude wurde in den Jahren 1765 bis 1771 erbaut, und dient jetzt einer Zahl von 80 bis 100 stadtbürgerlichen Waisen beiderlei Geschlechtes vom 5. bis zum zurückgelegten 16. Altersjahr zum freundlichen Asyle. Es steht diese schöne Anstalt unter der unmittelbaren Aufsicht eines Erziehers und seiner Gattin und vier unter ihm stehenden, dem Lehrstande angehörenden Gehülfen und

Gehülfinnen, welche nebst der Beaufsichtigung in den Freistunden auch den Unterricht und die Nachhülfe bei schwächern Zöglingen zu leiten haben. — Die Anstalt besitzt zwar ein liquides Vermögen von circa 970000 Franken, dabei aber liegt ihr jährlich eine durchschnittliche Ausgabe von circa 50000 Franken ob, welche allerdings die Kräfte der Anstalt übersteigen würde, wenn nicht fast alljährlich durch Legate und Geschenke von Seite edeldenkender Bürger derselben kräftig unter die Arme gegriffen würde.

Treten wir aus dem freundlichen Garten des Waisenhauses, so weht uns sofort ein fast unheimlicher Geist aus den finstern Mauern des ehemaligen Frauenklosters zum Oedenbach und dessen alter Kirche entgegen, welche letztere jetzt zwar zu ganz profanen Zwecken verwendet wird, indem ihre Räume als Fruchtboden und Weinkeller dienen. Durch eine Nebengasse kommen wir an der Waisenhauskirche, der Strafanstalt und dem Verhöramt vorbei, entweder nach dem Rennweg, oder, was wir vorziehen — wiewohl es durch ein enges Gäßchen geht — nach dem Lindenhof, eine der ansprechendsten Stellen im Mittelpunkte der Stadt. Nicht nur gewährt der mit uralten Linden bepflanzte Raum eine eigenthümliche Ansicht des Innern der Stadt, sondern es knüpfen sich an denselben auch mannigfaltige historische Erinnerungen. Vorerst wurden hier zu verschiedenen Malen römische Alterthümer aufgefunden, und es sind an der Einfassung auf der Westseite noch einige deutliche Spuren vom Mauerwerke des römischen Castrum sichtbar, das hier als Zollstation diente *); dann befand sich hier

*) S. zweite Abtheilung Seite 2.



wenigstens schon im achten Jahrhundert die kaiserliche Pfalz oder der Reichshof; später wurden nicht selten große öffentliche

Gastereien auf demselben gehalten, theils zu Ehren unserer liebwerthen Eidgenössen und der Nachbarn von Winterthur und ab der Landschaft, welche bei Kirchweihanläßen, Schießen und andern Festlichkeiten nach Zürich kamen, theils zu Ehren auswärtiger Gesandtschaften und anderer hoher Gäste, oder zur Feier wichtiger bürgerlicher Akte. So wurde im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert daselbst je zu vier Monaten um der Rath von der Gemeinde theilweise erneuert und beeidigt, theils der neugewählten Rathsrotte von der Bürgerschaft der Pflichteid geleistet. Auch zu tumultuarischen Zusammentritten der mit dem Regiment unzufriedenen Bürger (1713) und selbst zu kriegerischen Demonstrationen gegen äußere Feinde (1292, 1799, 1802) diente der Lindenhof.*) — Friedlicher waren die Uebungen der Bogenschützen, die bis in die neuesten Zeiten sich hier im Zielschießen mit der Armbrust übten, und deren bescheidenes Gesellschaftslokal auf der Nordseite an der hintern Hofgasse liegt. An der Südseite des Lindenhofs erhebt sich die Freimaurerloge »modestia cum libertate.«

Die steile vordere Hofgasse hinuntersteigend wenden wir uns nochmals rechts um dem Rennweg, einer der ältern Parthien der Stadt, wo auch der erste im Jahr 1430 errichtete Röhrenbrunnen steht, einige Blicke zu schenken,**) vorzüglich aber weil sich an das alte Thor am andern Ausgang der Straße eine für Zürich wichtige Erinnerung knüpft.***) Malerische Ansichten

*) S. zweite Abtheilung Seite 26.

**) Wem es an Lust oder Zeit gebricht, uns auf diesem Gange zu begleiten, der mag durch die Widdergasse sofort nach dem Augustiner- und Münzplatz gehen und uns daselbst erwarten, oder seinen Weg, wie wir unten andeuten werden, fortsetzen.

***) S. zweite Abtheilung Seite 42 u. 43.

gewähren dann der alte Seidenhof und die von Gärten und Buschwerk umgebenen Häuser an der Sihl. An dem Hügel bei St. Anna war vor weniger als 30 Jahren die Füßli'sche Glocken- und Kanonengießerei noch im Betriebe, vielleicht die älteste in der Schweiz, da schon seit mehr als 400 Jahren dieses Gewerbe in der Familie Füßli sich vererbt hat, jetzt aber in ihr erloschen ist. Seitwärts davon ist die einfache St. Anna-Kapelle, dem englischen Gottesdienst eingeräumt, und auf dem dabeiliegenden, nun verlassenen Friedhofe ruhen u. a. Joh. Kaspar Lavater, Joh. Gottfried Ebel, J. C. Escher von der Linth, Paul Usteri, Heinrich Füßli u. a., deren Andenken in hohen Ehren gehalten wird.

Von der Sihlstraße wenden wir uns nach dem äußern Thalacker, der schönsten Straße der Stadt, wo mehrere schöne Privatgebäude das Auge erfreuen, und lenken dann durch die Felsenhof- und Augustinergasse wieder nach der innern Stadt ein. Wir machen im Vorbeigang auf zwei in dieser letztern befindliche gemeinnützige Stiftungen der neuern Zeit aufmerksam, nämlich auf die Leihkasse *) für Handwerker und Minderbegüterte, und das Arbeitsdepot der städtischen Armenpflege.

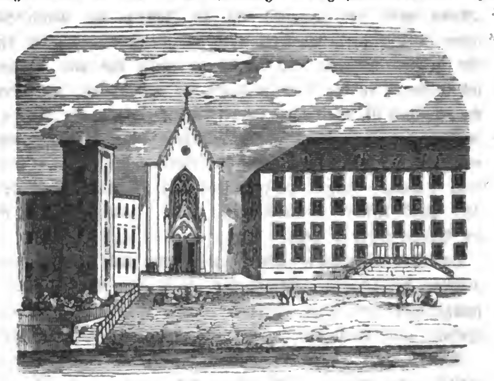
Auf dem freien Platze oben an der Augustinergasse **) er-

---

*) Sie wurde im Jahr 1856 von einer Aktiengesellschaft mittelst 100 Aktien à 1000 Fr. gegründet. Im zweiten Rechnungsjahre Oktober 1857/1858 wurden von derselben Darlehen im Betrage von 293,280 Fr. gemacht in 393 Posten, und hinwieder Anleihen angenommen im Betrage von 633,533 Fr. 27 Rp. in 117 Posten und Rückzahlungen geleistet im Betrag von 336,847 Fr. 49 Rp. in 414 Posten. — Der Kassaverkehr zeigte eine Einnahme von 1,016,813 Fr. 49 Rp. und eine Ausgabe von 1,034,880 Fr. 96 Rp.

**) Wer uns auf diesem letzten Gange nicht begleitet hat, kann sich hier wieder anschließen.

hebt sich die nunmehr dem katholischen Gottesdienste eingeräumte Kirche des ehemaligen Augustiner-Klosters. In



neuester Zeit wurde sie (besonders auch die Façade auf der Westseite) geschickt und mit vielem Geschmack durch den zürcherischen Architekten Ferdinand Stadler restaurirt. Das Innere derselben zeigt u. a. zwei schöne Gemälde von Paul Deschwanden in Stans. — An die Kirche anstoßend finden wir das Universitätsgebäude, das ebenfalls einen Theil des ehemaligen Augustinerklosters ausmacht, das aber ungeachtet der großen darauf verwendeten Kosten weder in architektonischer noch in ästhetischer Beziehung auch nur den geringsten Anspruch machen darf. In demselben befinden sich, außer den Hörsälen, die verschiedenen, zum Theil der Anstalt eigenthümlichen, zum Theil

daselbst von anderwärts zum Gebrauche überlassenen Sammlungen aufgestellt, und zwar rechts vom Eingangsportal: die Kantonsbibliothek von circa 30000 Bänden (mit der medizinischen und juristischen), links: die Wohnung des Pedellen; dann im Hauptgebäude, im Erdgeschoß rechts die Auditorien 15 und 16, links 17 und 18 und die Bibliothek des Polytechnikum und in der Aula (dem ehemaligen Refektorium des Klosters) das archäologische Kunstmuseum *) von Abgüssen schöner Antiken. Im ersten Stock sind die Auditorien 8 bis 13; im zweiten Stock rechts die mineralogische und geognostische Sammlung, das Docentenzimmer und die Auditorien 1 bis 6, endlich im obersten Stock die zoologische Sammlung und die Zimmer für den Conservator und Präparator. Leider ist die von den Erben des im Jahr 1857 verstorbenen Herrn Escher-Zollikofer dem Museum geschenkte berühmte Sammlung von Insekten und Schmetterlingen, welche allein in 66,300 Exemplaren 22,280 Arten zählt, noch nicht in einem passenden Lokale aufgestellt.

Das naturhistorische Museum wird gegen eine Eintrittsgebühr von mindestens 1/2 Fr. von der Person (Familien oder Schulen zu 1 1/2 Fr.) jeden Tag von 8 bis 12 Uhr Vormittags und von 2 bis 4 1/2 Uhr Nachmittags geöffnet. Am Nachmittag des Donnerstags ist im Sommer der Eintritt frei. Ebenso ist das archäologische Museum an Dienstagen und Freitagen Nach-

*) Diese Sammlung (Gipsabgüsse antiker Büsten, Statuen, Gruppen und Reliefs enthaltend) ist aus dem Ertrage der akademischen Vorträge der Docenten der höhern Lehranstalten von diesen gegründet und im Jahr 1858 eröffnet worden bei Anlaß des am 29. April von der Hochschule festlich gefeierten 25jährigen Jubiläum. — Mit diesem Feste wurde zugleich die 50jährige Dienstjubelfeier des würdigen und um die Geschichte der Schweiz hochverdienten Prof. Dr. J. J. Hottinger verbunden.

mittags unentgeltlich offen, sonst gegen eine Eintrittsgebühr von ½ Franken.

Der etwas ansteigende Platz vor dem Einfang des Universitätsgebäudes, oder der Eiermarkt, dient zugleich auch für einen zweiten Obst- und Gemüsemarkt. Ganz in der Nähe ist auch die vielbesuchte Bierbrauerei und Wirthschaft zum Strohhof.

Nur durch enge Gäßchen können wir zu der St. Peters-Kirche gelangen, die aber außer dem im Chor befindlichen



Grabstein des Bürgermeisters Brun *) nur wenige Ueberreste aus alter Zeit aufzuweisen vermag. In derselben predigte der an dieser Gemeinde als Pfarrer wirkende, berühmte Joh. Kaspar

*) S. zweite Abtheilung S. 30.

Lavater, dessen tragisches Ende *) allgemein bekannt ist. Die Stelle, wo er (am 26. Herbstmonat 1799) von einem der helvetischen Legion angehörenden französischen Soldaten den tödtlichen Schuß erhielt, ist ganz nahe beim Brunnen auf dem Platze vor der Kirche (Petershofstatt). Merkwürdiger Weise fiel fast auf derselben Stelle 3 Jahre später das einzige Opfer bei der Beschießung Zürichs durch Andermatt (in der Nacht vom 12. auf den 13. Herbstmonat 1802), der allgemein geachtete Diakon Georg Schultheß, durch den Splitter einer zerplatzenden Granate. — Gewöhnlich finden die größern Versammlungen der Bürger und Einwohner in der St. Peterskirche statt. — Die Thurmuhr, die einzige größere, welche gebrochene Zeiger hat, und Viertelstunden schlägt, gilt gewöhnlich als maßgebend für das Publikum.

Um unsern Begleitern auch die ältern Zeughäuser und Waffensammlungen Zürichs zu zeigen, sind wir nochmals genöthigt, sie entweder durch enge Gäßchen oder eine steile Treppe hinunter nach dem alten Quartiere „in Gassen" zu führen. In dem zunächst dem Brunnen befindlichen sogenannten venetianischen Zeughause" wurden früher die Waffen, welche Venedig laut Vertrag vom Jahr 1618 an Zürich und Bern zu liefern sich anheischig gemacht haate, aufbewahrt; auch dient es noch jetzt dem Zeugwart als Wohnung. In dem daranstoßenden Löwenhof sind im Erdgeschoße die Werkstätten und die Räume für die Administration, und im ersten Stocke der Waffensaal, in welchem eine Anzahl sehr interessanter älterer und neuerer Waffen, Rüstungen und Fahnen in zierlicher Aufstellung aufbe-

*) Er starb in Folge der erhaltenen Wunde nach langem schmerzhaftem Krankenlager am 2. Januar 1801.

wahrt werden. — Das große oder „gelbe" Zeughaus am Ausgang der Straße gegen den Feldhof enthält im Erdgeschoß das schwere Belagerungsgeschütz und im ersten und zweiten Stock die Ausrüstung für Infanterie und die Specialwaffen.

Ueber den Platz beim Feldhof wenden wir uns nach der neuen Postgasse, deren rechte Seite das neue Postgebäude



bildet. Dasselbe wurde in den Jahren 1835 bis 1838 nach dem Plane des nunmehr verstorbenen Architekten Hs. Konrad Stadler erbaut und am 31. Okt. des letztern Jahres von der Postadministration bezogen *). Zur Linken befindet sich im Erdgeschoß das Brief-Expeditions-, Zeitungs-Distributions- und Briefträger-Zimmer, das Bureau des Kassirers, und im linken Seitenflügel das Telegraphen-Bureau; rechts vom Eingang die Postwagen-Expedition, die Effekten-Distribution, die Zimmer des Postdirektors und Kontroleurs, die Felleisenkammer, das Passagier-Zimmer und das Archiv. Im ersten Stock befindet sich rechts die Wohnung des Postdirektors, links diejenige das Kassi-

*) Gleichzeitig wurde auch das neue gegenüberliegende Hôtel Baur eröffnet.

rers, welche jedoch gegenwärtig als Geschäfts-Lokal der schweizerischen Kreditanstalt vermiethet ist. Hinter dem Hauptgebäude umgeben von drei Seiten die Wagenremisen den geräumigen Posthof Seit der allseitigen Entwickelung der Eisenbahnen hat aber der sonst so lebhafte Postwagen-Verkehr fast ganz aufgehört und beschränkt sich nur noch auf wenige außerkantonale und einige kantonale Kurse.

Der Post gegenüber befindet sich neben andern Magazinen auch die Leuthold'sche Kunsthandlung.

Die Postgasse verlassend durchschreiten wir entweder den Münsterhof und gelangen an mehrern hübschen Kaufladen vorbei durch die Storchengasse auf den Weinplatz, oder wir gehen an der Fraumünsterkirche und der Meisenzunft vorüber längs dem Quai, ebenfalls an schönen Magazinen und der Locher'schen Kunsthandlung und Leihbibliothek vorbei ebenfalls auf den Weinplatz und zur untern Brücke, von wo aus wir den Gang durch die kleine Stadt begonnen haben.

---

3. Zürichs nächste Umgebungen.

Zürichs natürliche Lage gehört unstreitig zu den anmuthigsten der Schweiz, und kaum ist irgendwo anderwärts eine solche Mannigfaltigkeit landschaftlicher Szenen auf einem so kleinen Raume vereinigt, wie in seinen Umgebungen.

Auf dem rechten Ufer des Sees und der Limmat bietet zunächst die besonders an Sonntagen von zahllosen Lustwandelnden jedes Alters belebte Seestraße einen unterhaltenden Spaziergang. Zu beiden Seiten sind in neuerer Zeit eine Menge hübscher, häufig von schönen Gartenanlagen umgebene Gebäude erstanden. Man kommt dabei an den großen Handelsgärtnereien von Fröbel, Heußer u. a., sowie an dem Festplatze des dießjährigen eidgenössischen Freischießens vorüber, zu dem mit Gartenwirthschaft und Seebadanstalt verbundenen Gasthof zum Tiefenbrunnen, wo der See beträchtlich an Breite zunimmt. Setzt man seinen — auch für die Fahrt im Wagen geeigneten — Weg bis nach Küsnacht fort, so findet man im Gasthaus zur Sonne besonders an Sonntagen meist zahlreiche Gesellschaft. — Bekanntlich befindet sich in dem ehemaligen Amthause daselbst

das zürcherische Schullehrer-Seminar. — Den Rückweg kann man auf der obern aussichtsreichen Straße über Zollikon nehmen, wobei man an der herrlich gelegenen Kirche zu Neumünster vorüberkommt, von deren Thurme, oder auch nur von dem umgebenden Friedhofe aus, man eine vortreffliche Aussicht genießt. Der ganze Weg hin und zurück erfordert zu Fuß von der Stadt aus 2½ Stunden.

Ein sehr angenehmer Fußweg führt längs dem Mühlebach an dem Gasthofe und Pensionshause zum Schwanen, an einer großen Seidenzwirnerei und einem Kupferhammer vorbei, und durch das Burghölzli, (wo die Entdeckung keltischer Gräber den ersten Anlaß zur Gründung der antiquarischen Gesellschaft gab,) zu dem herrlich gelegenen Gesellschaftshaus zur Steffansburg, einem der schönsten Aussichtspunkte in Zürichs Nähe (25 Minuten). Setzt man von da seinen Weg nach dem Balgrist fort, so kann man auf der neuen Forchstraße durch Hirschlanden und an dem neu gegründeten im Herbste 1858 eröffneten von Diakonissinnen trefflich besorgten Krankenasyl beim Neumünster vorbei nach der Stadt zurück gelangen (hin und zurück 1 Stunde). — Wenn man aber vom Balgrist nach der in romantischer Bergschlucht versteckten Trichtenhauser Mühle hinab (½ Stunde) und von da ziemlich steil nach dem hochgelegenen Dörfchen Wytikon hinaufsteigt, so gewinnt man eine noch ausgedehntere Aussicht. Den Rückweg kann man entweder auf der schönen Straße durch das Stöckentobel, oder auf angenehmen Fußwegen durch den Wald nach dem Gesellschaftshause zum obern Sonnenberg antreten (über Trichtenhausen hin und zurück 2½ Stunden).

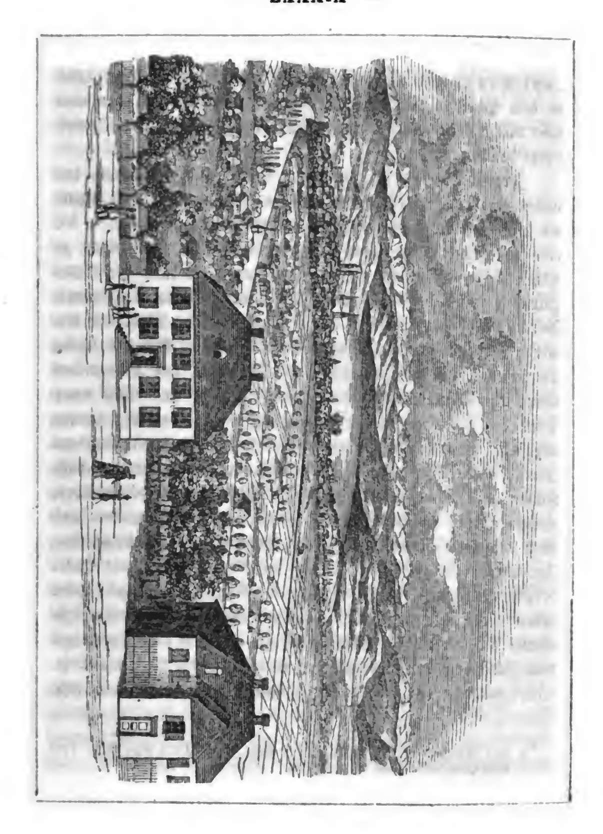
Nicht weniger angenehm sind die mannigfaltigen gegen den

Zürichberg freilich meist steil ansteigenden Straßen und Fußwege. Nahe an der aussichtsreichen Höhe, von der man auch die Gruppe der Appenzeller Gebirge erblickt, sind die Gesellschaftshäuser beim Förster und zur Karolinenburg (1/2 Stunde). Den Rückweg kann man über das sogenannte Schlößchen am Susenberg nehmen, von wo aus im Jahr 1802 der helvetische General Andermatt die Stadt beschoß (3/4 Stunden).

Eine der schönsten Lagen in der Umgegend der Stadt besitzt aber auch das Gesellschafts- und Kurhaus zur Waid. Der auch für Wagen brauchbare Weg dahin führt auf der sogenannten Untern-Straße an dem vielbesuchten Gesellschaftshause zum weißen Kreuz (Guggenbühl) vorbei durch den Röthel hoch über den Tunnel der Nordostbahn (in 1 Stunde). Hier übersieht man am besten das schöne Limmatthal, den Albis, die Stadt und ihre nach allen Seiten sich ausdehnenden Vorstädte, den See und seine lieblichen Ufer und die herrliche Kette der Schneeberge. (Panorama von Keller und von Schmid.) Den Rückweg kann man, wiewohl etwas steil absteigend über Wipkingen nehmen, wobei man die schöne Eisenbahn-Gitter-Brücke über die Limmat und den hohen Viadukt besichtigen kann (1 Stunde).

Auf der Seite der kleinen Stadt bietet die Gartenwirthschaft auf der Bürgliterrasse und mehrere Uebergangspunkte über die das Sihlthal von dem See trennenden Hügelreihe sehr freundliche Aussichten dar.

Einer der anmuthigsten Spaziergänge führt über Wollishofen und Kilchberg nach dem Nidelbad oberhalb Rüschlikon (1 1/2 Stunden). Ueberall öffnen sich auf der ältern, obern Straße die herrlichsten Aussichten, namentlich bei den Häusern



„auf Brunnen", nächst Kilchberg; dann aber auch vorzüglich in dem Pavillon des Nidelbades selbst. Den Rückweg kann man über Rüschlikon, auf der untern Seestraße, oder mit dem Dampfboote machen.

Freunde schöner Bergaussichten sollten nicht versäumen, den nahen Hütliberg (Uto) zu besteigen. Kaum findet sich irgend wo eine mit so geringer Anstrengung ersteigliche Höhe,*) die eine so ausgebreitete Fernsicht darböte. Fast unmittelbar zu seinen Füßen übersieht man wie in Vogelperspektive die Stadt Zürich von wo her Glockentöne und Trommelschlag, das dumpfe Geräusch rollender Wagen und der verworrene Lärm der Gewerbe vernehmbar sind. Man überblickt auf Ein Mal das schöne Limmatthal, den größten Theil des Zürichsees und seine beiden Ufer, die Ufenau, die Rapperschweiler Brücke und selbst einen Theil des Obersees. Ueber den Höngger- und Geißberg hinweg übersieht man gegen Norden einen großen Theil des Kantons Zürich, viele höher gelegene Ortschaften in den Kantonen Schaffhausen und Thurgau die fernen Basaltkegel von Hohenhöwen, Hohenstoffeln, Hohenkrähen und Hohentwiel in Schwaben und über denselben hinaus am fernen Horizont die Tuttlingerhöhe. Im Osten erhebt sich die Hörnli- und Almannskette und hinter derselben thürmen sich die Gebirge des Kantons Appenzell, unter denen der Säntis, der alte Mann und der Schafberg als höchste Gipfel sich darstellen. Näher öffnet sich zwischen dem Speer und dem Stockberg, der Gebirgskessel, in welchem der Wallensee liegt, hinter welchem einige ferne Bergspitzen Graubündens (nach eini-

*) Die Kuppe, wo die Windfahne steht, liegt 1523 Fuß über dem See und 2792 Fuß über Meer.

gen der Piz Linard im Engadin) hervorragen. Mehr gegen Südost beginnen die Glarner-Hochgebirge, unter denen der Glärnisch, der Reiseltstock und der Tödi sich auszeichnen, vor denselben liegt die Felsenkette, die das Klönthal vom Wäggithal scheidet. Mit dem prächtigen Kamm der Clariden beginnen die Urnergebirge, deren höchste Kuppen das Scheerhorn, der Hüfistock, der Ruchi, die Windgellen, der Blackenstock und der Uri-Rothstock bilden, von denselben erheben sich zu bescheidener Höhe die beiden Mythen und die Roßstöcke. Ueber der Albishöhe dehnt sich der breite Rücken des Roßberges aus hinter welchem das Thal von Goldau und Lowerz liegt und über demselben glänzt die Schneespitze des Bristenstocks, an dessen Fuß (bei Amsteg) die Gotthardstraße zu steigen beginnt. Genau im Süden erblickt man die schöne Pyramide des Rigi, auf welchem ein gutes Auge die Kurhäuser Rigischeideck und -Staffel erkennen kann. Hinter demselben beginnen die Unterwaldner Schneegebirge, aus denen der prächtige Titlis stolz hervorragt; näher zu Füßen des Beschauers liegt das enge Reppisch-Thal. Gegen Südsüdwest fesseln die Schneepyramiden des Berneroberlandes vom Finsteraarhorn bis zur Jungfrau die Blicke. Näher liegt Obwalden und mehr nach Südwest der zerrissene Kamm des Pilatus, dann folgen die Gebirge des Entlebuch, über welche der Niesen und das Stockhorn hervorragen; noch näher liegt der Lindenberg, an dessen Fuß in der Morgenbeleuchtung die aufgehobene Benediktinerabtei Muri stattlich hervorglänzt. Den westlichen Horizont begrenzt die Jurakette vom Chasseral in Südsüdwest bis zum scharfrückigen Lägerberg in Westnordwest, und hinter denselben die Vogesen und die Gebirge des Schwarzwaldes, unter denen der Bölchen und Feldberg deutlich hervortreten.

zahllose Dörfer, Städtchen und Schlösser im westlichen und nördlichen Theile der Schweiz und selbst über ihre Gränzen hinaus beleben das herrliche Gemälde, zu dessen belehrendem Genusse das von H. Keller entworfene Panorama fast unentbehrlich ist.

In dem wohleingerichteten Gasthause auf der Kuppe findet man gute und gefällige Bewirthung, und nicht selten ist, besonders an Samstagen, das Haus so voll, daß wenn man daselbst übernachten will, man wohl daran thut, vorerst Quartier zu bestellen. Der Fahrweg über Außersihl und Wiedikon führt aber nur bis an den Fuß des Berges, wo man bei dem Gesellschaftshause zur frohen Aussicht Pferde oder Esel zur weitern Ersteigung des Berges haben kann. Bedeutend abkürzend, aber nur für Fußgänger ist der Weg durch den Bleicherweg über den Sihlsteg bei der neuen Papiermühle und am Gießhübel vorbei bis zur Diener'schen Ziegelbrennerei, wo man in den Fahrweg eintrifft. Auf diesem Wege gelangt man von der Stadt aus bequem in drei Viertelstunden bis zur frohen Aussicht, in einer halben Stunde bis auf den Grat, wo ein einfaches Monument den Tod des im Jahr 1840 hier bei einem unvorsichtigen Wagniß verunglückten kühnen Tödibesteigers Friedrich von Dürler meldet. In weiteren 20 Minuten erreicht man die Kuppe. Ein etwas abkürzender, aber an steilen Abstürzen vorbeiführender, jedoch nur von schwindelfreien Personen zu benutzender Pfad führt vom Grate über das sogenannte Leiterli (d. h. einigen unbequemen Felsenstufen) in 10 Minuten auf die Höhe.

Beim Rückweg kann man, den freilich eine starke halbe Stunde weitern Weg über die Manegg und den Höckler nehmen, wobei man an den steilen Abstürzen der Faletsche vorbeikömmt. Wer einen halben oder ganzen Tag dazu verwenden will, kann

ganz auf der Höhe des Berges, längs dem Grate desselben unter fortwährend schöner Aussicht über Medikon, Baldern und Buchenegg nach dem Albiswirthshause gelangen (1¾ Stunden vom Hütliberg) und von da in einer Viertelstunde zum Signal auf dem Schnabel ansteigen, wo sich eine Aussicht öffnet, welche zwar an Ausdehnung derjenigen vom Hütliberg nachsteht, aber doch durch die lieblichen Vor- und Mittelgründe dieselbe an Anmuth weit übertrifft. Außer dem Zürichsee erblickt man den Greifen- und Pfäffikersee, den Zuger- und Türlersee und selbst eine kleine Strecke des Vierwaldstättersees, die historisch merkwürdige Gegend von Kappel, den fruchtbaren Baarerboden, Zug und Cham; auch dringt der Blick in das schöne Gasterland fast bis gegen Wesen am Wallenstattersee. Den Rückweg kann man über den Schnabelfußweg antreten, oder zum Albiswirthshause zurückgehen und von da die schöne Bergstraße nach dem untern Albis, nach Adlischweil, Wollishofen und Zürich (2 Stunden) einschlagen. Auch gibt es angenehme Fußwege, die vom Unteralbis über Langnau und Gattikon nach dem Nidelbad oder nach Thalweil (1¼ Stunde) führen, von wo aus man mit dem Dampfschiff nach Zürich zurückkehren kann.

Besondern Reiz gewährt auch die Fahrt auf dem Zürichsee mit dem Dampfschiff in 2½ Stunden bis Rapperschweil, von wo man auf der Eisenbahn über Rüti und Uster in 2¼ Stunden wieder nach Zürich zurückkehren kann.

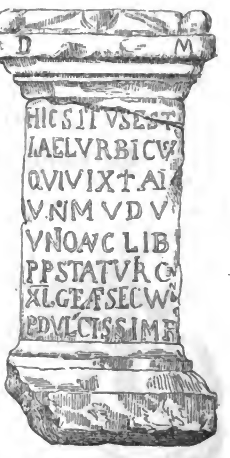
Ueber die verschiedenen schweizerischen Eisenbahn-, Dampfschiff- und Postverbindungen Zürichs gibt der Reisebegleiter für die Schweiz die beste und übersichtlichste Nachweisung. (Zürich, im Verlag von David Bürkli. 16. Preis 30 Cts.)

Das alte Zürich.

Erster Abschnitt.

Die voreidgenössische Periode.

Daß schon in den Zeiten vor Christus die Gegend, aus der gegenwärtig Zürich sich erhebt, von einem Stamme, der weit über das mittlere und westliche Europa sich verbreitenden Kelten bewohnt worden, bezeugen die zahlreichen, zum Theil in unsern Tagen erst noch aufgefundenen Grabhügel, welchen Gerippe, Waffen, Schmuck und Geräthschaften enthoben wurden, durch deren Aufsuchung und Erklärung die Alterthumsforscher der Gegenwart das erste Licht in Zürichs früheste Geschichte zu bringen versuchen. Das älteste, auf eine benannte Person hinweisende, in der Stadt selbst zu Tage geförderte Denkmal gehört indessen erst der Periode der Römerherrschaft an. Es ist jener in wissenschaftlichen



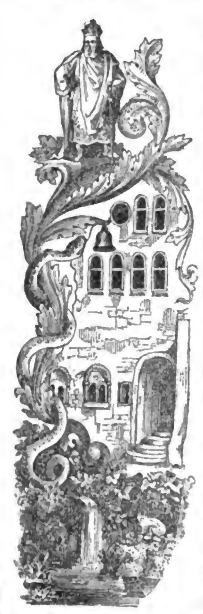
Schriften vielfach besprochene Grabstein des anderthalbjährigen Söhnchens eines römischen Beamten. *) Bei Arbeiten am Lindenhofe, im Jahr 1724 vorgenommen, fand sich derselbe unter dem Schutte alten Gemäuers und ist gegenwärtig auf der Stadtbibliothek aufbewahrt. Spätere im Jahr 1839 an derselben Stelle mit Einsicht geleitete Nachforschungen führten zur Entdeckung der Ueberreste einer römischen Wohnung mit zahlreichen dahin gehörenden Gegenständen, neben der muthmaßlich noch andere Gebäude, wie sich herausstellte mit einer Mauer umgeben, sich befanden. Allein die Stellung, die diese „Turizensische Station" unter den Römern einnahm, scheint nur eine bescheidene gewesen zu sein; denn in den Werken jener Zeit angehörender Schriftsteller geschieht derselben keine Erwähnung, obwohl auch in den Umgebungen der Stadt, wie in andern Gegenden des Kantons noch mannigfache Ueber-

*) In deutscher Sprache lautet die Inschrift: „Unio, Freigelassener, kaiserlicher Präfekt zur Erhebung des Quadragesimalzolles der gallischen Provinzen bei der Station Zurich und Aelia Sekundina setzten diesen Grabstein ihrem herzlich geliebten anderthalbjährigen Knaben Luzius Aelius Urbikus.

bleibsel römischen Lebens, Verkehrs und römischer Herrschaft aufgefunden worden sind, und ebenso von der Sprache, dem Kultus, den Gesetzen jener Nation in unserm Vaterlande sich nicht unbedeutende Spuren erhielten. Zahlreicher finden sich allerdings solche im westlichen als im östlichen Theile der Schweiz, indem die Burgunder, welche längs des Jura am Lemansee und der Aare sich niederließen, den Römern neben sich noch ein friedliches Dasein gestatteten, während die rohen Alemannen im Osten, was Kunst und Fleiß geschaffen hatten, zerstörten.

Nach dieser Schreckensperiode der Verwüstung ist mehrere Jahrhunderte hindurch über Zürichs Geschichte mit Sicherheit nichts aufzufinden, wiewohl die ersten Anfänge einer neu sich gestaltenden Stadt muthmaßlich schon in die Regierungszeit der fränkischen Könige aus dem merovingischen Hause fallen. Zuverläßig wenigstens bestand bereits im achten Jahrhundert da, wo nunmehr das große Münster sich erhebt, ein geistliches Stift mit einer kleinern oder größern Kirche zum Gedächtnisse von St. Felix und Regula, in denen das neu begründete Zürich seine Schutzheiligen verehrte, und ebenso sicher ist es, daß bereits in der nämlichen Zeit über den Trümmern der alten Römerherrschaft eine kaiserliche Pfalz errichtet ward, woher dann auch jener Platz den Namen des „Hofes" oder Reichshofes erhielt. Schon lange vor dem Beginne des dreizehnten Jahrhunderts waren indessen auch die dießfälligen Gebäude wieder zerstört oder abgetragen und über ihren Resten der Hügel geebnet, in welchem wahrscheinlich damals die ehrwürdigen Linden zu wurzeln begannen, in deren Schatten dann Jahr-

hunderte hindurch Zürichs Bewohner ihre Erholung suchten und sich zu ernsten wie zu fröhlichen Festen vereinten.



Auch in die Zeit **Karls des Großen** treten wir immer noch mehr durch Sagen als durch urkundlich beglaubigte Geschichte geleitet hinüber. Zwar belehrt uns die letztere über einige Vergabungen des Kaisers an das Münsterstift, sowie über seine Einwilligung zur Annahme anderer Schenkungen und über die Einführung der Regel Chrodegangs, wodurch die Geistlichen in ein Chorherrenkollegium vereinigt wurden. Dem Reiche bloßer Sage, der allerdings auch mehr oder weniger Thatsachen zu Grunde liegen mögen, fällt hingegen zu, was von Karls häufiger Anwesenheit in Zürich, seiner Stiftung der Schule, Theilnahme am Münsterbau, dem Aufenthalt in dem Hause genannt „zum Loch“ dem Münster gegenüber gemeldet wird. Anmuthig an diese letztere Tradition sich knüpfend und aus alten Chroniken auch in dichterische Behandlung übergegangen ist die bekannte Sage von der Schlange, die von dem Kaiser durch Anziehen einer an jenem Hause zu diesem Zwecke angebrachten Glocke Recht verlangte gegen eine Kröte,

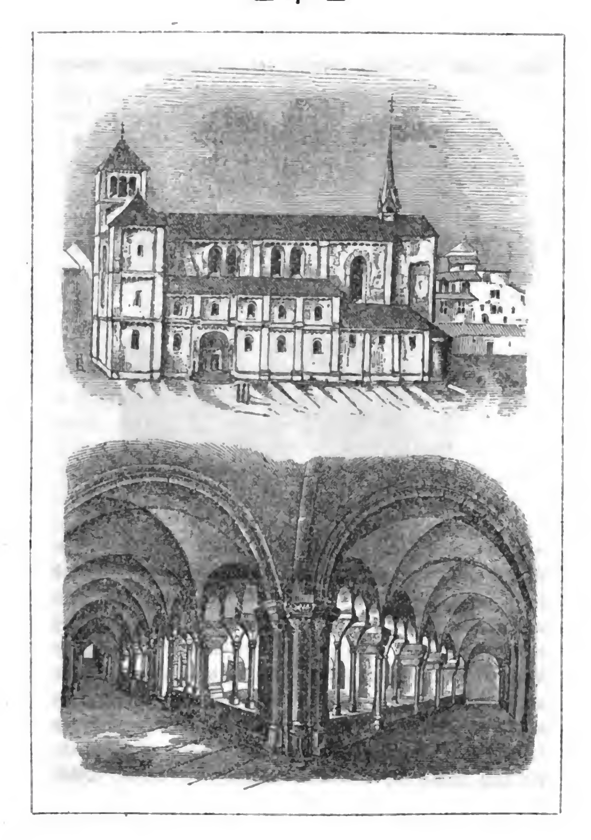
die sich auf ihre Eier gesetzt hatte, und nachdem sie dieses erhalten, den Kaiser mit einem Edelsteine beschenkte, dessen Wunderkraft sich bei denkwürdigen Vorfällen in seinem Leben erprobte.

Wie werth überhaupt schon in alten Zeiten den Zürchern das Andenken an jenen Kaiser war, ergibt sich aus der im Jahr 1164 zu dessen Ehren gestifteten jährlichen Kirchenfeier am Karlstage, für welche eine besondere Hymne gedichtet ward. Zur Zeit der Reformation trat an die Stelle derselben ein jährliches Schulfest, an welchem bis zum Schlusse des verflossenen Jahrhunderts dem wissenschaftlichen Publikum in einer lateinischen Rede der Kaiser als der erste Begründer der zürcherschen Unterrichtsanstalten dargestellt; sämmtliche Räthe aber und andere Mitglieder der höhern Behörden, sowie die Geistlichen und Lehrer mit Semmeln von besonders feinem und zartem Gebäck beschenkt wurden, einer Verordnung zufolge, welche die Sage ebenfalls in Karl's Zeiten hinaufleiten wollte, der bei seiner häufigen Anwesenheit in Zürich die Chorherren mit ähnlichen Proben der Geschicklichkeit eines bei ihm in besonderer Gunst stehenden Bäckers erfreut haben soll. Auf diese Sage deutete bis in spätere Zeiten hinein noch ein altes, nunmehr übertünchtes Mauergemälde an dem Hause „zum Höfli“ genannt.

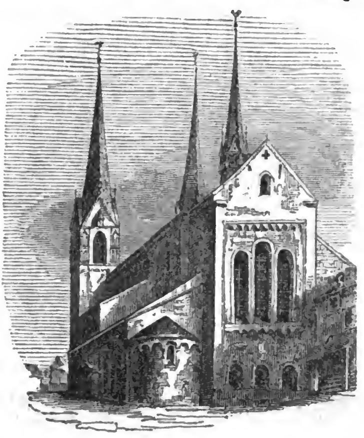
Auch das an dem einen der Münsterthürme schon in früher Zeit angebrachte Kaiserbild in sitzender Stellung mit dem Schwert auf dem Schooße (s. folg. Abbild.) soll höchst wahrscheinlich diesen Monarchen darstellen und nicht, wie auch schon vermuthet ward, Kaiser Otto I., obwohl mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden darf, daß erst unter



des letztern Regierung die Kirche (s. S. 7) selbst ihren gegenwärtigen Umfang erhalten habe, auch muthmaßlich der zu derselben führende, als ein von Kennern mit Recht bewundertes Kunstwerk im byzantinischen Styl durch alle Zeiten erhaltene Kreuzgang (s. S. 7) entstanden sei. Noch verzog es sich indessen wegen der Schwierigkeit, zu dem großen Werke die nöthigen Geldmittel aufzufinden, mit der Vollendung des Baues bis ins dreizehnte Jahrhundert hinein, und seit jener Zeit, vorzüglich unter Waldmann gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, wo die zwei Hauptthürme



spitze Helme erhielten, wurden der Veränderungen manche

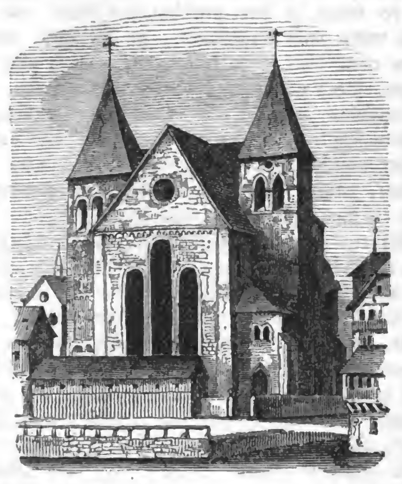


vorgenommen. Einige derselben, besonders im Innern der Kirche, welche dem stürmischen, eher kunstfeindlichen als kunstfreundlichen Eifer der Reformationsepoche ihre Entstehung verdankten, gehörten nicht gerade zu den glücklichsten, weßhalb denn auch in unsern Tagen, wo überall ein lebendiges Streben für Erhaltung oder Herstellung der großartigen Baudenkmale der Vorzeit wieder zu erwachen beginnt, durch Beseitigung mehrerer, sowohl äußerer als innerer Mißstände dafür gesorgt worden ist, daß der ganze Bau, besonders aber die nach Außen sich erweiternde Hauptpforte an der Ostseite

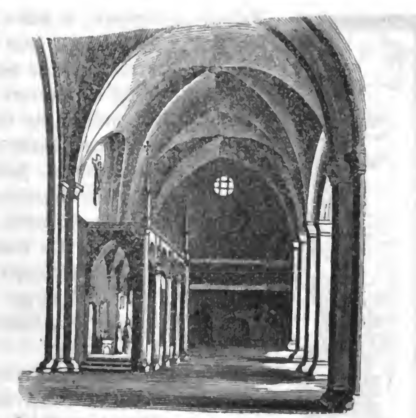
mit ihrem Säulen- und Steinbilderschmuck und der schöne Chor der Kirche in ihrer ursprünglichen Würde und Einfachheit wieder mehr hervortreten. An der Stelle aber des für den einen Theil seiner frühern Bestimmung nicht mehr nöthigen, für den andern nicht mehr ausreichenden Chorherrengebäudes erhebt sich nun, Dank der rühmlichen Privatanstrengung eines Theiles der Bürgerschaft, über dem mit Sorgfalt hergestellten Kreuzgange der schöne Bau der Mädchenschule, welcher den 7. April 1853 durch eine würdige sowohl als sinnige Feier eingeweiht worden ist.

Mit dem Jahr 853 beginnt nun erst die urkundlich beglaubigte Geschichte der Stadt, obwohl auch auf dieser noch mehrere Jahrhunderte hindurch der Sparsamkeit und Dürre der Dokumente wegen vieles Dunkel ruht. Unter dem 21. Juli jenes Jahres nämlich wurde von König Ludwig dem Deutschen der Stiftungsbrief der Fraumünsterabtei ausgefertigt. Es schenkt der Monarch seiner Tochter Hildegarde den königlichen Hof, den er besaß in dem „Flecken Zürich", nebst vielen andern davon abhängigen oder in der Gegend liegenden Gütern, darunter sogar das „Ländchen Uri", daß „daselbst, wo auch der h. Felix und die h. Regula, die Blutzeugen Christi, dem Leibe nach ruhen", ein Kloster geistlicher Frauen errichtet werde, von seiner Tochter regiert und geleitet. Er befreit diese Stiftung von aller Unterordnung unter andere weltliche Gewalt als seine eigene und diejenige seiner Nachfolger, von allen Abgaben und Leistungen und von jedem fremden Gerichtszwang. Aber wenige Zeit nur war es der jugendlichen Aebtissin hienieden zu wirken beschieden; sie starb schon im Dezember 859. Erst unter der

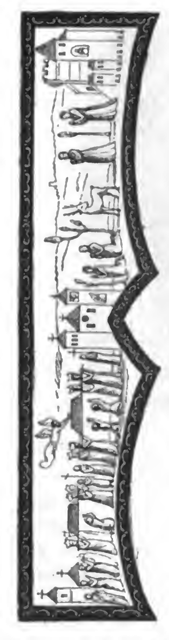
Regierung ihrer Schwester und Nachfolgerin Bertha wurde



nun in einer Frist von ungefähr 20 Jahren auch die Kirche vollendet, ein Wunderbau, nach der Aeußerung der Zeitgenossen, von Pracht und Reichthum. In einem lateinischen Gedichte preist als Augenzeuge der St. Gallische Mönch Ratpert die Doppelreihen der schlank emporsteigenden Säulen, den Farbenglanz der Fenster, den herrlichen Schmuck von Bildwerk in Erz und von Silber und Gold an den Wänden (s. folg. Abbild.). Die Einweihung der Kirche erfolgte im achten Dezennium des neunten Jahrhunderts durch den Bischof Geb-

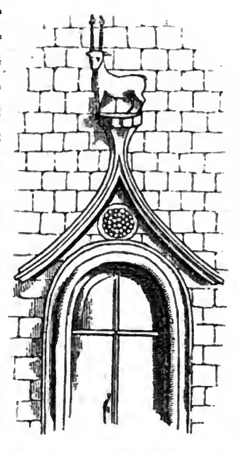


hard in Konstanz, bei welcher Gelegenheit in feierlichem Zuge ein Theil der Reliquien der Schutzheiligen aus der Groß-münsterkirche nach der neuen Abtei gebracht ward (s. folg. Abbild.). Vor einigen Jahren erst wurden nun im Innern sowohl als an den Außenwänden der Kirche unter dem Kalk-überwurfe Spuren von Frescomalereien entdeckt und neben andern eine Darstellung aufgefunden, deren eine Hälfte auf jene eben erwähnte Uebertragung der Reliquien hin-weist, die andere hingegen auf die Legende, welche mit der Stiftung der Abtei in Verbindung stand. Dieser zufolge wurden die beiden schwesterlichen ersten Aebtissinnen, die Töchter Ludwigs, die mit ihrem Vater sich bisweilen auf der Burg Baldern am Albis aufhielten, als sie, um ihre



Andacht zu verrichten, in später Abend- oder früher Morgenstunde das Schloß verließen, von einem Hirsche mit brennenden Kerzen auf den Hörnern zu der Kapelle (s. folg. Abbild.) am Ausflusse des Zürichsees geleitet, welche an der Stelle, wo die Heiligen Felix und Regula den Märtyrertod erlitten hatten, errichtet ward und nachher ebenso wieder zurückgeführt. Ihr Vater, der von dieser nächtlichen Wallfahrt Kunde erhielt, fand sich dadurch zur Gründung des Stiftes an eben dieser Stelle bewogen.

Bis in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts hinein wuchsen nun Bedeutung und Macht dieser Stiftung durch die Huld und auch neue Schenkungen einzelner Kaiser und anderer Gönner, die theilweise sogar fürstlichen Rechte, die von „der großen Frau zu Zürich“, wie die Aebtissin genannt ward, geübt wurden: Bezug der Zölle, Münzrecht, Bestimmung von Maß und Gewicht, Gericht und Regierung der Gemeine, die um das reiche Kloster her aus Gewerbsleuten, Handwerkern und andern Niedergelassenen sich allmälig zu bilden begann, und durch die befreundete Stellung der Abtei zu den kaiserlichen Gaugrafen und Reichsvögten, den mächtigen



Herzogen von Zähringen besonders, welche in Zürich diese letztere Stellung während des größten Theiles des zwölften Jahrhunderts behaupteten. An das Erlöschen dieses Regentenstammes knüpften sich nun aber die Anfänge und das Emporstreben einer städtischen Regierung, die mit Kraft und Gewandtheit, allmälig auch durch wachsende Geldmittel unterstützt, der bisherigen geistlichen sowohl als weltlichen Fürstenherrschaft bedeutende Rechte und Freiheiten abzuringen verstand. Den kühnen und folgerichtigen Angriffen einer nach republikanischer Freiheit strebenden Bürgerschaft gegenüber sahen sich die oft weltunkundigen, bisweilen aber auch nur zu weltlich gesinnten, über Zucht und Regel sich hinwegsetzenden Aebtissinnen beinahe immer im Nachtheil, so daß die Macht und das Ansehen des Stiftes schon vor der Reformation nur noch in sehr vermindertem Grade bestanden. In Folge der kirchlichen Umgestaltung übergab dann auch den 5. Dezember 1524 die letzte Aebtissin, Katharina von Zimmern, gegen Zusicherung anständiger Leibgedinge für sich und die Konventsschwestern das Gotteshaus an Bürgermeister und Räthe der Stadt sammt seinen Rechten und Einkünften. Sie selbst

heirathete Eberhard von Reischach, einen später in den Reihen der zürcherschen Kämpfer bei Kappel gefallenen schwäbischen Edelmann. Aus einem Theile der Einkünfte ward eine zweite Schule, auch später eine Pflegeanstalt für Studirende der Theologie gestiftet. Die Kirche, von da an zum Bedürfnisse des reformirten Kultus eingerichtet, erhielt dann ihre gegenwärtige äußere Gestalt im Jahr 1732 durch den völligen Umbau des einen ihrer früher vorhandenen zwei Thürme. Zu verschiedenen Zeiten, namentlich während der Dauer der ehemaligen Tagsatzung und von 1833 bis zur Herstellung der gegenwärtigen katholischen Kirche anhaltend, fand neben dem protestantischen auch katholischer Gottesdienst in der Fraumünsterkirche statt, und während der kurzen Anwesenheit einer russischen Armee bei uns im Jahr 1799 selbst griechischer.

Den Gefahren einer ihr drohenden erblichen Fürstenherrschaft durch das Aussterben des Zähringischen Regentenstammes, wie bereits erwähnt ward, enthoben, und ebenso von der geistlichen Frauengewalt mit Geschick und günstigem Erfolge sich loswindend, tritt die Stadt nun in die Periode ihres zur spätern völligen Selbstständigkeit sich ausbildenden Lebens ein, deren Beginn in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts zu setzen ist. Das älteste noch vorhandene, auf den Rath und eine städtische Verwaltungsbehörde hinweisende Siegel hängt an einer von denselben



im Januar 1225 ausgefertigten Urkunde und ebenso an einer zweiten vom Dezember desselben Jahres. Es zeigt die Schutzheiligen der Stadt und zwar neben St. Felix und Regula bereits auch Exuperantius, während rücksichtlich dieses letztern bisher die Meinung waltete, daß er erst ein Jahrhundert später in das Stadtsiegel aufgenommen worden sei. In der That erscheinen auf allen übrigen Siegeln bis zum Jahr 1348 nur zwei Personen und erst in diesem Jahr wieder drei mit ihren abgehauenen Häuptern in den Händen, wie dieselben auch noch auf dem gegenwärtigen zürcherschen Standessiegel zu sehen sind (s. folg. Abbild.). Die bekannte, aber freilich apokryphische Legende, der dieses Siegel seinen Ursprung verdankt, erschien in Schrift erst volle sechs Jahrhunderte nach dem Vorgange, auf welchen dieselbe hinweist. Ihr zufolge sollen im Anfange des vierten Jahrhunderts zwei christliche Geschwister, Felix und Regula, die im Gefolge der sogenannten thebaischen Legion nach unserm Vaterlande gekommen wären, nebst ihrem Diener, welcher Exuperantius geheißen habe *), auf Befehl eines römischen Präfekten, Namens Dezius, zu Zürich am Ufer der Limmat den Märtyrer-



*) Einer Stelle in Siegberts Gedicht über die thebaische Legion zufolge (s. Pertz Archiv für ältere deutsche Geschichtkunde 11, 1. 2) wollte das Kloster Gemblour (Monasterium Gemblacense) im Besitze der Reliquien des hl. Exuperius (nicht Exuperantius) sein, der bei der Legion die Stelle eines Signifer bekleidet habe.



tod erlitten und nach einer spätern erweiternden Ausmalung der Legende ihre abgehauenen Häupter von daselbst noch auf den Hügel getragen haben, wo nunmehr die Großmünsterkirche steht.

Würden uns, um zur Kenntniß von Zürichs Geschichte während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts zu gelangen, bessere Quellen zu Gebote stehen als die sparsamen Nachrichten, die sich einer nur mäßigen Zahl von Urkunden entheben lassen, welche in der Regel bloß über Schenkungen oder privatrechtliche Verhältnisse in trockener, oft ungenügender Weise sich äußern, sodann einige später abgefaßte Chroniken, die auch über Hauptsachen nur kurz hinweggehen oder von einseitigem Mönchsstandpunkte aus geschrieben und durch

eingemischte Fabeln getrübt sind, welche interessanten Blicke müßten sich uns nicht in das damalige Leben der Stadt eröffnen? Wie reich und bewegt müßte es sich nicht gestalten zu jener Zeit, wo in den Gemüthern des einen Theils ihrer Bewohner der Nachhall der feurigen Predigten Arnolds von Brescia gegen Papstgewalt und geistliche Uebergriffe sich fortpflanzte, während der andere, durch des frommen Bernhard von Clairvaux würdevolle Erscheinung und Ermahnungen für wärmere Anhänglichkeit an die Kirche gewonnen, in der Begünstigung geistlicher Stiftungen und Unterstützung neu aufblühender Klöster das Heil sah; wo innert und außerhalb der Mauern Guelphen und Ghibellinen sich gegenüber traten, während in Folge der Kreuzzüge und des leichtern Verkehrs mit Italien Gewerbthätigkeit und Handel sich hoben, die Gerwer, die Wollenweber ganze Straßen einnahmen, die Seidenfabrikation in erste Aufnahme kam, die Stadt schon in Gottfrieds von Freisings Chronik »Nobile Turegum, multarum copia rerum« *), genannt wird, und wohin auch die häufig verweilenden Kaiser selbst die lombardischen Großen zu Tagen riefen.

Ein reicheres Ergebniß ist den Quellen für die Geschichte der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zu entheben. In diese Periode fällt die Abfassung des Richtebriefes, jener merkwürdigen, in systematische Ordnung gebrachten Sammlung der zürcherschen Gesetze, welche über Bildung und Befugnisse des Rathes, der anfänglich aus sechs Rittern und ebenso vielen Bürgern, später aus vier Rittern und acht

*) „Das edle Zürich, wo Ueberfluß an Vielem ist".

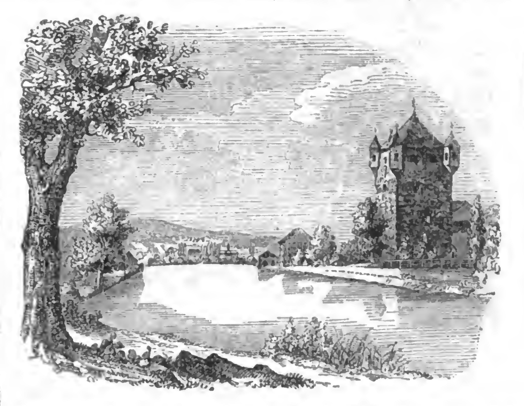
Bürgern (freien Eigenthümern innerhalb der Stadtmauern gelegener Häuser) bestand, über die Stellung desselben und der Bürgerschaft zu Kaiser und Reich und wieder zur Geistlichkeit, die Maßregeln für innere und äußere Sicherheit, die Fremdenpolizei, die Verhältnisse der Handwerker, die Beaufsichtigung der Fabrikation und Gewerbe, und das ganze thätige, nach Selbstständigkeit wie nach Ordnung und Wohlstand ringende Leben der Stadt eigenthümliche und einläßliche Aufschlüsse ertheilt. Und ebenso scheinen der stillen Pflege der Wissenschaft in der nämlichen Periode sich günstigere Zeiten zu öffnen. Ein Strahl augenblicklichen Glanzes fällt auch auf das Chorherrenstift. Konrad von Mure, wegen rastlosen Fleißes und reichen Wissens mit Recht von seinen Zeitgenossen bewundert, wenn er auch dem Ernste archäologischer, historischer und philologischer Schriften im Geschmack jenes Jahrhunderts die sonderbarsten Fabeln von Pilatus, z. B. dem Zauberer Merlin, und schwülstige Lobgedichte beimischt, wird mit Erfolg der Vertheidiger seiner von der Stadtgemeine nicht ohne Grund ihrer bisherigen Unthätigkeit und üppigen Lebensart wegen angefochtenen Kollegen, unterstützt von einem thatkräftigen Probste, Heinrich Manesse. In jener Zeit auch und wohl ebenfalls unter Mure's Mitwirkung wird, während einige der bessern Chorherren sich ihm anschließen, nach lebhaftem Kampf mit den übrigen jetzt erst die Schule auch zur Stiftsangelegenheit gemacht und die Aufstellung und Besoldung eines Scholastikus erzielt, dem die Aufgabe zufällt, das Unterrichtswesen in der Stadt zu überwachen und zu leiten. Diesen ernsten Bestrebungen reiht sich dann, durch den Ritter Rüdiger Manesse und seinen Sohn Johannes, Kustos der

Stift, geleitet, jene Sängerschule an, deren Stiftung und Preis Hadloub eines seiner Lieder widmete, die unter ihren Mitgliedern die Häupter der edelsten Geschlechter, Geistliche und Weltliche, Frauen und Männer zählte und über das zürchersche Leben während der letzten Dezennien des vierzehnten Jahrhunderts einen romantischen Schimmer verbreitet. Noch erinnern in Zürichs Umgebungen zwei Denkmale an jenes dem Geschichtforscher bald bei Rathsverhandlungen, bald auf dem Kampfplatze, bald im Kirchendienst oft begegnende Geschlecht der Manesse. In den Trümmern des Schlos-



ses Maneck, auf einem der Vorhügel der Albiskette, in der Nähe eines häufig besuchten ländlichen Vergnügungsortes, stellt sich das eine dar. Dem Rathsherrn Rüdiger Manesse,

dem eben genannten Sammler der Minnelieder, gehörte diese Besitzung, und wenn auch dieselbe nach der Gewohnheit der Zeit vielleicht nur in einem Thurme mit bescheidenem Anbau bestand, gerne gibt dennoch die Einbildungskraft sich der Vorstellung hin, daß einst Gesänge und Harfenklang, Scherz und Frohsinn diese Räume belebten und die Blicke der Ritter und Edelfrauen sich des Zaubergartens, der zu ihren Füßen sich ausbreitete, und der im Abendschimmer erglühenden Alpenkette erfreuten. An einen andern Zweig der erwähnten Familie erinnert das zweite jener Denkmale, der in seinen Grundmauern noch erhaltene und auch in seinem spätern Ueberbau sich alterthümlich darstellende Hardthurm, eine



Viertelstunde von der Stadt am linken Ufer der Limmat ge-

legen. Eine Brücke führte von da auf's rechte hinüber, deren in den Fehden, welche die jugendlich aufblühende Stadt erst mit ihren unmittelbaren Nachbarn, und später mit Oesterreich zu führen hatte, mehrfache Erwähnung geschieht. 1343 wurde indessen dieselbe in Folge einer Anschwellung des Flusses, wodurch auch drei Mühlen in Zürich weggerissen wurden, zerstört und umsonst bei der Belagerung der Stadt 1352 von den Oesterreichern wieder herzustellen gesucht. Die Zürcher wußten dieß durch einen mit Steinen beschwerten Floß, welchen sie die Limmat hinuntertreiben ließen, zu verhindern.

Besonders einflußreich auf Zürichs Schicksale gestalteten sich dann aber während der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die Verhältnisse der Stadt zu dem nachherigen deutschen Könige, dem Grafen Rudolf von Habsburg. Geboren 1218 auf dem in ehrwürdigen Trümmern noch vorhandenen Stammschlosse seiner Familie im Aargau, sah sich Rudolf frühzeitig in die welterschütternden Fehden jener Zeit verwickelt. Schon im zwanzigsten Altersjahre kämpfte er als eifriger Ghibelline an der Seite seines Pathen, Friedrich II., bei Cortenuova in Italien, gerieth dann, durch Ehrgeiz, jugendlichen Ungestüm und vermeinte Beeinträchtigung gestachelt, in Zerwürfniß mit seinem welfisch gesinnten Oheim von Habsburg-Laufenburg und später ebenso mit dem Bruder seiner Mutter, dem Grafen Hartmann von Kyburg. Ohne Schonung und ganz in der wilden Weise der Zeit wurden die aus diesem Zerwürfniß hervorgegangenen Fehden von beiden Seiten geführt. Das unschuldige Brugg ward durch Rudolfs Gegner verbrannt und ebenso durch ihn selbst ein Nonnenkloster in der Steinenvorstadt von

Basel. Maßregeln von allen Seiten getroffen, den Uebermuth des streitlustigen Grafen zu bändigen, und ein vom Papste über ihn und seine Anhänger ausgesprochenes Interdikt waren die Folge und veranlaßten ihn muthmaßlich, um wenigstens den Frieden mit der Kirche herzustellen, zur Theilnahme an einem von dieser empfohlenen Kreuzzuge nach Preußen. Er kehrte zurück, durch ernste Lebenserfahrungen bereichert, während gleichzeitig mit zunehmenden Jahren sein Urtheil reifer ward, seine Anschauungsweise der Zeitverhältnisse sich läuterte. Ruhiger und milder geworden, gelangte er zuerst dahin, sich mit der Kirche wieder auszusöhnen, dann auch seinen erbitterten Anverwandten sich wieder zu nähern, während er übrigens, fortwährend hochstrebenden Geistes, keine Gelegenheit versäumte, sein Besitzthum zu erweitern und auf den Gang der politischen Ereignisse in seiner Umgebung Einfluß zu gewinnen. Hiebei kam ihm in merkwürdiger Weise die vorurtheillose Würdigung der Bedürfnisse seiner Zeit zu Hülfe. Es sahen sich nämlich während der langwierigen und heftigen Kämpfe zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt zur Zeit der Hohenstaufen und dann besonders während des sogenannten Zwischenreichs bedeutendere Städte und auch einzelne Reichsländer, wie z. B. Schwyz und Unterwalden, genöthigt, die Kraft zur Behauptung ihrer ursprünglichen oder bereits errungenen Freiheiten und Rechte immer mehr in sich selbst zu suchen, zwischen den verschiedenen, von den einen anerkannten, von den andern bestrittenen Reichsoberhäuptern nach eigener Einsicht oder Gutdünken zu wählen, bisweilen auch keinem derselben sich anzuschließen, überhaupt sich eine eigenthümliche, ihrer Lage und ihren be-

sondern Interessen zusagende Politik zu bilden. Diese aus den Banden des bisherigen Feudalstaates allmälig sich loswindende, in ihrem Prinzip eher demokratische Zeitrichtung fand ihre Hauptstützen in dem erwachenden Selbstgefühl der kräftigen Bewohner jener den Tummelplätzen empörter Leidenschaften ferner liegenden, in ihrer Armuth und ihrem stillen und anspruchlosen Gewohnheitsleben bisher wenig beachteten Hirtenländer. Rudolf von Habsburg war scharfsichtig genug, dieses neue Zeitelement in seiner vollen Bedeutung zu anerkennen und zu würdigen, den aufstrebenden Bürgern und Landleuten mit einer gewinnenden Herzlichkeit und Einfachheit sich zu nähern, durch anerbotenen und uneigennützigen Schutz sich ihr Wohlwollen zu sichern und so denn auch zugleich dieselben mit schlauer Gewandtheit seinen persönlichen Absichten dienstbar zu machen.

In dieser Weise hatte er sich auch mit Zürich verbunden, besonders seit er durch Erbschaft in den Besitz der nahe liegenden Herrschaft Kyburg (s. folg. Abbild.) getreten war. Was Zürichs unmittelbarer Nachbar, der stolze Freiherr von Regensberg, in thörichter Verkennung der Zeitverhältnisse verschmäht hatte, der befreundete Rathgeber einer Stadt zu werden, die nach dem Bündnisse, welches sie zur Sicherung ihres Verkehrs und Erhaltung ihrer Freiheiten mit andern Reichsstädten geschlossen hatte, in ihm den nöthigen kriegskundigen Führer zu finden wünschte und suchte, das sah Rudolf in anderm Lichte. Er hielt es für ebenso ehren- als vortheilhaft, der an ihn nun gerichteten Bitte zu entsprechen, demüthigte an der Spitze der Zürcher den feindlich gesinnten Freiherrn, zerstörte dessen Schlösser, aus denen dieser die



Kaufleute der Stadt mit übermäßigen Zöllen belastet oder in anderer Weise geschädigt hatte, und stellte auf solche Art die Sicherheit der für den Verkehr zwischen Italien und Deutschland so wichtigen Straßen her. Dankbar vergalt auch Zürich die geleisteten Dienste, indem es Rudolfen bei Kriegszügen, zu denen er durch seine eigenen Angelegenheiten sich veranlaßt sah, ebenfalls unterstützte, besonders aber, als er, zur deutschen Königswürde emporgestiegen, sich in die bekannten Kämpfe mit König Ottokar von Böhmen verwickelt sah, ihm nebst Basel und den drei Ländern eine Anzahl seiner Bürger zu Hülfe sendete, ein Beistand, der dem König um so willkommener sein mußte, als er gerade in jenem ernsten Momente von einem bedeutenden Theile des höhern Reichsadels gänzlich im Stiche gelassen ward. Rudolf blieb

auch fortwährend der Beschützer der Freiheiten und Rechte Zürichs, von dessen Bewohnern er seines einfachen und zutraulichen Wesens wegen sich geschätzt sah. Einen ehrenden Beweis seiner Zuneigung erhielt, wie der Chronikenschreiber Vitoduran erzählt, einer der Bürger der Stadt, Rudolf Mülner, der dem Könige noch als Grafen von Habsburg bei einer seiner frühern Fehden, als er bereits vom Pferde geworfen an der Erde lag, zu Hülfe gekommen war. Als Mülner nämlich sich zu Mainz in dem Saal einfand, wo Rudolf im Kreise der Großen des Reichs an der Tafel saß, sah er plötzlich den König aufstehen, auf sich zukommen und ihm unter öffentlicher Anerkennung seiner That jede mögliche Ehre erweisen.

Zweiter Abschnitt.

Die Zeit der Kämpfe um Selbstständigkeit.



König Rudolf hatte während seiner achtzehnjährigen Regierung viel für die Ruhe des Reiches gethan. Ein ebenso einsichtiger und ebenso kraftvoller Nachfolger hätte den Frieden desselben für längere Zeit sicher stellen können. Allein die Spannung, die zwischen Adolf von Nassau, der nun den Kaiserthron bestieg, und Herzog Albrecht, Rudolfs einzigem ihn überlebenden Sohne, sogleich ausbrach, hinderte dieses, und als nun Albrecht nach sechs Jahren seinem erschlagenen Nebenbuhler

zwar auch nur zu einer zehnjährigen Regierung folgte, gestalteten sich des überall gegen ihn erwachenden Mißtrauens wegen die Verhältnisse gerade in der Nähe seiner habsburgischen Stammlande noch schwieriger. Auch Zürich war mit ihm schon wenige Jahre nach König Rudolfs Tod in jene Fehde gerathen, bei welcher, nach Vitodurans Erzählung, die Frauen und Töchter der Stadt, um ihren Gegnern die durch ein unglückliches Treffen bei Winterthur bedeutend verminderte Zahl der widerstandsfähigen Bürger zu verbergen, bewaffnet auf den Lindenhof zogen, was den Abmarsch des herzoglichen Heeres zur Folge gehabt haben soll. Nach Albrechts Ermordung indessen näherte man sich seinen Söhnen wieder. Ja der Rath anerkannte sie sogar während des Zwischenreichs nach Kaiser Heinrichs VII. Tode als Schirmherren der Stadt und unterstützte sie auch 1315 in ihrem Kampfe gegen die drei Länder. Es scheint die Politik desselben, der damals noch aus Rittern und den vornehmen Familien gewählt ward, gewesen zu sein, im Anschluß an hochstehende Nachbarn die Hauptstütze seiner eigenen Gewalt zu suchen, auch dieselbe den Bürgern gegenüber eher auszudehnen als zu beschränken, ohne Ahnung desjenigen, was mittlerweile in den tiefern Volksschichten sich anbahnte und vorging, der erziehenden Kraft des Gewerbsfleißes, der Waffentüchtigkeit, des gesteigerten Selbstbewußtseins anwachsenden Wohlstandes; aller Elemente einer mit ungewohnten Ansprüchen sich ankündigenden Demokratie der innern Haltlosigkeit einer durch Genußsucht, Unthätigkeit, Aufwand immer sichtbarer sich erschöpfenden Aristokratie gegenüber.

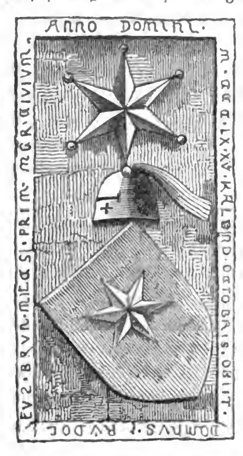
Aus diesen neuen Zuständen aber hervorgehend folgte

mit überraschender Schnelligkeit die durch Rudolf Brun bewirkte Verfassungsänderung. Durch sie wird ein Theil der nicht ohne Grund des Uebermuthes und der Willkür, sowie einer gewissenlosen Verwaltung der Staatseinkünfte beschuldigten Räthe beseitigt und der bisher allein regierenden Aristokratie in den Zünften und den in den neuen Rath eintretenden Vorstehern derselben ein demokratisches Element an die Seite gestellt; über Beide aber erhebt sich die beinahe monarchische Gewalt, welche Brun als neuer, einziger und auf Lebenszeit gewählter Bürgermeister schon dadurch und zugleich durch mehrere an seine Stelle geknüpfte Privilegien sich selbst zu sichern wußte. Es mochte freilich bei den Racheplanen einer zahlreichen und mächtigen gestürzten Partei diese Art von Diktatur wenigstens ein zeitweises Bedürfniß sein. Nach Annahme seiner neuen Verfassung durch die Bürgerschaft erhält Brun für dieselbe auch die Bestätigung Kaiser Ludwigs. Allein die verbannten, doch fortwährend in der Nähe sich aufhaltenden Räthe, unterstützt durch den Grafen von Rapperschweil und andere mächtige Edle, wagten einen Versuch, sich der Stadt und der Regierung wieder zu bemächtigen, welcher die sogenannte Mordnacht und ihre gänzliche Niederlage zur Folge hatte. Der Graf von Rapperschweil wurde in den Kerker des Wellenbergs gelegt, von den übrigen mit ihm gefangenen Führern aber diejenigen, welche der Stadt früher die Urfehde geschworen hatten, hingerichtet. Nun aber begann auch Herzog Albrecht von Oesterreich, der Lahme oder der Weise genannt, der persönlich ins Land gekommen war, Partei für Zürichs Gegner zu nehmen, und dieses nöthigte den geängstigten Bürgermeister, das Bünd-

niß der drei Länder und der Stadt Luzern zu suchen, in Folge dessen dann auch die Beitrittsurkunde Zürichs zu dieser eben aufblühenden Eidgenossenschaft den 1. Mai 1351 ausgefertigt ward.

In jener Zeit beschränkte sich noch das ganze Gebiet der Stadt auf zwei Vorstädte außerhalb ihrer Mauern (Oberdorf und Niederdorf), einige zerstreute Höfe, Wald und Weideplätze am westlichen Abhang des Zürichberges, das unmittelbar vor der Stadt sich ausbreitende Sihlfeld und einen Theil des Sihlwaldes. Nichts desto weniger tritt in der nun beginnenden Kriegsgeschichte Zürichs die muthige Bürgerschaft bereits bemerkbar hervor, und durch den ruhmvollen Sieg bei Tätweil, untern des wackern Statthalters Rüdiger Manesse, eines Urenkels des oben genannten Sammlers der Minnelieder, besonnener Führung im Dezember 1351 einer überlegenen österreichischen Heerschaar abgerungen, wurde das Fundament gelegt zur Begründung auch des Waffenruhmes des kurz zuvor der Eidgenossenschaft beigetretenen jugendlichen Freistaates. Noch waltet ein nicht aufzuhellendes Dunkel über den Beweggründen zu Bruns eigener räthelhafter Handlungsweise während jener Zeit, zu seinem Streifzuge in die Umgegend von Baden und dann doch zu seiner Entfernung von der Heerschaar, die er führte, unmittelbar ehe die Schlacht ihren Anfang nahm. So seltenes administratives Talent er in der Leitung der innern Angelegenheiten Zürichs bewährte, so zweideutig blieb hingegen seine Politik nach Außen die ganze Zeit seiner Regierung hindurch. Schwankend fortwährend zwischen den Eidgenossen und dem ihnen feindlich gegenüberstehenden Oester-

reich, schloß er gegen das Ende seines Lebens, nur seinen persönlichen Vortheil im Auge haltend, mit wirklicher Pflichtverletzung gegen die erstern sich immer enger dem letztern an, so daß es wohl ein günstiges Geschick war, daß, kurz



nachdem er durch heimlich empfangene Jahrgelder Oesterreich noch förmlich dienstbar geworden, ihn, ehe zu seiner öffentlichen Ehrenkränkung dieses laut werden konnte, ein plötzlicher Tod abrief. Sein im Chor der St. Peterskirche eingemauerter Grabstein ward in späterer Zeit durch eine Wand verdeckt. Er ist deßhalb merkwürdig, weil er genauen Aufschluß über das Jahr und den Tag seines Todes gibt, welchen betreffend unter den Geschichtschreibern sonst sehr abweichende Ansichten walteten. Er starb den **17. September 1360 (Anno Domini MCCCLX. XV Kalendas Octobris).** Sonderbar ist es, daß den Jahrzeitbüchern der Chorherren wie der Kaplane des Großmünsterstiftes zufolge, in welche wohl der Tag, nicht aber das Jahr des Todes eingetragen ward, am nämlichen Tage mit dem Bürgermeister auch dessen Koch verstarb, was auf die Muthmaßung einer Vergiftung geführt hat.

Bruns Nachfolger im Bürgermeisteramt war für 23 Jahre Rüdiger Manesse, der aber besser und kraftvoller auf dem Schlachtfelde als im Rathssaale das Regiment zu führen verstand. Weder er noch der Rath fühlten sich stark genug, empörende Gewaltthaten zu verhindern, welche die ausgearteten Söhne Bruns, von denen einer Stiftsprobst am großen Münster war, sich in mehr als einem Falle erlaubten, im Wahne vermuthlich, daß die Allgewalt ihres Vaters auch in ihnen noch fortleben müsse; und als nun vollends der Stiftsprobst es wagte, den ihm verhaßten Schultheißen Gundoldingen von Luzern in der Nähe der Stadt auf offener Straße mitten im Frieden aufheben und gefangen wegführen zu lassen, da strömte die Bürgerschaft, durch die Sturmglocke aufgerufen, zur Gegenwehr zusammen; die Gefangenen wurden befreit, am folgenden Tage aber durch die im großen Münster versammelte Gemeinde der Rath genöthigt, den Verbrechern das Urtheil zu sprechen, welche dann auch das Loos der Verbannung traf. An diese Vorgänge knüpften sich zugleich nicht unbedeutende Veränderungen der Verfassung: Das Wahlsystem wurde vereinfacht, die Stellung der Zunftmeister, durch welche das demokratische Element hauptsächlich vertreten ward, gehoben und einflußreicher, die bisher beinahe absolute Gewalt des Bürgermeisters wesentlich eingeschränkt, ja nach Manesse's Tode der Beschluß gefaßt, diese Macht hinfort unter zwei Personen zu theilen, deren jede nur während der einen Jahreshälfte den Vorsitz im Rathe zu führen habe. Noch wußte sich indessen eine mit diesen Neuerungen keineswegs einverstandene Partei im Rathe zu behaupten; allein weniger zahlreich und weniger in eigener

Kraft ihre Stütze findend, als dieses bei der bernischen Aristokratie der Fall war, suchte sie dieselbe, wie gegen das Ende seines Lebens auch Brun es gethan hatte, im Anlehnen an die Macht Oesterreichs. Dieses letztere, nach den Niederlagen bei Sempach und Näfels außer Stande, dem immer noch gefürchteten und gehaßten eidgenössischen Bunde mit Waffengewalt etwas anzuhaben, schlug, um wenigstens Zürich unwirksam für denselben zu machen, vielleicht auch allmälig von ihm wieder abzulösen, den Weg geheimer Unterhandlung mit jenen Mißvergnügten ein. In Folge derselben wurde 1393 auf den Antrag des Bürgermeisters Schöno durch die Mehrheit des Rathes, ohne weder den größern Rath noch die Bürgerschaft davon in Kenntniß zu setzen, ein Vertrag mit Herzog Leopold von Oesterreich, dem Sohne des bei Sempach gefallenen Herzogs gleichen Namens, geschlossen, durch welchen Zürich sich verpflichten sollte, seinen Eidgenossen in den Ländern nicht beizustehen, wenn Oesterreich selbst mit Waffenmacht Rechte wieder an sich zu bringen suche, die es nach seiner Behauptung an dieselben ehemals gehabt habe. Lebhaft und allgemein war der Unwille der Bürgerschaft, als Boten der Eidgenossen, zu denen das Gerücht dieser heimlichen Verhandlungen sich verbreitet hatte, mit Klagen über dieselben in Zürich eintrafen. Die Gemeinde trat abermals und jetzt bei den Baarfüßern zusammen, erklärte jenen Vertrag für ungültig und übertrug dem großen Rathe die Bestrafung der Schuldigen. Schöno nebst noch vieren der Haupturheber wurde aus der Stadt verwiesen, einige andere minder Betheiligte mit Geldbußen belegt.

Vierzig Jahre hindurch stand nun Zürich treu, geachtet

und einflußreich im Kreise seiner Eidgenossen unter weiser und kraftvoller Leitung. In diesen Zeitraum fällt auch der Erwerb des größern Theiles seines nachherigen Kantonsgebietes durch kluge Benutzung der Zeitumstände und große ökonomische Anstrengungen der Bürgerschaft. Auf diesem Wege gelangte die Stadt zum Besitze der bedeutenden Herrschaften Greifensee, Grüningen, Regensberg, Kyburg und Andelfingen und der Vogtei über die Mehrzahl der Gemeinden am Ufer des Sees. Mit Waffenmacht erobert wurden die sogenannten freien Aemter jenseits des Albisberges und die Herrschaft Baden; in die Herrschaft über die letztere aber und einen Theil der erstern wurden die mit ausgezogenen Eidgenossen von Luzern, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus aufgenommen. Zu dieser letztern Eroberung gaben die Vorgänge beim Konzil zu Konstanz die Veranlaßung. Nur bestimmte und wiederholte Befehle des Kaisers Sigismund und der versammelten Reichsfürsten hatten indeß Zürich vermocht, zu der Eroberung von Gebietstheilen eines Fürsten mitzuwirken, mit welchem dasselbe wie seine übrigen Eidgenossen nur erst drei Jahre vorher einen Frieden auf die Dauer von fünfzig Jahren geschlossen hatte. Es hatte nämlich damals der in sittlicher Beziehung freilich keineswegs hochstehende Herzog Friedrich durch den Schutz, den er dem verworfenen Papste Johann XXIII. angedeihen ließ und die Erleichterung der Flucht desselben aus Konstanz sich die Reichsacht zugezogen, und die Eidgenossen erhielten als Reichsglieder den Auftrag, durch Einnahme seiner Herrschaften im Aargau diese vollstrecken zu helfen. Nichtsdestoweniger sandten sie mit Ausnahme Berns, das sich seiner ursprüng-

lichen Vergrößerungspolitik gemäß schneller willfährig zeigte, um der Vollziehung des Auftrages enthoben zu werden, der Versammlung in Konstanz die Urkunde des mit den Herzogen von Oesterreich geschlossenen Friedens zu, während zu demselben Zwecke schon früher der Bürgermeister Meiß von Zürich sich persönlich zum Kaiser begeben hatte, und erst nachdem ihnen berichtet wurde, das Friedensinstrument sei durch einen Verein sämmtlicher Kurfürsten, mehrerer der bedeutendsten Reichsfürsten, vieler Doktoren beider Rechte und der englischen, dänischen, polnischen, schwedischen Abgeordneten zum Konzil geprüft und von diesen einstimmig gefunden worden, sie haben desselben ungeachtet als Reichsglieder dem kaiserlichen Befehl Folge zu leisten, und überdieß von den geistlichen Mitgliedern des Konzils ihnen, wenn dieses nicht geschehe, mit dem Banne gedroht ward, griffen sie nach vorhergegangener Absage an Herzog Friedrich zu den Waffen, während freilich auch jetzt noch der einzige Kanton Uri dieses zu thun beharrlich verweigerte.

Allerdings hätten die Eidgenossen nach der Ansicht der zu Konstanz versammelten Fürsten, sowie auch nach der bisherigen Uebung in ähnlichen Fällen diese Gebietstheile nur zu Handen des Reiches einnehmen sollen, wobei es dann in der freien Verfügung des Kaisers gestanden hätte, mit denselben vielleicht später nach aufgehobener Reichsacht den Herzog Friedrich auf's neue zu belehnen; allein weil man in eigenen Kosten die Eroberung machte, weil Kaiser Sigismund bei einer frühern Anwesenheit in Bern, schon damals mit dem Herzoge in gespanntem Verhältniß, den Bernern selbst Aussichten auf eine mögliche Erwerbung des Aargaus eröff-

net hatte, weil er später, des Geldes wie immer bedürftig, von Zürich und Bern für Abtretung der von ihnen eroberten Ländereien solches wünschte und annahm, so glaubte damit die mit der befohlenen Waffenerhebung zugleich erwachende Begierde nach eigener Herrschaft über die zu erobernden Gebietstheile hinreichende Gründe für die Beschwichtigung der Gewissen zu finden. Schwer aber bleibt es auszumitteln, ob die Eidgenossenschaft durch diese Erweiterung ihrer Macht mehr gewonnen, oder durch den Samen der Zwietracht, der mit Begründung sogenannter gemeiner Herrschaften, wozu die Grafschaft Baden und ein Landstrich längs der Reuß neu umgeschaffen wurden und durch den Neid, der über stärkern Gebietsanwachs der einen Bundesglieder in die Gemüther der andern geworfen ward, verloren habe. Gestraft wird früher oder später bei Staaten wie bei einzelnen Menschen jede Abirrung vom Pfade des Rechtes. Der nun bald ausbrechende alte Zürichkrieg sollte das erste Beleg dazu liefern.

Es liegt nicht in der Aufgabe dieser kleinen Schrift, eine Schilderung dieses Krieges hier einzuflechten; sie ist bereits jedem Leser, der sie kennen will, zugänglich. Die 300 Seiten, die Tschudi's Folioausgabe, die 600, die Müller ihrer Darstellung gewidmet haben, gehören zu den gelungensten Abschnitten dieser historischen Werke. Müllers Arbeit besonders erwächst beinahe zum Epos. Heldengestalten wie Stüßi, Ital Reding, bei beiden die Schattenseiten so stark als die Lichtseiten hervortretend; kalte, von eigensüchtigen Absichten ausgehende, aber mit Geschick und Gewandtheit ihre Plane durchführende Charaktere, wie Ludwig XI.,

Thüring von Hallwyl, der zürcherische Stadtschreiber Graf; die zweideutige Rolle der Aebtissin am Fraumünster, zu einer hochromantischen Darstellung alle Ingredienzien bietend, verhärtete Bösewichte wie Burkhard Mönch und die Gebrüder von Falkenstein, und auf diesem unterhölten Boden wieder, unzugänglich der Versuchung, wegen der Schärfe ihrer Beobachtung und der Strenge ihres rücksichtlos ausgesprochenen Urtheils gefürchtete Sittenrichter wie Felix Hämmerlin; der Muth bis zur großartigsten Aufopferung, die Leidenschaft bis zur furchtbarsten Ausartung gesteigert; die Szenen am Hirzel, zu St. Jakob an der Sihl, zu Greifensee, zu St. Jakob an der Birs, und endlich noch Episoden wie die Katastrophe von Brugg, die Belagerung Zürichs, die Entstehung, die Thaten und Schicksale der Gesellschaft der Böcke, die zürcherische Gesandtschaft am Kaiserhofe, Friedrichs III. Schweizerreise — kaum möchte irgendwo in unserer vaterländischen Geschichte in einem Zeitraum von wenig mehr als acht Jahren ein so mannigfacher Stoff für dichterische Behandlung sich angehäuft finden. Für den vorliegenden Zweck mag die nachfolgende Erwähnung nur der Hauptereignisse genügen.

Der Oesterreich so eben abgerungene Gebietszuwachs, schwierig zu behaupten, wenn diese Macht vielleicht auf's neue zu Kräften kommen sollte, hatte im Osten der Schweiz das Bestreben, ja, vom politischen Standpunkte aus betrachtet, das Bedürfniß nach mehrerer Ausdehnung und Abrundung der eidgenössischen Grenze geweckt. Das kinderlose Absterben des begüterten Grafen von Toggenburg, ohne daß eine rechtskräftige Verfügung desselben, seine Erbschaft betreffend,

vorgewiesen werden konnte, schien zur Erreichung jenes Zweckes durch Verträge, Kauf oder abzuschließende Bürger- und Landrechte hinreichenden Spielraum zu bieten, was auch sogleich von Schwyz sowohl, dem später Glarus sich anschloß, als von Zürich begriffen ward. In Schwyz regierte beinahe unumschränkt Ital Reding; in Zürich hatte neben der die Staatsgeschäfte bisher hauptsächlich leitenden altadelichen Familie Meiß — Rudolf Stüßi, dessen Vater von Glarus her eingewandert war, sich zur Bürgermeisterwürde emporgearbeitet. Ihn unterstützten dabei der von seinem Vater erworbene Reichthum und das Talent des Stadtschreibers Graf, der in seinem der wissenschaftlichen Bildung des Staatsmannes entbehrenden, gerade darum nur desto durchgreifendern, Vorgesetzten das tüchtigste Werkzeug für eigene Plane fand. Stüßi's Bestreben, den Staat groß zu sehen, sich aber als allein geltenden Tongeber an dessen Spitze, kam der Tod seines Kollegen Heinrich Meiß zu Hülfe, der dreißig Jahre hindurch, von den Eidgenossen wie von Zürich verehrt, auf den ruhmvollen Pfaden eines weisen, gerechten und thatkräftigen Regenten gewandelt war, sowie der Umstand, daß im Bürgermeisteramte diesem sein Sohn folgte, dessen Charakter in sittlicher Beziehung weniger unangreifbar als derjenige des Vaters war. Reding wie Stüßi standen hoch in der Gunst König Sigismunds, hatten dieselbe gesucht und erfreuten sich ihrer; aber bei seiner Kaiserkrönung in Rom hatte der letztere, während Reding ebenfalls anwesend war, den zürcherschen Bürgermeister in sichtbarer Weise ausgezeichnet. Es ist leicht zu begreifen, wenn nach solchem Vorgange die vielleicht vorher schon stattfindende

gegenseitige Abneigung zwischen dem stolzen Haupte der ersten Familie des ältesten Ortes der Eidgenossenschaft und dem Emporkömmling, der, aus einer dunkeln Glarner Hütte hervorgegangen, nunmehr auf Zürichs Bürgermeisterstuhle sich desto größer fühlte, wohl eher anwachsen mußte. Nach dem Tode des Grafen von Toggenburg rückten Zürich wie Schwyz mit ihren Absichten auf Erwerbung eines Theiles seines Ländernachlasses deutlicher hervor. Von Schwyz aber geschah dieses in besonnener Weise und unter Formen, durch welche die bestehenden Rechtsverhältnisse sorgfältig geschont wurden; von Zürich rascher und mit Ansprüchen, die voreilig und gebieterisch geltend gemacht wurden, während ihre rechtliche Begründung nichts weniger als erwiesen war. Allerdings hatte Rudolf Meiß an der Spitze einer achtbaren Minderheit der Regierung, der vor allem die Aufrechthaltung eines guten Einverständnisses mit den Eidgenossen am Herzen lag, sich lebhaft aber vergeblich solchen Schritten, die zu Verwicklung und Streit mit denselben führen konnten, widersetzt. Stüßi, der Führer der Mehrheit, der Gunst Sigismunds sich getröstend und durch den Stadtschreiber, einen von Stockach gebürtigen Schwaben, der Zürich lieber vom eidgenössischen Bunde geledigt gesehen hätte, getrieben, begann bereits mit dem Gedanken sich vertraut zu machen, seinen Zweck auch gegen den Willen der Eidgenossen vermittelst kaiserlicher Unterstützung zu erreichen; ja er wagte gewaltsam in diesem Sinne zu handeln. So wuchs denn die Spannung zwischen Zürich einer- und Schwyz und Glarus anderseits, während die übrigen Stände keine Mühe sparten, zu vermitteln. Allein während Reding streng am eidgenössischen Staatsrechte

festhaltend allen Vermittlungsvorschlägen der Bundesbrüder sich ohne Bedingung fügte, wollten Stüßi und Graf, Zürichs Selbstständigkeit anrufend, dieselben nur unter Bedingungen annehmen. Es kam daher von beiden Seiten zum kriegerischen Aufbruch. Da sich indessen unter der ausgezogenen Mannschaft der Zürcher Viele befanden, die, fortwährend dem Bunde ergeben, Stüßi's Handlungsweise keineswegs billigten, so entstand Parteiung; es rissen Unordnung und Ungehorsam ein, so daß beim ersten Zusammentreffen die Zürcher nach kurzem Widerstand geschlagen wurden unt mit einer Eile und Rathlosigkeit flohen, worüber selbst ihre Gegner erstaunten. Die Folge war eine rasche Einnahme des größern Theils des Gebietes der Stadt. Sogleich aber eilten die Bundesbrüder mit Friedensvorschlägen herbei, denen dann auch, da sie in der That billig gestellt waren, das gedemüthigte Zürich sich fügte. Es verlor einen wenig bedeutenden Landstrich am obern Ufer des Zürichsees. Auf fernere Entschädigung ward von den Siegern verzichtet. Noch war es mit einem blauen Auge, wie man sagt, weggekommen; doch dieses sollte nur das Vorspiel des erst in seinen vollen Schrecken ausbrechenden spätern Krieges sein.

Es gibt eine Politik der Weisheit; sie ruht auf rücksichtloser Gerechtigkeit und Selbstverleugnung, und eine Politik der Leidenschaft, die dann auch beim Gegner dieselbe Leidenschaft weckt. Die unterlegene Partei in Zürich war nicht charakterstark genug, ihre Leidenschaft zu bemeistern. Aerger, veranlaßt vielleicht durch unbesonnene Worte der Sieger, der Schmerz über die erzwungenen Abtretungen, nach hergestelltem Frieden erst recht erwachend, der Stachel der Scham

und Reue über eigenes unwürdiges Betragen im Gemüthe gerade manches der Bessern haftend, die Begierde, durch rühmlicheres Thun die Schmach auszulöschen, wirkten vereint mit den Einflüsterungen eines Graf und seiner Freunde dahin, die friedliche Stimmung wieder zu trüben und die Mehrheit der Zürcher gegen die Eidgenossen auf's neue zu erbittern. Noch herrschte freilich eine Zeit lang äußere Ruhe, denn im Dezember 1437 war Kaiser Sigismund gestorben und noch wußte man nicht, ob die Politik des im März 1438 erwählten Nachfolgers desselben, Herzog Albrechts von Oesterreich, soweit sie die Angelegenheiten Zürichs und der Eidgenossen betraf, auch diejenige seines Vorgängers sein werde. Als es indessen Graf gelungen war, durch Freunde, die er in der nähern Umgebung des Reichsoberhauptes hatte, sich davon zu überzeugen, und als, nachdem Albrecht schon im Oktober 1440 gestorben, auch dessen ihm folgender Vetter Herzog Friedrich von Oesterreich (später Kaiser Friedrich III.) ähnliche günstige Gesinnungen für Zürich hoffen ließ, ging in dieser Stadt aus der immer stürmischer wieder erwachenden Bewegung und Begehrlichkeit der Gedanke einer unmittelbaren Verbindung mit Oesterreich hervor, in welcher dieselbe dann schon die nöthigen Kräfte finden werde, die Zwecke doch zu erreichen, für welche seiner Zeit von Stüßi der erste Kampf mit Reding aufgenommen worden war.

In der That wurde auch dieses Bündniß, wenn nicht dem Wortlaute, doch unzweifelhaft dem Geiste nach im Widerspruch mit den Verpflichtungen, die Zürich gegen seine Bundesbrüder eingegangen war, geschlossen und die zürcherische, zu diesem Zweck an den Kaiser gesandte Botschaft vor versammel-

tem Reichstage mit besonderer Gnade behandelt, während hingegen die Gesandten der übrigen Stände, die mit dem üblichen Gesuch um Bestätigung ihrer Freiheiten bei Friedrich eingekommen waren, auf spätere Zeit vertröstet wurden. Bald darauf kam der Kaiser persönlich nach Zürich, fand sich angenehm überrascht durch den glänzenden Empfang und bezauberte seinerseits durch huldvolles Benehmen dergestalt die Menge, daß überall die Farben und Unterscheidungszeichen Oesterreichs an die Stelle derjenigen der Eidgenossenschaft traten und der Unwille der immer noch verhandenen eidgenössisch gesinnten Minderheit der Bürgerschaft im Enthusiasmus der Mehrheit erdrückt ward. Friedrich ließ der Stadt den Markgrafen von Hochberg als seinen Bevollmächtigten und Thüring von Hallwyl als Hauptmann zurück; denn die Edeln der Umgegend, sowie die benachbarten Vasallen Oesterreichs, auch einige der Reichsstädte waren beauftragt, derselben bei wieder ausbrechendem Kriege zu Hülfe zu ziehen. In der That brach er auch aus, der Krieg, und zwar dieß Mal von den erbitterten Schwyzern und Glarnern eröffnet, denen dann auf ihre Mahnung auch die Eidgenossen der sämmtlichen übrigen Stände, Bern nur zögernd und zuletzt, noch zuzogen. Die befestigte Stellung, welche die Zürcher an ihrer Grenze gegen die Länder unweit des Dorfes Hirzel eingenommen hatten, wurde nach dem heldenmüthigsten Widerstande und erst, nachdem beinahe die sämmtlichen Führer auf beiden Seiten gefallen waren, erstürmt. Hierauf ergoß sich von neuem über das unglückliche zürchersche Gebiet der ganze Schwarm der racherfüllten Feinde, wobei dann gerade die Bewohner der Alpen, deren stilles

Hirtenleben der Einbildungskraft sonst so leicht durch einen Hauch der Sitteneinfalt und Frömmigkeit verschönert sich darstellt, in allerlei Thaten der Unmenschlichkeit und Gottlosigkeit zu wetteifern begannen, worüber urkundliche Zeugnisse genugsam vorhanden sind. Allerdings mögen manche dieselben mißbilligt haben, aber zu genugsamer Abwehr drang wenigstens keine warnende Stimme durch. Die bereits errungenen Vortheile sollte nun die Eroberung der Stadt noch krönen, und jetzt erfolgte den 22. Juli 1443 jene von Johannes Müller, damit die Schrecken des Bürgerkrieges auch im Gedächtnisse der Nachkommen lebendig bleiben, mit glühenden Farben, aber treu nach der Darstellung von Zeitgenossen geschilderte Schlacht bei St. Jakob an der Sihl. Stüßi, jetzt wahrhaft groß und durch heldenmüthige Hingebung die Strenge des Urtheils über manchen Charakterfehler versöhnend, suchte, auf der Sihlbrücke festen Fuß fassend, die dem offenen Stadtthore zufliehenden Zürcher zurück zu halten, und stellte in seiner herkulischen Kraft den andringenden Feinden wie ein „Wehrthurm" sich entgegen. Er fiel tapfer kämpfend, und zwar nicht durch feindliche Waffen, sondern auch durch diejenigen eines dem österreichischen Bunde abholden Zürchers, während gleichzeitig auch innerhalb der Thore selbst sein Mitverbündeter, der Stadtschreiber Graf von einem Bürger aus Küßnacht mit den Worten: „Das hast du mit deinem nichtswürdigen Schreiben gemacht", niedergestoßen ward. Schon waren auch mehrere der Feinde durch das Thor am Rennweg *) (s. folg. Abbild.) selbst in

*) Das Thor am Rennwege hatte damals noch nicht diejenige Gestalt, unter welcher es auf der beigefügten Zeichnung erscheint;



die Stadt eingedrungen, als die Geistesgegenwart einer Frau durch rasche Niederlassung des Fallgatters dasselbe sperrte, so daß die Vertheidiger Zeit gewannen, sich auf's Neue zu sammeln und in genügender Zahl die Mauern und Thore besetzten. Wie wahrhaft kannibalisch nun mit des getödteten Bürgermeisters und auch noch mit andern

es war wie die andern Stadthore ein gewöhnlicher Durchgang mit einem darüber erbauten Thurme. Erst im Jahr 1520, nachdem man in Zürich durch die italienischen Kriege mit den Formen und dem Nutzen der Festungswerke, welche die Städte jenes Landes besaßen, näher bekannt geworden war, beschloß der Rath, einen Versuch der Nachahmung bei dem bedeutendsten der nach Westen gerichteten Stadtthore zu machen. Er sandte zu diesem Zwecke Bauverständige nach Mailand, nach deren Angabe dann auch das gegenwärtig in seiner runden Form und festen Zusammenfügung noch bestehende Thor erbaut und 1524 vollendet ward. Den 26. Juni 1526 ereignete sich unmittelbar vor demselben der nachfolgende merkwürdige Vorgang. Eberhard von Reischach, aus einer schwäbischen Adelsfamilie abstammend, aber in Zürich verbürgert, hatte gegen das entschiedene Verbot des Rathes zürchersche Söldner geworben und dem vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg zugeführt. Er verlor deßhalb das Bürgerrecht und sah sich genöthigt, um sein Leben zu retten, Zürich zu

Leichen verfahren ward, das hat Müller gemeldet und dennoch das Aergste, wie es nach den Berichten beeidigter Augenzeugen aufgeschrieben wurde, verschwiegen. Von Zürichs plötzlicher Einnahme oder Ueberrumpelung konnte nun keine Rede mehr sein. Der Muth der Bürger hatte sich nun wieder gehoben, zu einer Belagerung aber fehlte das grobe Geschütz. Nichtsdestoweniger fühlte sich in der Stadt seit Stüßi's und Graf's Tode auch die eidgenössische Partei wieder stärker, an deren Spitze nun Hans Meiß stand, der Bruder des frühern Bürgermeisters, welcher letztere von den Staatsgeschäften sich zurückgezogen hatte. Durch den Einfluß dieser und denjenigen wohldenkender Nachbarn wurde gegen das Ende des März 1444 in Baden ein abermaliger Versuch mit Friedensunterhandlungen gemacht. Nebst den Vermittlern und den Boten aller Eidgenossen erschien dort auch eine zahlreiche Gesandtschaft von Zürich, aus angesehenen Männern beider Parteien bestehend. Allein das Gelingen des Friedenswerkes lag nicht in der Absicht der in Zürich zurückgebliebenen Oesterreicher und der mit ihnen verbündeten Anhänger Stüßi's, und dem heimlichen und öffentlichen Treiben, womit sie demselben entgegen arbeiteten, kamen

---

verlassen. 1529 beim ersten Kappelerfeldzuge erschien er wieder, sich als Freiwilliger in das zürchersche Heer einreihend. Dem nach geschlossenem Frieden heimkehrenden Zuge trat vor dem Rennwegthore eine Rathsbotschaft entgegen, die Reischach die Zurucknahme des gegen ihn in contumaciam ausgesprochenen Todesurtheiles ankündigte und ihm unter der Bedingung, daß er eidlich gelobe, auf gesetzwidrige Werbungen zu verzichten, einen neuen Bürgerbrief uberreichte. Reischach leistete den Eid und bewies seinen Dank gegen Zürich im zweiten Kappelerkriege, wo er nebst einem Sohne tapfer kämpfend den Tod fand.

der vorzeitige Jubel einzelner Häupter der eidgenössischen Partei, die in Baden mit den heftigsten Gegnern Zürichs Arm in Arm wandelten, und die schlecht verhehlte Freude derselben über den Ausgang Stüßi's, an der selbst die Aebtissin vom Fraumünster, mit dem ehemaligen Bürgermeister Meiß in einem nur zu vertrauten Verhältnisse stehend, theilnahm, sowie die immerfort noch gesteigerte Rachegier der durch die Eidgenossen ganz vorzüglich mißhandelten Seebewohner zu Hülfe. Als daher die Boten von Baden zurückkehrten, um, unterstützt von einer sie begleitenden eidgenössischen Abordnung, dem großen Rathe die dort entworfenen Friedenspräliminarien zur Annahme vorzulegen, entstand ein Volksauflauf. Die Eidgenossen mußten froh sein, mit heiler Haut die Stadt verlassen zu können; Hans Meiß und vier andere ihrer Freunde, Mitglieder des Rathes, wurden gefangen gesetzt und auf die Anklage des Hochverraths Meiß, Trinkler und Bluntschli zum Tode durchs Schwert, Brunner und Effinger zu lebenslänglicher Einsperrung verurtheilt. Noch folgten später zehn neue Todesurtheile aus denselben politischen Gründen, worauf nun Zürich von seinen frühern Eidgenossen völlig losgerissen schien.

Ohne zu besorgenden fernern Widerstand von Seite der Bürgerschaft und unter sich selbst vollkommen einig ergriff auch sogleich der Rath alle möglichen Maßregeln zur Fortsetzung des Krieges. Alle Waffenfähigen der Stadt und Landschaft wurden gezählt und auf's neue in Kompagnieen eingetheilt, allen ihre Sammelplätze angewiesen, in befestigte Ortschaften verstärkte Besatzungen geordnet, in der Stadt selbst alle Mauern ausgebessert, die Graben vertieft, dieselbe

mit Vorräthen versehen, mit den österreichischen Nachbarstädten Winterthur und Rapperschweil die nöthige Verbindung hergestellt; dann eine Kriegsordnung erlassen, die in starkem Kontrast mit der bisherigen Uebung gerade auf solche Mißhandlungen, welche die Eidgenossen sich im zürcherschen Gebiete erlaubt hatten, die schärfsten Strafen setzt: Wer, heißt es in derselben, Klöster, Kirchen, Kapellen oder Priesterhäuser aufbricht, anzündet oder etwas aus denselben hinwegschleppt; wer Gewaltthaten gegen Weiber, Töchter oder Kinder verübt, Leichname schändet oder Gefangene mißhandelt, statt sie den Hauptleuten zu überantworten, „der soll an Lyb und Gut hertiglich gestraft werden". Aber gerade während man in Zürich sich bestrebte, dahin zu wirken, daß der unausweichlich gewordene Krieg wenigstens in menschlicher Weise fortgesetzt werde, erfolgte auf Ital Redings rachеglühendes Treiben jene grauenvolle Blutthat von Greifensee, wo mit Hans von Landenberg sechszig tapfere Männer, nur weil sie ihrer Regierung Eid und Pflicht gehalten hatten, hingerichtet wurden. Der ganze Hergang ist von Johannes Müller und in zahlreichen geschichtlichen Handbüchern so lebendig geschildert worden, daß wir die Bekanntschaft damit bei unsern Lesern voraussetzen dürfen.

Kaum ein Monat war seit jenem schrecklichen Ereignisse verflossen, als das eidgenössische Heer abermals vor Zürich sich lagerte. Durch einen letzten entscheidenden Schlag sollte, wo immer möglich, der innere Krieg rasch beendigt werden; denn bereits begann das Gerücht sich zu verbreiten, daß der Kaiser, durch die Reichsangelegenheiten nach andern Seiten hin beschäftigt, gegen die Eidgenossen die Hülfe Frankreichs

suche. Allein weder die überlegene Zahl ihrer Gegner, noch deren mit Schaugepräng aufgeführtes Belagerungsgeschütz und übrige gewaltige Rüstung schreckten die zum kräftigsten Widerstande in fortwährender Eintracht immer entschiedener entschlossenen Züricher. Der Sinn der Vertheidiger war fröhlich; nicht einmal die Thore wurden geschlossen, übrigens jede nöthige Vorkehr getroffen. Unter verständiger Leitung herrschten Ausdauer und Wachsamkeit. Eine Anzahl muthiger Freiwilliger hatte sich unter dem Namen der „Böcke" zum Vorkampfe bei allen verwegenen Unternehmungen vereinigt. Ein versuchter Sturm ward abgeschlagen und sechszig Tage bereits, und zwar bei der ungeschickten Leitung des feindlichen Geschützes ohne bedeutenden Verlust die Stadt behauptet, als durch die Nachricht vom wirklichen Eintreffen des durch den Dauphin Ludwig von Frankreich geführten Armagnaken-Heeres in der Umgegend von Basel die Belagerer sich genöthigt sahen, einen Theil ihrer Mannschaft zum Schutze der eidgenössischen Grenze dorthin zu senden und sich vor der Hand auf eine bloße Einschließung der Stadt zu beschränken. Das Zusammentreffen der schweizerischen Heldenschaar mit Ludwigs Heere bei St. Jakob an der Birs und der Ausgang des dortigen Kampfes sind weltbekannt. Durch ihre muthige Hingebung für das gemeinsame Vaterland errangen sich die dort Gefallenen edlere Lorbeeren als früher im unseligen Bürgerkriege, zu dessen bittern Früchten es ebenfalls gehörte, daß Zürich bereits dahin gedrängt war, sich dieser Niederlage alter und sonst so bewährter Bundesgenossen als eines Pfandes seiner Rettung zu freuen. Nichtsdestoweniger begann nach dieser Katastrophe die Parteiwuth allmälig zu weichen und

der eidgenössische Geist von neuem sich Bahn zu brechen. Durch die Opfer zu St. Jakob an der Birs schienen die Geister der Gefallenen bei St. Jakob an der Sihl und von Greifensee versöhnt. „Gryffensee ruch ist dyn Rach“ sollen vor Basel erliegende Eidgenossen selbst ausgerufen haben, und Zürich — wie konnte es, zu ruhigerer Würdigung der Dinge zurückkehrend, auf die große That alter Bundesgenossen hinblicken ohne wehmüthiges Gedächtniß verflossener schönerer Zeiten? — Auch die Erschöpfung auf beiden Seiten kam den erwachenden Friedensgedanken zu Hülfe. Noch schleppte sich aber der kleine Krieg beinahe zwei Jahre hindurch fort; doch hauptsächlich nur zwischen dem Adel und den Eidgenossen. Zürich selbst nahm wenigen Antheil mehr, durchaus keinen an dem einzigen und letzten Gefecht von Bedeutung, wo bei Ragatz von den Schweizern die österreichischen Schaaren unter Hans von Rechberg gänzlich geschlagen wurden; denn von dem Bunde mit seinen vornehmen Beschützern waren ihm nur die laue Freundschaft der Bessern, Uebermuth und Verachtung der Schlechtern geblieben, dazu eine kaum erschwingliche Schuldenlast.

Welchen Riß übrigens durch den Krieg alle Staatsverhältnisse bekommen hatten, und wie schwierig es war, die Verwicklungen, welche nicht bloß in den schweizerischen, sondern auch in den Zuständen des deutschen Reiches in Folge desselben zu Tage traten, wieder zu lösen, zeigte am besten die durch volle vier Jahre sich hinziehende Dauer der Friedensverhandlung, und als endlich nach vielfachen fruchtlosen schiedsrichterlichen Versuchen nur durch die gebietende Erklärung mühsam dazu bewogener Obmänner, erst des Bürger-

meisters Peter von Argun von Augsburg, dann des bernischen Schultheißen von Bubenberg, die Hauptanstände beseitigt und die Aufhebung des Bündnisses zwischen Oesterreich und Zürich förmlich ausgesprochen wurde, auch dieses in alle frühern Verhältnisse zu den Eidgenossen zurücktrat, bewies die unzweideutig ausgesprochene Unzufriedenheit aller derjenigen Reichsglieder, die der Eidgenossenschaft abhold waren, am überzeugendsten, welchen Zuwachs von Kraft nach ihrer Ansicht das verhaßte „Bauernregiment" wieder durch diesen Rücktritt erhielt.

Vierhundert Jahre waren nun seit jenen Zeiten verflossen, als 1844 in Basel die Säkularfeier der Schlacht bei St. Jakob an der Birs und gleichzeitig in Zürich diejenige der Stiftung des Vereins der Böcke stattfand, deren Gesellschaft in den Nachkommen jener zur muthigen Vertheidigung der Stadt, wie oben gemeldet wurde, verbundenen Männer bis auf unsere Tage sich fortgepflanzt hat. Bei dieser Gelegenheit ließ der Verein eine Denkmünze prägen, deren Vorderseite einen am Fuße des Felsenschlosses Hohenkrähen in



Schwaben ruhenden, nach der schweizerischen Bergkette hinblickenden Krieger zeigt, mit der Umschrift in lateinischer Sprache: „Nach Rettung Zürichs im Jahr 1444 bleiben wir auch in fünfjähriger Verbannung der Vaterstadt eingedenk". Es beharrten nämlich nach dem Schlusse des Zürcherkrieges die Eidgenossen darauf, dem Vereine der Böcke, durch den ihnen besonderer Schaden zugefügt worden war, die Aufnahme in den allgemeinen Frieden zu verweigern, so daß diese sich nach dem genannten Bergschlosse in Schwaben zurückzuziehen genöthigt waren, wo sie in fünfjähriger Verbannung lebten, bis es ihnen gelang, den Landammann des Standes Uri in ihre Gewalt zu bekommen, den sie auf's Freundlichste behandelten, aber als Lösegeld für denselben Entschädigung von Seite ihrer Gegner und den endlichen Abschluß auch ihres Friedens verlangten und erzielten. Auf der Rückseite der Münze findet sich die Abbildung des 1824 außerhalb Basel zur Erinnerung an die Schlacht bei St. Jakob errichteten Denkmals, an dessen Fußgestell ein Schild mit dem Wappen dieser Stadt und ein zweiter mit demjenigen der Böcke gelehnt sind, nebst der Jahrzahl 1844. Die Inschrift, auf den glücklichen Wechsel der Zeiten nach beendigtem Bürgerkriege deutend, lautet: „Vereinigte Kräfte halten das Vaterland aufrecht". Diese Denkmünze erhielten die sämmtlichen Mitglieder des Vereines in Silber. In Gold wurden zwei einzige Exemplare geprägt, deren das eine bei jener baslerischen Säkularfeier durch Abgeordnete des Vereines dorthin überbracht und dem leitenden Ausschusse übergeben ward, das andere im Gesellschaftsarchive der Böcke niedergelegt wurde. Zwei Jahre früher war auf Veranstaltung des nämlichen

Vereines in Verbindung mit der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich an der Stelle bei dem Greifensee nahe gelegenen kleinen Dorfe Nänikon, wo die Hinrichtung Landenbergs und seiner tapfern Gefährten stattgefunden hatte und in älterer Zeit eine Kapelle stand, in welcher bis zur Reformation zum



Andenken der Getödteten ein jährlicher Gottesdienst abgehalten wurde, ein einfaches Denkmal in pyramidaler Form über einer Unterlage von rothen Ackersteinen errichtet worden, das auf zwei eingemauerten Eisenplatten theils eine passende Inschrift, theils die Namen der sämmtli-

lichen Opfer zeigt. — Jetzt erst, nach hergestelltem Frieden, folgte mit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts für die Eidgenossenschaft und das mit derselben neu verbundene Zürich die Zeit des glänzendsten Waffenruhms: die Kämpfe gegen Karl den Kühnen und dann der von den Eidgenossen nicht gesuchte, nur auf Erhaltung erworbener Freiheiten gerichtete, an Beispielen der Ausdauer und Hingebung noch reichere, in seinen Schlußergebnissen ehrenvollere Schwabenkrieg. In beinahe sämmtlichen während dieser Kriege vorgefallenen Hauptschlachten finden wir in den Reihen der übrigen Eidgenossen, mit Geschick und Tapferkeit ihre Plätze ausfüllend, auch zahlreiche Hülfsschaaren von Zürich, unter denen bereits nach der Schlacht von Granson Hans Waldmann als kriegskundiger Führer in solchem Ansehen hervortritt, daß ihm übereinstimmend von sämmtlichen zur Besatzung von Freiburg gehörenden Eidgenossen der Oberbefehl übertragen wurde, sowie auch diese gesammte Mannschaft später unter seiner Fahne zum Entsatze von Murten aufbrach. Noch in den letzten Stunden vor dem Beginne der dortigen Schlacht waren von Zürich fernere 3000 Mann nebst 2000 Thurgauern und Leuten aus den freien Aemtern in Bern eingetroffen, aber so wohl gerüstet, und obgleich ermüdet, in so trefflicher Ordnung, daß bei diesem kaum mehr erwarteten nun um so erfreulichern Anblick der sinkende Muth der Berner wieder mächtig gehoben ward. Waldmann, neben Wilhelm Herter von Straßburg mit dem Oberbefehl des sogenannten „Gewalthaufens" beehrt, zeichnete auch an diesem Tage sich so aus, daß er nebst andern Helden desselben den Ritterschlag erhielt. Seiner Ver-

wendung denn auch hauptsächlich hatte Herzog Renat von Lothringen die Beihülfe zu verdanken, die ihm von den Eidgenossen zur Wiedereroberung seines Landes geleistet ward. Dem Herzoge, der ihm zum Empfang seiner Hülfsschaaren nach Basel entgegengeeilt war, von da an immer zur Seite, führte er auch in der letzten entscheidenden Schlacht gegen Karl den Kühnen bei Nancy das Kommando, und der Ruf von seiner Kriegskunde und Tapferkeit verbreitete sich nach allen Seiten weit über die Grenzen des Vaterlandes. Allein den gefährlichen Verlockungen, welche an die reiche Beute, die glänzenden Erfolge und das zügellose Kriegerleben jener burgundischen Kampfesperiode sich knüpften, sollte, wie so mancher Eidgenosse neben ihm, auch Waldmann erliegen. Uebermuth, ein nicht immer in gesetzlichen Schranken zurückgehaltenes Streben nach Macht und Einfluß, Reichthümer, durch zweideutige Geschenke fremder Herrscher vergrößert, das Bemühen, ihm mißfällige Glieder des Rathes aus demselben zu entfernen, weckten ihm Feinde und Neider. Faktionen begannen sich zu bilden, und kühn trat Waldmann an die Spitze der einen derselben mit dem unverholenen Versuche, sie zur alleinherrschenden zu erheben. Es ist wahr, er hatte sich um Zürich nicht bloß auf dem Schlachtfelde, sondern auch im Rathssaale große Verdienste erworben, rühmliche Werke, wie die Bauten der Großmünsterthürme und an der Wasserkirche, zum Theil auch mit eigener Aufopferung, zu Stande gebracht, und unter den reformatorischen Planen, mit denen er sich noch ferner trug, waren mehrere Zeitbedürfniß und verständig berechnet; aber je unbedingtere Unterwerfung er unter dieselben forderte, mit je rücksicht-

loserem Willen er den Kanton regieren wollte, desto eher hätte er lernen sollen, auch sich selbst zu beherrschen. Daß er Beschränkung, Zucht und Sittlichkeit vom Volke forderte, während er jeder eigenen Leidenschaft, selbst in verwerflicher Weise den Zügel schießen ließ, lieferte ihn den hinterlistig auflauernden Gegnern in die Hände. Neben begründeten Klagen wurden Verläumdung und Lügen unter das Volk geworfen. Ein Aufruhr entstand. Von den herbeigeeilten eidgenössischen Gesandten konnten die einen, die andern wollten ihn nicht schützen, und so endete nach martervollem Gefängniß der bei allen Fehlern dennoch große Mann auf dem Blutgerüst. Daß er dieses in Wahrheit gewesen, zeigten am glänzendsten sein Benehmen ungerechten Richtern gegenüber und seine Würde und Standhaftigkeit auf dem Todesgang. Sein Leichnam wurde nach seinem eigenen Wunsche in der Fraumünsterkirche an der Seite desjenigen seiner ersten Gattin beigesetzt. An der andern wurde seine zweite, die ihn überlebte, begraben. Die Gruft deckte ein Stein mit seinem Wappen, fünf Tannenbäumen und der Inschrift: „Uf den 6. Tag Abrel 1489 ist gericht Hans Waldmann". 138 Jahre später ward dieselbe bei besonderer Veranlassung geöffnet und der starke Körper noch unverwest mit Blut am Halse, das Haupt zwischen den Knieen liegend gefunden.



Zu den nachtheiligsten Folgen der Burgunderkriege ge-

hörte die gesteigerte Neigung eines großen Theiles der eidgenössischen Jugend, in auswärtigen Feldzügen ein Leben voll Abenteuer und Zügellosigkeit, wie sie bei den Heeren jener Zeit eingerissen war, zu suchen. Italien wurde der Boden, auf dem sich dazu die beste Gelegenheit bot. Die Streitigkeiten der Fürsten und Völker jenes Landes unter einander, die sich bekämpfenden Absichten der Kaiser und der Könige von Frankreich auf dessen reiche und schöne Provinzen, selbst die Aufforderungen und Werbungen der Kirchenoberhäupter führten Schweizer in Menge dorthin; aber so glänzend bei manchen Vorfällen ihre gewohnte Tapferkeit hervortrat, so bedeutenden Rang die Riesenschlachten von Novarra und Marignano in der Kriegsgeschichte behaupten, so würdig in Zürichs Geschichte jener Auftritt am Thore von Mailand sich darstellt, wo der Bürgermeister Schmied dem von den Eidgenossen in seine Hauptstadt zurückgeführten Herzoge die Schlüssel derselben überreichte; so reißende Fortschritte machte zugleich auf dem verführerischen und sittenlosen fremden Boden auch die Ausartung, die einmal sogar bei jener bekannten Gefangennehmung des Herzogs Ludwig Moro Sforza sich bis zum Verrathe verirrte. Auch Züricher hatten an jenen Zügen, oft gegen das ausdrückliche Verbot der Regierung, Theil genommen; aber der Unwille der im Lande zurückgebliebenen Bessern nöthigte die Regierung zur Untersuchung und zu Strafen, die freilich dem wuchernden Verderben nur selten ganz zu steuern vermochten.

Daß unter solchen Zuständen die Ehre des Schweizernamens auch vor dem Auslande leiden mußte, ist begreiflich. Im Reiche besonders herrschte noch von älterer Zeit her Un-

wille gegen dieselben und Besorgniß wegen des gefährlichen Einflusses ihrer demokratischen Staatseinrichtungen für die Nachbarschaft. Kaiser Maximilian suchte ihre allmälig errungene Selbstständigkeit zu untergraben und sie in hohem Tone, dann durch Drohungen dem Zwange von Ordnungen zu unterwerfen, zu deren Annahme sie nicht mitgestimmt hatten, und mit Billigung ward im Reiche der Aufruf zum Kreuzzuge vernommen, den derselbe gegen die Urheber alles Unheils, gegen „diese schnöden und groben Gebauersleute, in denen keine Tugend, adelich Gemüth, noch Mäßigung zu finden sei", ergehen ließ. Den Massen, die nun zum Kampfe heranströmten, schien auch die kleine Schweiz erliegen zu müssen. Aber erst jetzt zeigte sich in merkwürdiger Weise, welche gesunden Kräfte neben dem Krankheitsstoffe, den so Viele allein bemerkt hatten, noch vorhanden wären, wie sicher die Eidgenossenschaft trotz allen Parteiungen und Bruderfehden bereits auf ihrer zweihundertjährigen Grundlage ruhte. Ohne fremde Hülfe, denn Frankreich hatte wohl solche versprochen, aber nicht geleistet, hielt sie neun Monate hindurch einen der blutigsten Kriege aus, und nach acht großen siegreichen und einer bedeutenden Zahl kleiner Gefechte stand sie unentwegt da mit behauptetem Gebiete und erweitertem Kreise freier Bundesgenossen, mit erhöhter Achtung, doch ohne Eroberungen und ohne Streit über deren Theilung. Von Zürichern hatten in diesen Kämpfen sich ausgezeichnet der mit der Stadt verbürgerte Freiherr von Sax, welchem die Eidgenossen wegen seiner bei Frastenz bewiesenen Tapferkeit zwei der dort eroberten Feldstücke schenkten, Heinrich Göldli, der Führer der nach Dorneck abgeordneten Hülfsschaar, und Heinrich Rahn, der

in eben jener Schlacht bei Eroberung des Banners von Straßburg eine ruhmvolle Wunde davon trug.

Durch die glückliche Beendigung dieses Krieges, des letzten, den das alte Zürich in Verbindung mit seinen Eidgenossen zur Vertheidigung der eigenen Grenzen zu führen hatte, war demselben nun faktisch, wenn auch erst später formell anerkannt, seine selbstständige Stellung im europäischen Völkerleben gesichert. Um so wichtiger und folgenreicher wurden daher die Vorgänge im geistigen Leben der Stadt, deren Darstellung im folgenden Abschnitte nur noch ein kurzer Blick auf die kirchlichen Zustände und die materiellen Lebensverhältnisse Zürichs während der eben geschilderten Periode vorhergehen muß.

Wie bereits gemeldet wurde, waren es die königliche Pfalz, das Großmünsterstift und die Abtei zum Fraumünster, um welche sich muthmaßlich zu den Zeiten der Könige aus dem merovingischen Hause die Stadt Zürich zu bilden begann. Wenn sie anfänglich durch das Ansehen und die wachsenden Reichthümer der genannten kirchlichen Stiftungen und etwa eine vorübergehende Anwesenheit der Könige ihre Bedeutung erhielt, so begann dieselbe unter den Einflüssen ihrer zum Handel zwischen Italien und Deutschland ganz besonders geeigneten Lage, der Niederlassung von Handwerkern, dem Aufkommen verschiedener für jene Zeit vorzüglich ergiebiger Industriezweige sich zu vermehren. Auch in den religiösen Zuständen machte sich eine vermehrte Regsamkeit bemerkbar. Es scheint, daß ein bedeutender Theil der Einwohner, unzufrieden über die im eilften und zwölften Jahrhundert überhandnehmenden, mehr einem bloßen Sinnenkultus dienenden

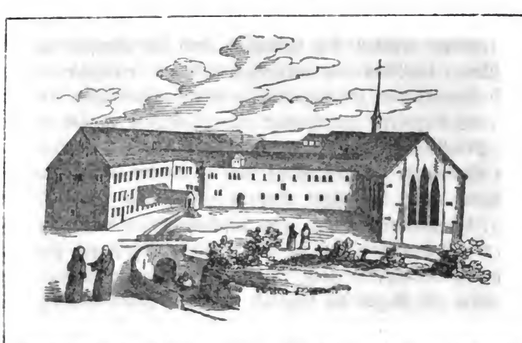
Neuerungen im kirchlichen Leben mit desto größerer Entschiedenheit an den einfachern und strengern Lehren und Gewohnheiten der ersten christlichen Jahrhunderte festhielt und darin durch den seiner politischen und kirchlichen Reformationsversuche wegen von den Päpsten verfolgten und von **1139** bis **1146** in Zürich und auch den benachbarten Alpenthälern verweilenden Arnold von Brescia bestärkt ward. Es läßt sich darauf mit ziemlicher Sicherheit aus folgender, nicht lange nach dieser Zeit in die Jahrbücher des Stiftes von Corvey aufgenommenen Stelle schließen: „Laien aus Schwaben, dem Lande von Schwyz und Bayern drohten unsere und die Religion der ganzen christlich-lateinischen Kirche zu Boden zu drücken. Diese Leute waren von einer Klasse wenig gebildeter Menschen verführt worden, welche die Alpen und angrenzenden Gegenden bewohnen, ihre Meinungen vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt haben und stets nur beim Alten bleiben wollen. Die aus der Umgegend von Schwyz *) besuchen Schwaben, Bayern und das nördliche Italien um des Handels willen, lernen die Bibel auswendig und verachten dagegen diejenigen Kirchengebräuche, welche sie für neu halten. Sie weigern sich, die Bilder zu verehren, wollen nichts von den Reliquien der Heiligen wissen, essen selten Fleisch, einige gar keines und leben bloß von Gemüse."

Je feindseliger aber gegen das damalige Kirchenthum sich in solcher Weise die Geistesrichtung eines bedeutenden Theiles der Einwohnerschaft Zürichs zu gestalten schien, um

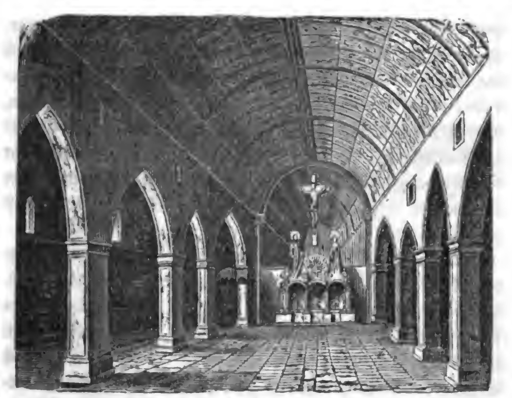
*) Unter diesen Kaufleuten sind wohl weniger die Alpenhirten selbst, als die diesen benachbarten Züricher zu verstehen.

so kräftiger erhoben sich hinwieder auch die Freunde und Anhänger desselben von derjenigen Zeit an vorzüglich, wo nach Arnolds von Brescia Abreise sein entschiedenster Gegner, der begeisterte Vertheidiger des päpstlichen Stuhls wie des Mönchthums und Reformator des letztern, Bernhard von Clairvaux, zum Kreuzzuge nach dem Morgenlande auffordernd, auch in unsern Mauern eingetroffen war. Der Ruf, der ihm vorherging, seine würdevolle Erscheinung, die eigene Ueberzeugung, die unläugbar seinem Reden und Thun zum Grunde lag, ja auch Berichte von Wunderthaten, die er unter den Augen der Erzähler verrichtet haben sollte, gewannen ihm viele Herzen, und bald machte sich in zahlreichen neuen Schöpfungen der Einfluß dieses Mannes und seiner jetzt wieder kirchlich gewordenen Zeit auch auf Zürich bemerkbar. Das war die Periode, die nun dem ganzen Gewimmel von weißen, schwarzen, braunen und grauen Kutten, welche mit dem anbrechenden dreizehnten Jahrhundert die Straßen der Stadt zu beleben begannen und bald in reichem Kirchenschmuck prangende Tempel und Herbergen fanden, die Bahn brach.

Ungefähr gleichzeitig, zwischen 1220 und 1230 ließen die ersten Sprößlinge der sogenannten Bettelorden der Franziskaner oder Barfüßer und der Dominikaner sich nieder, und bald wurde das am nordöstlichen Abhange des Hügels, an welchem die Großmünsterkirche errichtet ward, erbaute, von der Ringmauer, die längs des Hirschengrabens sich hinzog, begrenzte Barfüßerkloster (s. folg. Abbild.) derjenige Ort, wo in der Regel größere Versammlungen der Bürgerschaft stattfanden. In seiner Kirche hatte sich unmittelbar vor der



Brunischen Staatsveränderung die Bürgerschaft versammelt, um Gericht über die abtretenden Räthe zu halten. In eben derselben war auch die neue Verfassung vorgelegt und angenommen worden. Bei ähnlichen wichtigen Vorfällen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert geschah dasselbe. An der Kirchenmauer gemalt befanden sich die Wappenschilde derjenigen Züricher, die bei König Rudolfs Heere im Kampfe gegen Ottokar von Böhmen auf dem Marchfelde gefallen waren. Auch das Innere des Klosters (s. folg. Abbild.) zeichnete sich durch Geschmack in der Anlage, soweit er nach dem künstlerischen Standpunkte der Zeit sich hatte ausbilden können, und durch Bequemlichkeit aus, und noch im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts wurde von der Regierung in dem geräumigen ehemaligen Speisesaal bei Anlaß eines von Zürich und Bern mit dem Markgrafen von Baden geschlossenen Bündnisses ein Festmahl für 164 Personen veranstaltet.

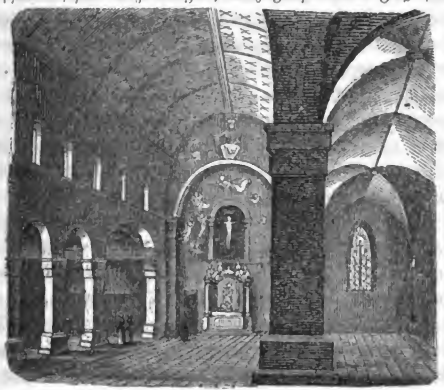


Sehr wohl hatten diese Barfüßer es verstanden, schon bald nach ihrer Niederlassung in der Gunst der Bürger sich festzusetzen. Eine zur Schau getragene größere Lebensstrenge, das Geschick, womit sie ihre Predigten und ebenso die Umgangssprache der Anschauungsweise und dem Fassungsvermögen vorzüglich der untern Volksklassen anzupassen verstanden, die Festigkeit, womit ihr Orden bei verschiedenen Anlässen und auch in Vertheidigung abweichender Kirchenlehren selbst den Päpsten gegenüber trat, stimmten vortrefflich zu dem Unabhängigkeitsgeiste der Bürgerschaft, welche gegen die Anmaßung der vornehmen Chorherren in den gewandten Barfüßern nützliche Verbündete fand. Den bedeutendsten Dienst leisteten sie der Stadt, als im Jahr 1245 über dieselbe wegen ihrer Anhänglichkeit an Kaiser Friedrich II. vom

Papst Innozenz IV. das Interdikt ausgesprochen worden war. Während die übrigen Geistlichen theils freiwillig, theils durch die Umstände oder Befehle ihrer kirchlichen Oberhäupter gedrängt, für längere oder kürzere Zeit die Stadt verließen, blieben sie allein in derselben zurück, versahen fortwährend den Gottesdienst, und schmerzlich mußten nach ihrer Rückkehr die Weggezogenen sich überzeugen, wie sehr während ihrer Abwesenheit der Einfluß der Barfüßer auf die Bürgerschaft gewachsen war.

Auch den Dominikanern fehlte es keineswegs an zudringlicher Thätigkeit, aber der starre und übermüthige Geist, der diesem Orden besonders eigen war, wies sie für ihr Fortkommen an andere Wege. Durch Freundschaften, mit dem Adel geschlossen, durch erschlichene Vermächtnisse, durch versuchte, auch nicht selten gelungene Einschüchterung derjenigen, die ihrem Umsichgreifen Schranken setzen wollten, wuchs ihr Ansehen und vermehrte sich ihr Reichthum, und noch im dreizehnten Jahrhundert hatte sich die bescheidene Wohnung, die sie nördlich vom Barfüßerkloster, aber ebenfalls an der längs des Hirschengrabens hinführenden Stadtmauer bezogen, zum bequemen und geräumigen Gebäude mit einer mächtigen, dasselbe einschließenden Hofstatt erweitert. Zu diesem Zwecke hatten sie eine ganze durch die Bosheit eines Bäckers eingeäscherte Straße an sich gebracht. Auch außerhalb dieses Hofraums kauften sie Häuser und Gärten, so daß der Rath sich gedrungen fand, ihnen fernere Anschaffungen von Grund und Boden innerhalb der Stadtmauern gänzlich zu untersagen. Weniger anstößigen Gebrauch hingegen hatten sie ebenfalls noch gegen das Ende des drei-

zehnten Jahrhunderts von ihrem Reichthum gemacht durch den Anbau des majestätischen Chores an ihrer Kirche, der sich auf schlanken Pfeilern zu einer Höhe von 75 Fuß erhob, mit symbolischen Verzierungen, vorzüglich der 50 Fuß hohen



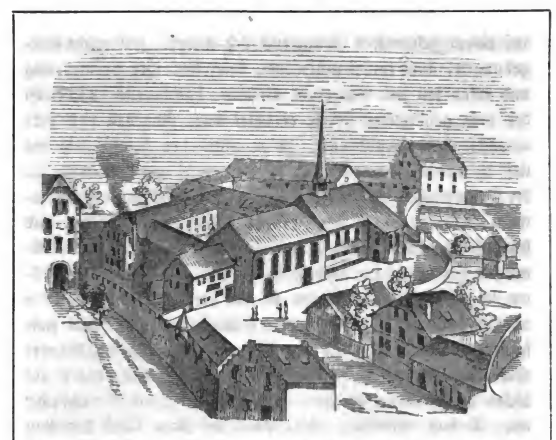
Fenster. In seiner damaligen Pracht kann man ihn indessen gegenwärtig sich nur noch denken, da seit der Reformation ein anderweitiger Gebrauch von demselben gemacht ward.

Vierzig Jahre nach dem Einzuge jener zwei Orden erhielt dann noch die sogenannte kleine, am linken Limmatufer liegende Stadt ebenfalls ihr Männerkloster, indem Augustinermönche, durch reiche Vergabungen, diejenigen der Grafen von Toggenburg vorzüglich, unterstützt, an der westlichen Mauer, welche die Stadt längs des Fröschengrabens begrenzte, ihr Gotteshaus bauten. Auch Rudolf von Habs-

burg soll, wie die Sage meldet, ein Gönner dieses Klosters gewesen sein. Bei der Seltenheit öffentlicher Gebäude und dem Bedürfnisse der durch die freiere republikanische Verfassung in's Leben gerufenen Gesellschaften und Vereine verschiedener Art diente auch dieses Kloster, wie dasjenige der Dominikaner, nicht selten zugleich noch bürgerlichen Zwecken. In den weitläufigen, mit den Namen und Wappen ihrer Wohlthäter geschmückten Refektorien derselben wurden bisweilen auch Zunft- und Innungsversammlungen abgehalten, und je nachdem jedes seine besondern Gönner hatte, fanden dieselben gastfreundlich für sie geöffnete Räume zu Besprechungen und Verhandlungen verschiedener Art, mitunter auch zu einem frohen Abendverein. Allerdings wurden auf diese Weise die geistlichen Väter oft mehr, als es ihr Beruf verstattete, auch in weltliche Händel verflochten. So scheinen namentlich an dem Parteikampfe zu Waldmann's Zeiten die Augustiner und Dominikaner mehr oder weniger selbst Theil genommen zu haben, indem bei den Erstern die Freunde des Bürgermeisters, vorzüglich die ihm ergebene Mehrheit der Zunftmeister sich zu versammeln pflegten, während in einer abgelegenen Kapelle des Dominikanerklosters seine unversöhnlichsten Gegner ihre heimlichen Zusammenkünfte hielten.

Zu dieser gesammten männlichen Ordensbevölkerung, durch welche die Stadt sich im dreizehnten Jahrhundert bereichert sah, sollte nun aber auch die weibliche nicht fehlen. Fromme Schwestern, erst nur in geringer Zahl, ließen, nachdem sie anfänglich der Regel des h. Augustin sich unterworfen, da, wo der sogenannte Oedenbach, eine Viertelstunde südwärts von der Stadt, am Zürcherhorn dem See zufließt,

auf einem geschenkten Grundstück sich nieder. Zahlreiche Vergabungen, auch ihnen zufließend, bewirkten ihre Vermehrung und erlaubten den Bau eines Klosters, das bereits 1239 nebst der dazu gehörenden Kirche errichtet war, umgeben von stets anwachsendem Grundbesitz. Aber unter der Feuchtigkeit des tief liegenden, damals noch wenig angebauten Bodens litt die Gesundheit der Frauen und mehr noch Ruhe und Eigenthum derselben unter den häufigen Kämpfen der wilden und stürmischen Zeit. Reich genug bereits, um hinter den Bollwerken der Stadt die nöthige Sicherheit zu erkaufen, erreichten sie diesen Zweck, indem sie ein weitläufiges Besitzthum an sich brachten, das unter dem Namen des Sihlbügels zwischen dem Lindenhofe und der Ringmauer, welche die kleinere Stadt gegen Norden begränzte, sich hinzog, und trugen auf dieses den frühern Namen ihres Klosters „am Oedenbach" über (s. folg. Abbild.). Hier ward im Jahr 1292 der Bau ihres neuen Gotteshauses mit schön geschmückter Kirche, mehreren Kapellen, mächtigem Kreuzgang und zahlreichen Arbeiterwohnungen im weiten Hofraum vollendet. Der Visitation der Vorsteher der Dominikaner seit ihrer Ueberfiedelung unterworfen, hatten sie auch die Regel dieses Ordens angenommen, und der vornehme Geist desselben zog gleichzeitig in ihre Mauern ein. Die Töchter der mächtigsten Familien der Stadt und der Umgegend suchten Aufnahme bei ihnen, so daß nach wenigen Jahrzehenden ihre Zahl bis auf 90 anwuchs, was die Ordensvorsteher selbst veranlaßte, Maßregeln für allmälige Verminderung derselben zu treffen. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts scheinen durch den Einfluß vorzüglich des frommen und in der mystischen Literatur



jener Zeit bedeutend hervortretenden Heinrich Suso Eingezogenheit, ja sogar ascetische Strenge in diesen Räumen gewaltet zu haben, gegen das Ende desselben aber, wie auch in andern Frauenklöstern, einem Geiste der Ungebundenheit gewichen zu sein, der den Rath zu ernsten Beschlüssen veranlaßte, in Folge deren den sittenlosen Mönchen das Herumschweifen in die weiblichen Klöster der Stadt, und den Dominikanern besonders das Beichtehören am Oedenbach gänzlich untersagt ward.

Einen wohlgeordneten Haushalt führte ein um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts unmittelbar vor der Stadt angesiedelter Konvent von Cisterzienserinnen. Seldenau (selige Aue) hieß das Gotteshaus, das jenseits der, die kleine Stadt

deckenden, westlichen Ringmauer an Obstmatten und Rebenhügel sich lehnte. Die damals ebenfalls außerhalb der Befestigung gelegene „Thalacker“ genannte Fläche, die jetzt mit zwei Reihen wohlgebauter Häuser bedeckt ist, gehörte ihnen, sowie noch Weinberge in der Umgegend und anderes Besitzthum. Noch hatten auch nach der Regel des Dominikaner-Ordens lebende Schwestern, doch nur in geringer Zahl, eine bescheidene Wohnung ganz in der Nähe des männlichen Predigerstiftes. Sie standen unter strenger Klausur; die Geschichte indeß weiß wenig von ihnen zu melden.

Neben diesen nach abgeschlossenen Regeln lebenden weiblichen Gemeinschaften trieben sich dann aber in größerer Beweglichkeit und häufiger sichtbar noch die zahlreichen Beginen, weißen und grauen Schwestern, wie sie nach ihrer Kleidung genannt wurden, überall, bald helfend, bald störend herum; bettelhaft schlau, zudringlich, Neuigkeiten herumtragend, Heirathen stiftend die einen; andere hinwieder nützlich beschäftigt, dienstfertig, selbst mit Aufopferung, willige Krankenwärterinnen und von bescheidenem und sittlichem Wandel. In der Kirche nahmen sie keine feststehende Stellung ein. Es gab Päpste, welche diese regellosen Vereine aufgehoben wissen wollten, sogar Bannbullen gegen dieselben erließen; andere hinwieder, die ihnen Freiheiten ertheilten. In Zürich gaben sie, wie es scheint, zu wenigern Klagen Anlaß, als dieses z. B. im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in Basel und Bern geschah. Sie lebten unbehelligt in kleinerer oder größerer Zahl in Wohnungen ohne Klausur beisammen. Solcher fanden sich in den verschiedenen Stadttheilen mehrere,

ohne daß besonders Merkwürdiges von denselben erwähnt werden kann.

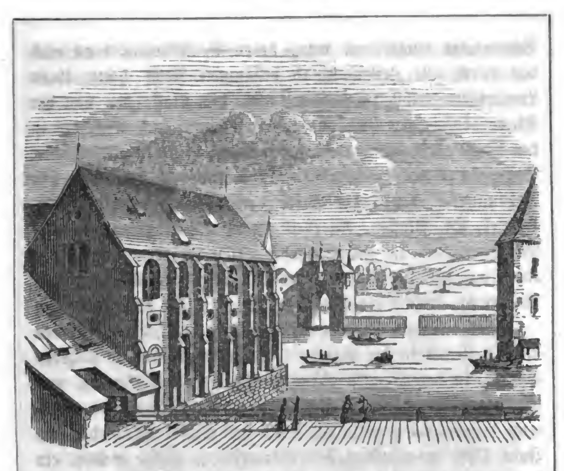
Auch an andern Stiftungen, welche der milde Geist des Christenthums in's Leben gerufen hatte, gebrach es dem alten Zürich keineswegs. So fällt schon in frühe Zeiten, muthmaßlich diejenigen der Zähringischen Reichsvogtei, die Begründung des Spitals, an dessen Ostseite sich später das Dominikanerkloster erhob. Ursprünglich freilich nur einer geringen Zahl von Kranken vorübergehend und nur solchen sich öffnend, die nicht im Stande seien, ihr Almosen selbst zu suchen, gelangte er indessen durch allmälig anwachsende Schenkungen zu solchen Kräften, daß auch bleibende Pfründerstellen geschaffen werden konnten, deren Zahl um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bereits mehr als 40 betrug, während gegen das Ende desselben im Ganzen über 100 Personen in der Anstalt verpflegt wurden. Schon frühzeitig gehörte zu derselben eine besondere Kapelle, und seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts hatte sie auch ihren eigenen vom Rathe gewählten Seelsorger erhalten. Nichts ist hingegen über Art und Weise der ärztlichen Besorgung der in dem Spital aufgenommenen Kranken bekannt. Für durchreisende Pilger und bedürftige Fremde, deren Anzahl sich mit den Kreuzzügen vermehrte, war durch die sogenannte Elenden- (Fremden-) Herberge gesorgt, zwei mit einander verbundene Häuser ungleicher Größe, in deren einem sich eine Kapelle befand. Außerhalb der Stadtmauern, wie dieses schon der Richtebrief verlangte, wurden die sogenannten Siechenhäuser errichtet, Pflegeanstalten für mit Blattern oder andern ansteckenden Krankheiten Behaftete. Bei dem

ältern „St. Jakob an der Sihl", das schon im zwölften Jahrhundert gestiftet wurde, hatte jene oben erwähnte Schlacht stattgefunden, in welcher Stüßi sein Leben verlor; das jüngere, im fünfzehnten Jahrhundert in einiger Entfernung von der größern Stadt gegen Norden erbaute war das umfangreichere und hatte eine dem hl. Mauritius geweihte Kapelle.

In diesen wohlthätigen Stiftungen und in demjenigen, was unstreitig von einzelnen kirchlichen Anstalten der Stadt auch zur Hebung, freilich mitunter ebenso sehr zur Pflanzung der Armuth geleistet ward, lag allerdings die bessere Seite von Zürichs religiösem Leben, für welches sonst gerade von denjenigen, denen die nächste Pflicht dazu oblag, weit weniger geschah, als die in unsern Zeiten wieder häufigern Lobredner des Mittelalters zu glauben scheinen. Berühmt war unstreitig seiner Pracht und zeremoniellen Mannigfaltigkeit wegen der äußerliche Gottesdienst, der wahren, auch durch reine Sitten sich bewährenden Frömmigkeit aber eher hinderlich, durch Schuld hauptsächlich der Geistlichen selbst, deren viele, auch Vornehme, bei solchen Anläßen ungescheut öffentliches Aergerniß gaben. Der vergebliche Widerstand gegen die allgemeine Verderbniß, der Ekel beim Anblicke derselben trieb dann edlere Naturen zur Abgeschiedenheit und einer nicht selten übertreibenden Selbstpeinigung. Bedeutendes wurde hingegen auch in Zürich für kirchliche Bauten geleistet, und neben den bereits erwähnten zwei Münstern und den Klosterkirchen prangte mit dem vergoldeten Kreuz auf ihrem Giebel, ihrem mächtigen Gewölbe, hohen, reich mit Glasmalerei gezierten Fenstern und im Schmucke eroberter Fahnen auch die Wasserkirche. Diese würdevolle Gestalt hatte sie freilich erst



in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts erhalten (s. folg. Abbild.), als der Abbruch der ältern und niedrigern an dieser Stelle befindlichen Kirche ihrer Baufälligkeit wegen nöthig geworden war. Der Neubau wurde durch Hans Felder, der aus Württemberg nach Zürich gekommen, mit dem Stadtbürgerrechte beschenkt worden war, unter Waldmann's Oberaufsicht geleitet, auf welches Letztern Betreiben ebenfalls der Ausbau der Großmünsterthürme unternommen ward, obwohl er selbst die Vollendung nicht mehr erlebte. Auch den Entstehungsgrund der Wasserkirche wollte das Mittelalter in der Legende von den Stadtheiligen finden, in

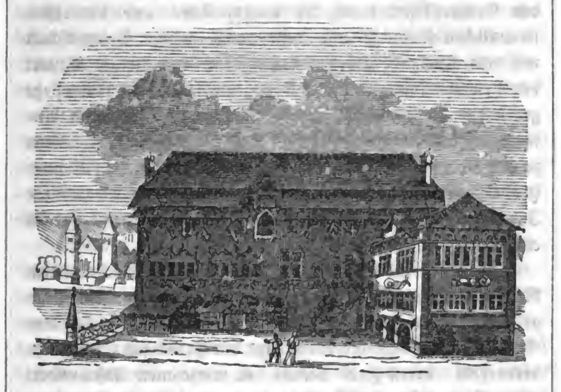


welcher gemeldet wird, daß sie am Ufer der Limmat den Märtyrertod erlitten hätten. Thatsache aber ist es, daß die ursprünglich hier erbaute Kapelle diejenige der Landgrafen war, die ihren Sitz in dem Thurme hatten, welcher derselben am rechten Limmatufer, mit ihr durch eine kleine Brücke verbunden, gegenüber lag, schon vor der Reformation aber nebst dem dazu gehörigen Anbau zum städtischen Kaufhause eingerichtet wurde. Schmucklos hingegen und in einfacher Form, obwohl mit zahlreichen Altären ausgestattet, erhob sich in der kleinern Stadt auf einem Hügel unweit des Lindenhofs die aus ungekannter Vorzeit herstammende St. Peterskirche, in welche die ganze umliegende Gegend am linken See- und

Limmatufer eingepfarrt war, deren Bevölkerung denn auch das durch alle Zeiten hinab behauptete Recht hatte, ihren Leutpriester selbst zu wählen. In die Klasse der von der Kirche abhängigen Gebäude gehörten dann auch noch die in der Stadt zerstreuten, meist geräumigen und gut aussehenden Stiftshäuser der Bischöfe von Chur und von Konstanz, des Johanniter-Ordens, der Aebte von Wettingen, Einsiedeln, Kappel, St. Blasien, Allerheiligen in Schaffhausen, die diesen zum Theil in Zürich verbürgerten Prälaten und ihren Konventualen zur Einkehr dienten, oder den Beamten zur Wohnung, welche die Einkünfte dieser Stifte bezogen.

Höchst einfach waren hingegen die Privatgebäude, in den ältesten Zeiten in der Regel kleine, meist zweistöckige hölzerne Häuser, in deren engen Räumen sich eine Bevölkerung, verhältnißmäßig zahlreicher als die gegenwärtige, drängte. Erst nach der bereits erwähnten, durch den Bäcker Wackerbold im Jahr 1280 veranlaßten Feuersbrunst, in Folge welcher ein bedeutender Theil der größern Stadt eingeäschert wurde, erließ der Rath den Befehl, das erste Stockwerk jeder Wohnung hinfort in Stein aufzuführen. In spätern Zeiten zog sich über mehrere Häuser als drittes, viertes oder noch höheres Stockwerk ein nur durch das Dach geschützter, nach den Seiten geöffneter Estrich hin, der zu Familienversammlungen, Festlichkeiten und auch als Sommerlaube benutzt ward. Dürfte man dem Dekan Albert von Bonstetten glauben, der 1478 eine kurze Beschreibung der Eidgenossenschaft dem Könige Ludwig XI. von Frankreich zugeeignet hat, so wären schon damals die Wohnungen in Zürich sehr hoch, von Quaderstein erbaut und die Zimmer mit Holz getäfelt

gewesen. Er spricht auch von verständiger Anordnung dieser Zimmer für den Sommer und Winter, zierlicher Ausschmückung derselben und von gepflasterten öffentlichen Plätzen. Dieses Lob indessen mochte jedenfalls nur theilweise passen; denn selbst der Hauptplatz der kleinern Stadt, der Münsterhof, wurde erst gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts vollständig gepflastert. Das Rathhaus war noch bis



1398 ein gänzlich hölzernes Gebäude, und auch alsdann wurde bei dem nöthig gewordenen Umbau auf Grundmauern nunmehr freilich von Quadersteinen die Seite gegen die kleinere Stadt nur in Holz aufgeführt, und die Fenster blieben mit Tuch bespannt bis zum Jahr 1504. Auch fanden sich noch bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts selbst vor vornehmen Wohnungen hin und wieder Düngerstätten,

die bis in die Straße hinaus reichten. Das nöthige Wasser mußte bis in das zweite Dezennium des fünfzehnten Jahrhunderts, wo im Rennweg der erste Röhrenbrunnen zu Stande kam, Sodbrunnen entschöpft werden, mit Ausnahme des Limmatwassers, das durch ein auf der untern Brücke befindliches, mit einem Gemälde der Stadtheiligen verziertes Wasserwerk heraufgepumpt ward. Allerdings scheinen bei den Geldzuflüssen durch die burgundischen und die ersten italienischen Feldzüge und dem durch nähere Bekanntschaft mit dem Auslande gehobenen Kunstsinn auch in der Bauart der Privatwohnungen und der allgemeinen Reinlichkeitspflege gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts und im Anfange des sechszehnten bedeutende Verbesserungen stattgefunden zu haben; denn der bekannte Benvenuto Cellini, ein Kenner in Geschmackssachen, der in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts durch unsere Gegenden reiste, heißt Zürich eine Stadt „so niedlich wie ein Edelstein."

Je enger indessen damals noch auf weit beschränkterm Raum als gegenwärtig diese Wohnungen sich drängten, desto größeres Leben herrschte innerhalb derselben und auf den Straßen, was schon aus der Menge der Herbergen für Fremde hervorgeht, deren Zahl bereits im vierzehnten Jahrhundert sich auf dreizehn belief, von denen zwei der bedeutendern „zum Schwert" und „zum Storchen" in der kleinern Stadt, die übrigen eilf in der größern, theils am Ufer der Limmat, theils in der nächsten Umgebung des ältern Kornhauses im Niederdorf, sich befanden, wo zugleich bis zum Schlusse jenes Jahrhunderts auch der Kornmarkt gehalten ward. In den Einkünften dieses Marktes, welche die Stadt von der Abtei

an sich zu bringen gewußt hatte, besaß dieselbe eine ergiebige Finanzquelle, indem auch ein Theil der Bewohner der innern Schweiz sich hier mit Fruchtvorräthen versorgte. Für diesen Bedarf scheinen aber in jener Zeit Landesprodukte genügt zu haben, die zum Theil von den damals noch zahlreichen Ackerbau und Viehzucht treibenden Bürgern Zürichs selbst, zum Theil von den Landleuten der Umgegend auf den Markt gebracht wurden, da von Kornlieferungen aus Schwaben noch keine Spur sich findet, die auch schon die Beschaffenheit der Straßen erschwert hätte. Ueberhaupt bediente man sich für den Verkehr bei der Schwerfälligkeit und Unsicherheit des Landtransportes vorzugsweise der Wasserstraßen, und die Schifferzunft, welcher 1447 Kaiser Friedrich III. die zollfreie Fahrt bis zur Rheinmündung in den Niederlanden urkundlich bewilligt hatte, nahm in Zürich eine nicht unbedeutende Stellung ein.

Während dann aber das See- und Flußgestade in der Stadt das Geschäfts- und Handelsleben derselben in aller seiner Lebhaftigkeit darstellte, wiesen hingegen die zahlreichen im Innern vorhandenen Thürme, meist vornehmen Familien angehörend, auf die Zeiten hin, wo der Nachbar noch gegen den Nachbar sich bisweilen zu schützen gezwungen war und der bewaffnete Einbruch in fremde Wohnungen durch ein besonderes Wort „Heimsüechi" bezeichnet wurde, das seine Aufnahme selbst in den Richtebrief gefunden hat. Von den meisten dieser kleinen Festungen sind gegenwärtig noch die starken Grundmauern sichtbar. In seiner vollen Höhe hat sich auf dem Hügel nordostwärts vom großen Münster nur noch einer der Thürme erhalten, der „Brunnenthurm", in

dem gegenwärtig die Gemeindeschule der Stadt untergebracht ist. Auch die rings um die Stadt her hinter ihren Graben sich fortziehende Mauer war durch eine Menge von Thürmen geschützt, von denen aber gegenwärtig auch nur zwei noch erhalten sich finden. Die Zufuhr vom See her war einer doppelten Pallisadenreihe wegen nur durch das sogenannte Grendelthor möglich, welches zur Nachtzeit vermittelst eines mit eisernen Spitzen versehenen Sperrbalkens geschlossen ward. In frühern Zeiten mochte jene Pallisadenreihe vielleicht weiter rückwärts in der Richtung des mitten im Flusse befindlichen Thurmes, „Wellenberg" genannt, gestanden haben, der ursprünglich wohl auch zur Stadtbefestigung dienen sollte, dann freilich durch eine Reihe von Jahrhunderten, bis er gänzlich abgetragen ward, zum Kerker für schwer bezüchtigte Gefangene eingerichtet wurde, und in dessen unheimlichen Räumen manche Verwünschung ausgestoßen, manche Thräne geweint und manches schauervolle Geständniß abgelegt, in älterer Zeit auch durch die Folter erpreßt ward.

Häufig waren allerdings die Vergehungen, wozu die rohen Sitten der Zeit, die kirchliche Verderbniß, die Zornausbrüche der kräftigen Naturen, die Verführung in den noch bis in die ersten Jahre nach der Reformation hinein bestehenden liederlichen Häusern und der häufige Besuch der Trinkstuben der verschiedenen Zünfte beinahe tägliche Gelegenheit boten. Schon 1341 wurde in der Stadt eine Fabrik falscher Würfel entdeckt. Nach den burgundischen Kriegen wuchs die Zahl der Landstreicher in solchem Maße an, daß im Jahr 1482 zufolge eines Beschlusses der Tagsatzung in Baden nur in Zürich 750 derselben hingerichtet wurden.

Diese abgerechnet, weisen die Raths- und Richtbücher für das fünfzehnte Jahrhundert 388, für das sechszehnte, wo die Justiz in Folge der Reformation strenger wurde, 572 Todesurtheile nach. Unter den zum Theil grausamen Strafarten werden im fünfzehnten noch lebendig vergraben, einmauern und pfählen aufgeführt.

Eine eigene Kolonie bildeten in der Stadt bis um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Juden, welche in den zwei unfern des Dominikanerklosters sich hinziehenden Brunngassen wohnten, in späterer Zeit so genannt wegen eines dortigen seines reinen Wassers wegen besonders beliebten Brunnens. Vor dem vierzehnten Jahrhundert mit kaiserlicher Bewilligung schon einheimisch in Zürich, verschafften sie auch hier, wie überall, den Bürgern das zu ihrem Verkehr nöthige Geld um Zinsen, welche zu nehmen den Christen durch die Kirche damals untersagt war. Dieses Geldbedürfniß war bisweilen so groß, daß die Juden durch den Richtebrief förmlich verpflichtet wurden, zu leihen, wofür ihnen zufolge der nämlichen Gesetzessammlung bei Anleihen nur auf kürzere Fristen bis auf 52% Jahreszins zu fordern verstattet war. Es läßt sich denken, welche Beschwerden, Plackereien und Streitigkeiten aus solchen Zuständen hervorgehen mußten, und wie überdieß dann der Reichthum, den durch solche Wuchergeschäfte die Juden sich erwarben, den Neid mancher Christen reizte, besonders als Einzelne derselben für bedeutende Abgaben auch zum Stadtbürgerrechte gelangten. Um so bereitwilliger liehen dann ihre Gegner und auch zur Verzweiflung getriebene Schuldner den Gerüchten ihr Ohr, die über Unthaten der Juden an Christen begangen,

Brunnenvergiftung z. B. und Kindermord, verbreitet wurden, und über die Wucherer wie über die Unschuldigen brach dann eine schauderhafte Volksrache aus. Diese vermochte auch in Zürich im Jahr 1349 bei der damaligen allgemeinen Judenverfolgung zur Zeit der Pest die Regierung nicht zu hindern, ja sie wollte es im Grunde auch nicht. Unter dem Vorwande, daß sie an der Folter Geständnisse ihrer Unthaten abgelegt hätten, wurden einige derselben verbrannt, die übrigen aus der Stadt verwiesen, ihre sämmtlichen Schuldforderungen aber an Bürger als ungültig erklärt. Mit mehr Kraft schützte sie hingegen bei einer spätern ähnlichen Verfolgung im Jahr 1401 dieselben. Das unselige Verhältniß blieb aber im Ganzen das Nämliche. Es half auch wenig, daß allmälig unter kaiserlicher Erlaubniß und Ermunterung Lombarden mit solchen Geldgeschäften sich ebenfalls zu befassen begannen und unter dem Namen „Kawertschen" (Kurwelschen) auch in Zürich Aufnahme fanden. Die Christen blieben hinter den Juden in schmutzigem Wucher nicht zurück. Erst als bei den Konzilien zu Konstanz und Basel die Ansicht immer mehr Verfechter fand, daß ein Bezug von fünf Prozent Zinsen nichts Unchristliches, vielmehr das einzige wirksame Mittel sei, dem Wucher gründlich abzuhelfen, verminderte sich allmälig das Bedürfniß privilegirter Geldmäkler. Ihre Schirmbriefe wurden ihnen vom Rath nicht mehr erneuert, nur zu Gunsten weniger noch Ausnahme gestattet, bis 1643 bei Anlaß eines Christum lästernden Juden ihre völlige Verweisung aus der Stadt vom damaligen großen Rathe ausgesprochen ward.

Das waren die Zustände der Stadt bis zum Schlusse

des fünfzehnten Jahrhunderts. Weder eine Staatstheorie war vorhanden, noch in der Kirche genugsame Weisheit und Frömmigkeit zu finden, um ihre Erziehung zu leiten. Ihre Hauptkraft lag in ihrer glücklichen Lage, den natürlichen Talenten einer aufgeweckten, nach Freiheit ringenden Bürgerschaft; zu Lehrerinnen hatte sie Bedürfniß und Erfahrung. Eingetreten in den Bund der Eidgenossen und nach dem Zürichkriege mit unerschütterlicher Anhänglichkeit demselben in Freud und Leid auch zugethan, nahm sie Theil an seinem Schutz und seinen Segnungen; aber noch waltete in den kräftigen Naturen, durch die dürftige Geistesbildung nur wenig gezügelt, alle während der endlosen Fehden und Zwiste des Mittelalters großgewachsene Leidenschaft. Die neue, freilich auch wieder Jahrhunderte in Anspruch nehmende, Aufgabe des gegen äußere Feinde nun sicher gestellten Zürichs wurde, ohne dem Freiheitsgeiste der Väter untreu zu werden, oder das Bedürfniß der Waffentüchtigkeit aus den Augen zu verlieren, religiöse Läuterung und die friedliche Pflege der Wissenschaft.

Dritter Abschnitt.

Das geistige Leben.



Die Reformationsgeschichte ist allgemein bekannt; weniger indessen in weitern Kreisen und weniger vielleicht auch richtig gewürdigt diejenige Zürichs. Die Veranlassung und der eigenthümliche Entwicklungsgang derselben ist aus seiner Stellung als alter Freistaat, sowie auch daraus zu erklären, daß sein Reformator weder Rechtsgelehrter, wie Calvin, noch in monarchischem Lande unter dem Drucke harter Familienverhältnisse aufgewachsen und später langjähriger Mönch wie Luther

war. Es muß offen eingestanden werden, daß Zwingli, wenn auch Geistlicher, dennoch als freier Bürger eines freien Landes erst dieses Vaterland in seinen politischen Zuständen zu reformiren wünschte, ehe er vielleicht mit Ernst auch an eine Reformation der Kirche gedacht hat. Bald indessen mußte er sich überzeugen, daß eben in der Verdorbenheit des kirchlichen Lebens auch der Hauptgrund aller Gebrechen des politischen zu suchen sei, und dieses vorzüglich war es, was ihn nun auch jenem ernsten und tiefgehenden Studium der heiligen Schriften zuführte, zu welchem er allerdings die nöthigen Vorkenntnisse in hinreichendem Maße mitbrachte, und wozu ihm seine Versetzung als Prediger nach Einsiedeln und das ruhige Leben, das er daselbst zwei und ein halbes Jahr hindurch führen konnte, die nöthige Muße gab.

In Zürich, wo er an seinem sechsunddreißigsten Geburtstage den ersten Januar 1519 seine Lehrvorträge in der Großmünsterkirche eröffnete, zeigte sich sogleich für dieselben besondere Empfänglichkeit. Ausgehend von der Ueberzeugung, daß der Mensch in seinen verschiedenen Lebensverhältnissen als Christ und als Bürger derselbe sein müsse, den Hauptbeweis für die Wahrheit des Glaubens in der demselben entsprießenden Handlungsweise suchend, war er bewandert genug im Evangelium, um diese Ueberzeugung auch als eine durchaus christliche nachzuweisen. Daher sein stetes Eingehen auf alle Zustände des praktischen Lebens, sein Anlegen eines religiösen und sittlichen Maßstabes an Regierungsbeschlüsse so gut wie an kirchliche Verordnungen, und wie er den Ablaßkrämer Samson bekämpfte, der das Geld des Vaterlandes für das verschwenderische Italien in Anspruch nahm, so griff

er die hoch und niedrig stehenden Werber an, welche die kriegslustige Jugend desselben auf den nämlichen verlockenden und bestrickenden Boden entführten. Hervorgegangen aus der Schule der frei und männlich denkenden Griechen und Römer, im christlichen Glauben keinen Gegner des Lichts und der Prüfung erblickend,* überzeugt, daß um den göttlichen Beistand nur derjenige mit Zuversicht flehen dürfe, der mit eigener Kraftanstrengung ihm entgegenkomme, das hohe Ideal eines durch sittliches Nationalleben seiner Freiheit würdigen Staates vor Augen, war er ganz der Mann, dessen Zürich in seiner damaligen Lage bedurfte, während für den umfassendern Wirkungskreis in dem monarchischen Deutschland Luther mit einer mehr spekulativen Richtung unstreitig besser am Platze war.

In Zürich sollte die seit Jahrhunderten schon ihrer Freiheit sich freuende, aber bisher meist durch die Macht der Umstände, ihre Gefühle, ja auch durch Leidenschaften geleitete Bevölkerung mit festerm Bewußtsein sich selbst führen lernen. Einsicht, Kraft und Wille wurden dazu Bedürfniß; allein diesen war eine zuverläßigere Stütze nöthig, als das stete Schwanken und die Widersprüche bloß menschlicher Erkenntniß, und Zwingli wies ihnen dieselben in den bisher wenig gekannten heiligen Schriften nach. Eine freudige Begeisterung machte sich, und nicht nur in der Stadt, sondern auch auf der Landschaft, nicht nur unter den besser Gebildeten, sondern unter allen Klassen des Volkes bemerkbar, und die Siege, welche er in den von der Regierung veranstalteten öffentlichen Gesprächen über alle wider ihn auftretenden Gegner erfocht, weckten bei einer weit überwiegenden Mehr-

heit der Anwesenden die Ueberzeugung, daß der Bruch mit der römischen Kirche in ihrem damaligen Zustande unvermeidlich und eine Neugestaltung des kirchlichen Lebens auf der von Zwingli angerufenen Grundlage das einzige Rettungsmittel sei. Allerdings fand sich noch immer in Zürich, wenn auch zu einstweiligem Stillschweigen genöthigt, der heimlichen Feinde eine bedeutende Zahl; allerdings ihrer eine mächtige Schaar in der ganzen übrigen Eidgenossenschaft. Hier mit jammernder Frömmelei über die freche Entweihung alles Heiligen, dort mit verläumderischen Angriffen auf Zwingli's Charakter, der, wie er selbst es offen sagte, auch nicht ohne menschliche Unvollkommenheit war, schlichen die Mönche umher. Dann begannen auch diejenigen, welche von den durch ihn getadelten Mißbräuchen im Staate, dem muthwilligen Weglaufen in fremde Kriegsdienste, den fürstlichen Geschenken und Jahrgeldern Vortheile zogen, allmälig kühner wieder das Haupt zu erheben, und beinahe von sämmtlichen Ständen der Eidgenossenschaft gingen bei der Regierung Klagen über die den innern und äußern Frieden des Vaterlandes so sehr gefährdenden Neuerungen ein. Und noch schlimmere Widersacher zeigten sich, solche, die nun seine eigenen Waffen gegen ihn wandten. Mit dem Evangelium in der Hand erschienen sie, klagten ihn an, daß er wohl den Anlauf genommen, aber feig auf halbem Wege stille gestanden sei. Warum nicht hindurchführen, fragten sie, die christliche Verbesserung zur völligen Gleichheit Aller, die doch Christus selbst nur Brüder genannt hat? Warum nicht Gemeinschaft der Güter, wie sie von den Aposteln eingeführt ward? Warum eine kostbare Regierung, wenn Einer nur unser Meister ist, Christus?

Wozu, fügten sie bei, um durch Wiedertaufe auch ein äußeres Parteizeichen zu finden, wozu die Taufe unmündiger Kinder, während Johannes nur Erwachsene taufte, Christus selbst als Mann erst getauft ward? Ueberrascht, bezaubert durch diese neue, manchem Ohre so süß tönende, die Begierden weckende Lehre wendeten sich den verlockenden Propheten Anhänger zu in besorglich wachsender Zahl. Mit Schadenfreude sahen dieses die Gegner Zwingli's, mit tiefer Bekümmerniß er selbst. Und dennoch wollte er nicht schimpflich zurücktreten von der eingeschlagenen Bahn, oder sollte nicht die Regierung den drohenden, ja zum Theil schon ausgebrochenen Aufruhr in Blutströmen ersticken, wie es in Deutschland geschah, so mußte er ihn aufnehmen den geistigen Kampf, gegen den, wie er im Vertrauen einem Freunde schrieb, alle frühern nur Kinderspiel gewesen. Allein auch hier verstand er zu siegen, und nicht wenig spricht es für den gesunden Sinn des zürcherschen Volkes und für die auch geistig bildende Kraft, die in freien Staatsformen liegt, wie Zürich sie damals bereits besaß, und wie sie von Zwingli noch vollständiger angestrebt wurden, daß es ihm gelang, der weitaus überwiegenden Mehrheit der zahlreich aus allen Gegenden des Kantons zuströmenden Hörer den wahren Zusammenhang und die geistige Bedeutung der von seinen Gegnern nur bruchstückweise und im todten Buchstaben angerufenen Schriftworte klar zu machen.

Drei Tage hindurch vom frühen Morgen bis zum späten Abend hatte in der immer angefüllten Großmünsterkirche der Kampf gedauert. Schlau und gewandt, ja nicht ohne Gelehrsamkeit hatten ihn die einen der Häupter der Wiedertäufer

geführt; trotzig und drohend die andern; aber stündlich verminderte sich ihr Anhang, die Gefahr eines Aufstandes war beseitigt, und mit großer Langmuth verfuhr daher die Regierung gegen die kleine Schaar derjenigen, die unter fortwährender Behauptung, sie seien nicht hinreichend widerlegt worden, in ihrem Widerspruche und unruhigen Treiben verharrten. Erst nachdem einer der namhaftesten derselben, Balthasar Hubmeier, bisher Prediger in Waldshut, nach einem abermaligen, zwei Tage hindurch in der Fraumünsterkirche geführten Gespräche freiwillig und öffentlich in einer Kirche der Stadt und einer des Landes erklärte, geirrt zu haben, da wurde und zwar mehrfach und in dringender Weise vom Volke selbst die Regierung zum strengern Verfahren gegen die noch übrig gebliebene geringe Zahl der beharrlichen Aufhetzer und Ruhestörer aufgefordert. Sie entsprach, als, zwar nicht in Zürich, aber in St. Gallen, in ebenso tollen als unsittlichen Auftritten, am Ende in einem schauervollen Brudermord, die unseligen Folgen des schwärmerischen Wahnsinns zu Tage traten. Vier der hartnäckigsten wurden in's Gefängniß gelegt, und nachdem man umsonst den Widerruf von ihnen verlangt hatte, einer derselben, ein Fremder, körperlich gezüchtigt und aus dem Lande verwiesen, die drei andern in der Limmat ertränkt. Ohne die leiseste Bewegung, mit Erstaunen mehr als mit Theilnahme sah das Volk ihren Starrsinn oder ihre Standhaftigkeit. Die Ausführlichkeit der verlesenen Urtheilssprüche zeigte, wie viel der Regierung daran gelegen war, wegen derselben gerechtfertigt dazustehen. Der gewandteste und gelehrteste, Konrad Grebel, einst Zwingli's Freund, aber durch spätern unordentlichen Lebens-

wandel und zerrüttete Familienverhältnisse dahin gebracht, die schmähliche Rolle des Demagogen zu spielen, war entflohen und verschollen. Auch sein Vater, obwohl eines der angesehensten Mitglieder der Regierung, hatte unmittelbar vorher auf dem Schaffot geendet, weil dieselbe häusliche Noth und das Bemühen, sie durch äußern Schimmer zu verhüllen, ihn zur Annahme verbotener fremder Jahrgelder drängten.

Zwingli aber und mit ihm den einsichtigsten der Regenten war es um so klarer geworden, daß die gewagte völlige Lostrennung von der römischen Kirche und die ausschließliche Begründung alles religiösen und kirchlichen Volkslebens auf die Lehre und die Forderungen der heiligen Schriften unumgänglich kundige und tüchtige Erklärer derselben fordere, daß diese selbst erst noch gebildet werden müssen und daß es ihrer dann Viele bedürfe. Daher denn auch von da an die Sorgfalt und Thätigkeit für die Belebung der Sprachstudien und der theologischen Bildung, die Herbeiziehung auch fremder Kräfte für diese Zwecke, die wöchentlichen Zusammenkünfte der Prediger und Lehrer zur gegenseitigen Verständigung über die wichtigsten Materien und Uebersetzung des Schrifttextes unter Zwingli's Leitung und auf diese Weise die allmälige Bildung einer Schule im eigenthümlichen Charakter des zwingli'schen Lehrsystems, welcher dann bei allem spätern Einfluß auch calvinischer und lutherischer Anschauungsweise und allen Rückschritten wie Fortschritten einzelner Perioden in allgemeiner Bildung im Wesentlichen dennoch bis auf unsere Zeiten sich in Zürich erhalten hat.

Durch das 1528 in Bern veranstaltete Glaubensgespräch war dann auch dieser Stand für die Reformation gewonnen

worden, und der Verbindung desselben mit Zürich hatten theils vorher, theils bald nachher Basel, Schaffhausen und St. Gallen sich ebenfalls angeschlossen. Zweifelhafter gestalteten sich die Verhältnisse in der übrigen Schweiz. Entschieden für das Verharren bei der römischen Kirche hatten sich hingegen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug erklärt.

Die engere Verbindung nun der reformirten Stände auch mit der ihren Religionsansichten sich zuwendenden Reichsstadt Konstanz und die bald nachher abgeschlossene, viel bedenklichere der fünf katholischen Orte mit Oesterreich erweiterten die bereits durch das Arbeiten aller Leidenschaften schon geöffnete Kluft zwischen beiden Parteien, so daß es in Folge der Verurtheilung eines zürcherschen Predigers, der sich in die, Schwyz unterworfene, Herrschaft Utznach gewagt hatte, zum Feuertode, zum kriegerischen Ausbruche Zürichs gegen die fünf Orte kam. So vortrefflich war bei diesem ersten Feldzuge die Rüstung desselben, so gute Kriegszucht und Eintracht herrschten bei seiner Mannschaft und so stark war die Zuversicht Aller zu der Gerechtigkeit ihrer Sache, daß den Zürichern, besonders da die fünf Orte noch nicht hinlänglich gerüstet waren, der Sieg beinahe gesichert schien, als unmittelbar vor dem feindlichen Zusammentreffen der Landammann Aebli von Glarus durch rührende Vorstellungen gegen die Schrecken eines Bürgerkrieges den Marsch der zum Treffen Anrückenden hemmte und die Eröffnung von Unterhandlungen anbahnte, die einen für Zürich nicht unvortheilhaften und ehrenvollen Frieden zur Folge hatten, obwohl unstreitig die Gegenpartei nicht so geschwächt aus dem Felde schied, daß sie nicht unter andern, günstigern Umständen vielleicht mit mehr Aus-

sicht auf Erfolg wieder auf demselben erscheinen konnte, was Zwingli vorzüglich, dem die Friedensartikel nicht genügt hatten, heraushob.

Wäre es seine Aufgabe gewesen, nur der politische Führer der reformirten Stände zu sein, so hätte ihn Niemand wegen seiner Forderung noch größere Bürgschaften von Seite der Gegner für die künftige Ruhe der Eidgenossenschaft tadeln können; denn in der That sah er heller als manche Staatsmänner in die Zukunft. Er hatte verlangt, daß der Friede nicht abgeschlossen werde, bevor auch die fünf Orte die Verpflichtung übernommen hätten, die Annahme aller fremden Jahrgelder bei strenger Strafe zu untersagen, wie Zürich dieses bereits früher und seither auch Bern ebenfalls gethan hatten; denn in dieser Abhängigkeit so mancher der einflußreichsten Regierungsglieder von fremden Fürsten lag eine der Hauptquellen des Zwiespaltes und der Entsittlichung in der Eidgenossenschaft. Allein die Aufgaben des Dieners der christlichen Religion und des Staatsmannes sind zwei verschiedene, und in der vereinten Durchführung beider, zu der sich Zwingli durch den ganzen Gang, den die zürcherische Reformation genommen hatte, gedrängt sah, lagen die Gefahren, am Ende die Unhaltbarkeit seiner Stellung, so daß eine ehrenvolle Lösung des Knotens nur noch in tragischer Weise möglich ward.

Gegen diese wachsenden Gefahren sehen wir nun den muthigen Mann vom ersten Kappeler Frieden am Ende des Juni 1529 bis zum zweiten wirklichen Kriege im Oktober 1531 mit allem Aufbieten beinahe übermenschlicher Kräfte kämpfen, zunächst durch den Versuch, einer unnatürlichen

Trennung unter den Protestanten selbst zuvorzukommen, indem er bereitwillig der Aufforderung des Landgrafen Philipp von Hessen folgte, der die schweizerischen Reformatoren, um sich mit Luther und den sächsischen wegen der Abendmahlslehre zu verständigen, nach Marburg einlud. Weniger war es zu bedauern, daß die beiderseitige dogmatische Auffassung der jener Lehre zum Grunde liegenden Schriftstellen des dreitägigen Gespräches ungeachtet eine verschiedene blieb, — der denkende Mann soll seiner Ueberzeugung folgen; erzwungene Glaubenseinheit führt nur zur Heuchelei — als hingegen, daß Luther glaubte, dieser Verschiedenheit wegen den Zwinglianern den Brudernamen verweigern zu müssen, während diese ihrerseits den Lutheranern gegenüber sich zu aller brüderlichen Liebe erboten. Um unter seinen Anhängern die Liebe zu erhalten, hat Christus sich hingegeben, und der wahre Glaube ist nur derjenige, der auch unter verschiedenen Formen die Geister in thätiger Liebe zu vereinigen vermag. Mußte dieser gescheiterte Versuch Zwingli's Gemüth mit Kummer erfüllen, so kam nun noch eine zweite, schwierigere und weiter führende Angelegenheit hinzu.

Im Sommer 1529 war Karl V., der, seit dem Jahr 1527 mit dem Papste in Unfrieden, denselben durch seine Truppen sogar in Rom hatte angreifen lassen, aus Spanien zurückgekehrt. Ausgesöhnt wieder mit Klemens VII., hatte er in Genua, wo er landete, eine Abordnung der reformirenden deutschen Fürsten, welche ihm die Protestation von Speier überreichen sollten, unter bittern Vorwürfen, ja mit Drohungen empfangen. In Bologna mit dem Papste zu-

sammentreffend und von ihm als römischer Kaiser gekrönt, hatte er zugleich einen Vertrag zur Unterdrückung des Protestantismus in Deutschland mit demselben geschlossen. Mit den dießfälligen Planen, worüber bereits Verschiedenes verlautete, sich beschäftigend, reiste er nach Augsburg zur Eröffnung des Reichstags ab. Keiner der deutschen Fürsten hatte mehr von diesen Planen zu fürchten als der Landgraf Philipp von Hessen, der entschiedenste und kräftigste Vertheidiger des Protestantismus. Zwischen ihm, Zwingli und dem straßburgischen Stadtmeister Sturm kam bei jenem Marburger Gespräche auch diese Angelegenheit, vom politischen Standpunkte aufgefaßt, zur Sprache. Die allgemeine Gefahr schien unstreitig eine enge Verbindung sämmtlicher Protestanten zur Abwehr zu fordern. Ja weiter führendes noch wurde vorgeschlagen und im Vertrauen beschlossen, die Venetianer und selbst Frankreich wo möglich gegen den Kaiser zu waffnen. Daß Zwingli, ohne von seiner Regierung dazu bevollmächtigt zu sein — denn diese hatte ja nicht einmal seine Reise zugeben wollen — auf solche Unterhandlungen einging, in der Hoffnung, Zürich und wohl auch die übrigen reformirten Stände ebenfalls dafür gewinnen zu können, war allzu gewagt und eine der Hauptursachen des nachherigen Zwiespaltes im zürcherischen Rathe, der Lauheit Berns und aller Unfälle im zweiten Kappeler Kriege.

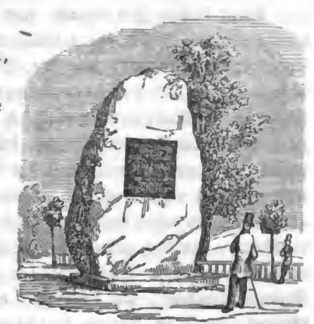
Mit Offenheit hatte Zwingli bei seinem ersten Auftreten gegen die Mißbräuche in der römischen Kirche sich auf das gesammte zürcherische Volk und Jeden, der seine Vertheidigung hören wolle, berufen. Auch den Schwärmern und Wiedertäufern gegenüber hatte er dasselbe gethan. Er rechnete da-

bei auf die innere Kraft der klar dargestellten Wahrheit, die vor dem gesunden Sinne des Volkes sich selbst rechtfertigen müsse, und wie wir es gesehen haben, er betrog sich nicht. Von Marburg aber war er nun mit Planen zurückgekehrt, die allerdings nur in dem begreiflichen Bestreben, die kirchliche Reformation gegen von Außen ihr drohende Unterdrückung zu schützen, ihren Grund hatten; allein hier handelte es sich nicht mehr bloß um die Kraft der Rede. Die Anwendung von Waffengewalt konnte erforderlich werden, die Verbindung mit Fremden die Truppen selbst über die Gränzen der Eidgenossenschaft hinausführen, während dann erst noch der Wiederausbruch des Krieges im Innern in sicherer Aussicht stand. Nur den Vertrautesten durften vor der Hand solche Plane mitgetheilt werden. Vorsichtiges Schweigen oder nur halbe Eröffnungen traten an die Stelle des frühern rückhaltslosen Vertrauens. Der Diener der Religion sah sich auf den schlüpfrigen Boden der Diplomatie versetzt. Von dem Augenblicke aber, wo er genöthigt war, vor seinen Mitbürgern Geheimnisse zu haben, hatte er das Fundament verlassen, auf dem er allein sicher stehen konnte. Je auffallender, je inniger sein offenbar politische Angelegenheiten betreffender Verkehr nur mit einzelnen Regierungsgliedern wurde, desto mehr erregte derselbe das Mißtrauen Anderer, ja zum Theil auch dasjenige der übrigen Regierungen der reformirten Schweiz. Das hatte indessen nur die Folge, daß er bei dem Bewußtsein eines redlichen Willens und der ihm eigenen Energie seine Thätigkeit verdoppelte, ja selbst vor solchen Maßregeln keine Scheu mehr trug, die ihn über die Schranken des eidgenössischen Rechtes hinausführten und die mit

den katholischen Eidgenossen noch bestehenden Verträge verletzten. Dieses trat besonders bei Zürichs Verfahren in den Angelegenheiten des Klosters St. Gallen zu Tage. Einem Plane zufolge, den Zwingli dem zürcherischen geheimen Rathe eingereicht hatte, sollte dasselbe, wie der Ausdruck lautete, „in Abgang gebracht werden“, und dahin arbeitete denn auch Zürich in Verbindung mit der Stadt St. Gallen, obwohl es nebst Luzern, Schwyz und Glarus zu den vier Schirmorten des Klosters gehörte, welche vertragsgemäß verbunden waren, Abt und Konvent, sowie die ihnen unterworfene Landschaft bei ihren Rechten zu schützen. Konnte man auch dieses bei den nicht zu leugnenden Umtrieben des gewandten Abtes gegen die reformirten Kantone beim Reichstage zu Augsburg eine Politik der Nothwehr nennen; vom Standpunkte des eidgenössischen Rechtes aus beurtheilt war sie unmöglich zu entschuldigen. Sie mußte auch zum Zunder des wieder ausbrechenden Bürgerkrieges werden, sobald Luzern und Schwyz, die natürlich Partei für den Abt nahmen, ihre katholischen Eidgenossen um Beistand anriefen. Dieses geschah denn auch. Aber wenn Zürich im ersten Kappeler Feldzuge bei reinem Bewußtsein mit voller Kraft da stand, so fehlte jetzt, wenigstens bei einem Theile der Regierungsglieder wie des Volkes dieses Bewußtsein, und auch seine reformirten Bundesgenossen, besonders das so mächtige, so nothwendige Bern zeigten sich lau und bedenklich. Daher der unglückliche Ausgang des zweiten Feldzuges, dem Zwingli selbst nicht ohne bange Vorempfindung, aber die Treue an redlicher Ueberzeugung mit seinem Blute zu besiegeln entschlossen entgegen sah, und der bereits hinreichend bekannt ist. An der Stelle, in der Nähe

von Kappel, wo er gefallen war, nachdem er als Feldprediger der kleinen Schaar seiner Mitbürger noch Muth und Vertrauen einzuflößen gesucht hatte, wurde in unsern Zeiten ein einfaches Denkmal errichtet und 1831, nachdem genau 300 Jahre seit seinem Tode verflossen waren, in Gegenwart einer zahlreichen Volksmenge unter rührender Feierlichkeit eingeweiht. Die Inschrift lautet:

„Den Leib können sie tödten,
nicht aber die Seele."
So sprach an dieser Stätte
Ulrich Zwingli
für Wahrheit
und der
christlichen Kirche Freiheit
den Heldentod sterbend
den 11. Okt. 1531.



Allgemeiner Dank für den Segen der evangelischen Freiheit, den der große Mann seinem Zürich und andern reformirten Eidgenossen errungen hatte, sprach sich aus bei dieser Feier. Nur warnend vor Religionskriegen erwachte bei denen, die mit der Geschichte vertraut waren, in der ernsten Stunde auch noch das Gedächtniß der Leiden, die unmittelbar an die blutige Katastrophe sich knüpften, des Schmerzes der Freunde, des Grames der Wittwe des Reformators, der mit der Kunde vom Tode des Gatten zugleich diejenige des nämlichen Schick-

sals ihres Bruders, ihres Sohnes, ihres Schwagers, ihres Tochtermannes und diejenige der schweren Verwundung des zweiten zukam, der Freude der heimlichen und der offenen Gegner. Es waren die Gewitterwolken, die vorübergehend den Himmel verdunkeln, bis aus ihnen, neue Hoffnungen über das Land verbreitend, in siegendem Glanze wieder die Sonne bricht.

Diese bessere Zeit begann nun auch für Zürich aufzuleben, sowie allmälig die geschlagenen Wunden vernarbten. Unter Staatsmännern, wie die Bürgermeister Diethelm Röust, Hab und Lavater, unter der weisen und milden Führung der Kirche durch Heinrich Bullinger, Zwingli's jüngern Freund und Nachfolger, kehrten geordnete Zustände zurück, während die reine Saat der Liebe die schönsten Früchte trug und ein reges geistiges Streben erwachte. Wie großartig stellt vor allen Bullinger selbst sich dar in seiner Glaubensstärke, der das gründlichste Wissen keinen Eintrag thut, in seiner rastlosen Thätigkeit für Hebung des gesammten Erziehungswesens; als Prediger, als Seelsorger, als Geschichtsforscher; in seinem so lebhaften schriftlichen Verkehr mit den ausgezeichnetsten Männern Europa's; in seiner unermüdlichen Sorge für bedrängte Freunde, für Wittwen und Waisen; in seiner steten Gastfreundschaft, nicht nur gegen zahlreiche einzelne Deutsche, Franzosen, Britten, Italiener geübt — nein, gegen ganze Familien derselben mit oftmaliger eigener Aufopferung jeder Bequemlichkeit! Und um ihn her der gewissenhafte, ernste, sich selbst am strengsten beurtheilende Leo Judä mit der treuen Gattin, die Nächte hindurch spann, um nur den dringendsten Bedürfnissen des eigenen Hauses

zu genügen, in welchem dessenungeachtet mancher noch Aermere die nie verweigerte Aufnahme fand; der in wechselvollen Lebensschicksalen erprobte, mit alten wie mit neuen Sprachen vertraute Collin; Pellikan, der beliebte, klare, bescheidene akademische Lehrer, und sein Nachfolger, der fein gebildete Peter Martyr, welcher, in Bullinger's besonderem Vertrauen, der bereits von Norden und Westen her sich ankündigenden auch protestantischen Engherzigkeit das Recht der freien Forschung und die selbst geübte Pflicht der Duldung und Liebe gegenüber zu stellen sich möglichst bestrebte! Dann die Geschichtschreiber Stumpf und Josias Simmler und an ausgebreiteter Wirksamkeit einer der ersten Konrad Geßner, dessen Streben und Arbeiten im Fache der Naturwissenschaften um so bewundernswerther sind, je geringere Anerkennung und Unterstützung bis nahe an sein Ende hin sie bei den nächst dazu verpflichteten, aber den nur beschränkten Kräften in der Vaterstadt fanden. Doch gerade aus diesem Ringen mit schwierigen Verhältnissen gingen die starken Charaktere hervor. Die folgenden Zeiten konnten reichere Hülfsmittel schaffen, größeres Leben in Verkehr und Technik wecken, glänzendere Fortschritte in universeller Bildung nachweisen; in konzentrirter Thatkraft, in Würde der Charaktere, in aufopfernder Hingebung steht die eben geschilderte Periode unübertroffen da.

In diese, in das Jahr 1555, fiel auch die bekannte Einwanderung und liebevolle Aufnahme der um ihres Glaubens willen vertriebenen Locarner in Zürich, welche den 12. Mai des erwähnten Jahres in der Zahl von 116 Personen zu Schiffe eintrafen. Dieselbe war das vereinte Werk des auch



hier unermüdlichen Bullinger, einer Regierung, die ihn muthig unterstützte, und einer bei schon waltender Noth und Theurung dennoch zu neuen Werken der Liebe stets bereitwilligen Bürgerschaft; in diese der Ausbruch der Pest im Jahr 1564, die in der Stadt 3700 Personen, unter denselben Konrad Geßner, den Theologen Bibliander und den Buchdrucker Froschauer dahin raffte, Bullingern selbst auf's Krankenlager warf und ihm die geliebte Gattin und eine seiner Töchter, die Mutter von sieben Kindern, raubte; in diese endlich noch die Bartholomäusnacht in Paris, welche Zürich zu abermaligem Sammeln für Geflüchtete und Bullingern noch in seinen letzten Lebensjahren zu Abfassung einer ermuthigenden und tröstenden Schrift die Veranlassung gab.

Aber dennoch so großartig auch in ihren rastlosen Kämpfen mit Schwierigkeiten aller Art, in ihrer Hingebung, in ihren edeln Charakteren diese Periode erscheint, als eine idyllische darf man darum auch sie sich nicht denken. Wie selbst im Leben des besten der Menschen es noch einzelne Momente gibt, die ihn lehren, daß er gegen nie gänzlich entschlummernde schlimmere Regungen, das Erbtheil der irdischen Natur, stets auf seiner Hut sein müsse, so noch weit mehr im Leben der Gesellschaft. Greller nur treten dann die Contraste hervor; und an solchen fehlt es keineswegs auch jener schönen Zeit von Zürichs Geschichte. Die Urtheilssprüche der Gerichte, die Verhandlungen der Synode zeugen für mannigfache auch nach der Reformation noch sich forterhaltende Verderbniß im geistlichen wie im weltlichen Stande, ja einzelne kaum glaubliche Beispiele von Rohheit in sittlicher Beziehung werden noch aufgeführt. So gaben die Mönche von Rüti, denen man verstattet hatte, bis zu ihrem Ableben noch im Kloster zu bleiben, durch Müßiggang, Prassen in Gesellschaften aus der Nähe herbeiströmender Katholiken, muthwilliges Verhöhnen reformirter Kirchengebräuche Anlaß zu den begründetsten Beschwerden. Auch während eintretender Theurung und bedeutender Noth in der Umgegend unterhielten sie zahlreiche Jagdhunde und fanden selbst in der Stadt bei einzelnen vornehmen Gesinnungsgenossen Unterstützung und Vertheidiger. Gegen Wucher und Betrug im Verkehr aller Art erschienen häufige Verordnungen; ebenso öftere Klagen über Völlerei und grobe Pflichtverletzung der Stadtdiener. Dennoch machte die Regierung, überzeugt, wie schwer es sei, alte eingewurzelte Gebrechen

durch plötzlichen Zwang abzuschaffen, von ihrem Strafamte im Allgemeinen einen mäßigen und langmüthigen Gebrauch. So heißt es unter Anderm in einer Verordnung vom Jahr 1534: „Nebenwirthschaften und Winkelwirthshäuser aufzustellen, ist nur da gestattet, wo eine ganze Gemeinde deßhalb einig wird. Gemeinden, die das Gegentheil ermehren, thun uns ein hoch Gefallen. Wir wollen sie auch dabei handhaben und deßhalb gnädig bedenken.“ Ein Beweis für den sittlichen Charakter der Regierung selbst aber war es, daß man gerade gegen vornehme Sünder am strengsten einschritt. Der Amtmann Kolb von Rüti wurde wegen unredlicher Verwaltung enthauptet, und selbst der eine der Bürgermeister, Walder, noch in hohem Alter bestraft, weil er „sich unterstanden, synem Sohn ein Wyb zu geben und mit der frünt-schaft gemacht und ußgericht hinder wüssen und verwilligung der Mutter und Tochter, das doch unerhört und für ein großen frevel geachtet worden.“ Um so gewissenhafter auch wurde, was von kirchlicher Seite für sittliche Verbesserung angestrebt, was gethan werden konnte, Verstand und Gemüth für ein edleres Leben nach den Forderungen des Evangeliums zu gewinnen, von Bullinger und seinen bereits genannten Freunden mit unermüdlichem Eifer geleistet.

Aber schon damals begannen diese Bestrebungen auch die eigenthümlichen in der Natur des Protestantismus liegenden Schwierigkeiten sich gegenüber zu stellen. Noch blieb es, wie bereits Zwingli die Erfahrung gemacht hatte, bei dem damaligen Zustande theologischer Wissenschaft ein gefährliches Wagniß, jedem der ungleich, oft auch nur mangelhaft vorbereiteten Geistlichen bei Erklärung der heiligen Schriften

volle Freiheit zu lassen. Zu nahe lag die Gefahr, daß auf diese Weise die jugendliche Kirche sich in vielleicht feindselige Sekten zerspalte. Dennoch aber erforderte eine folgerichtige Durchführung des Grundgedankens des Protestantismus jene Freiheit. Aus diesem Grunde hatte auch Zwingli, als er, wie die sächsischen Reformatoren, ein Glaubensbekenntniß an Karl V. nach Augsburg einsendete, ausdrücklich beigefügt, daß es nur sein eigenes sei und er damit seinen Landsleuten nicht vorgreifen wolle. Auch Bullinger erkannte vollkommen das Bedenkliche der Aufgabe, der von allen Protestanten unbestrittenen Autorität der heiligen Schrift noch eine zweite gewissermaßen an die Seite zu stellen, welche gerade über solche Glaubenspunkte absprach, rücksichtlich derer, weil sie ihrer Natur nach dunkel waren, selbst anerkannt fromme Christen abweichender Meinung sein konnten. Indessen das augenblickliche Bedürfniß drängte, und so wurde dann nach empfangenem Auftrag der sämmtlichen Regierungen der reformirten deutschen Schweiz von ihm in Verbindung mit andern Theologen, vorzüglich dem Antistes Mykonius in Basel, 1536 ein Glaubensbekenntniß in lateinischer Sprache ausgearbeitet, das indessen nicht gedruckt wurde und daher, nur auf engere Kreise im schweizerischen Vaterlande beschränkt, mehr als eine Art von Leitfaden bei'm Religionsunterrichte, denn als ein förmliches Kirchengesetz betrachtet werden konnte.

Mittlerweile war in Genf Calvin aufgetreten und seine scharfsinnig durchgeführte Glaubenslehre fand bald immer weitere Verbreitung. Lebhafter wurden nun wieder die Streitigkeiten zwischen dieser und der sächsischen Schule. Desto wichtiger mußte es daher für den Genferischen Refor-

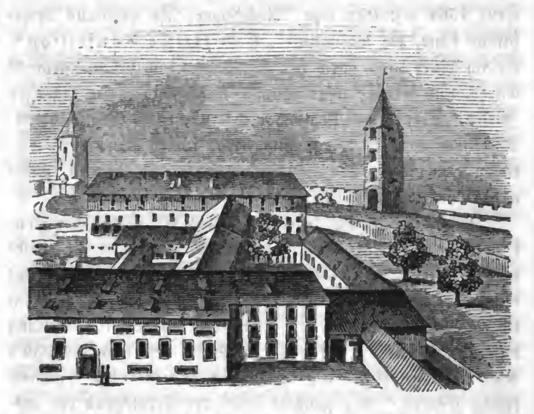
mator sein mit der schweizerischen Geistlichkeit in engerer Verbindung zu bleiben, und wenigstens die Verschiedenheiten möglichst auszugleichen, die zwischen seinem Lehrsystem und demjenigen Zwingli's obwalteten, woraus bis dahin in dem zwischen beiden in der Mitte liegenden Bern nicht selten Conflicte entstanden waren. Bullinger, so viel es immer mit seiner Ueberzeugung sich vertrug, zu versöhnenden Schritten stets geneigt, ertheilte 1549 nach mehrtägigem, in Zürich in Gegenwart von Regierungsgliedern mit Calvin und Farel gehaltenem Gespräche seine Zustimmung zu einer gemeinsam entworfenen Formel, durch deren Annahme dogmatischen Streitigkeiten zwischen den Theologen der deutschen und der französischen Schweiz nun vorgebeugt ward. Um so heftiger aber dauerten die Angriffe von lutherischer Seite fort.

Auch in Deutschland hatte unterdessen der Calvinismus Anhänger gefunden, zu denen vorzüglich Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz gehörte, und da mit dem Jahr 1564 Maximilian II. den deutschen Kaiserthron bestiegen hatte, ein Fürst, von dessen milder Gesinnung man Vieles für Herstellung eines allgemeinen Religionsfriedens im Reiche erwartete, so beschloß der Kurfürst, das Mögliche zu thun, damit auch im Namen der deutschen Calvinisten ein Glaubensbekenntniß dem nächst zu veranstaltenden Reichstage eingereicht werden könne, und staatsrechtliche Anerkennung gleich der Augsburgischen Confession erhalte. Der Kurfürst wendete sich zu diesem Ende an Bullinger, mit dem er bereits im Briefwechsel stand, um Abfassung und Uebersendung des Entwurfes eines solchen Bekenntnisses, und dieser überschickte ihm eine Arbeit, die er beim damaligen Ausbruche der Pest in Zürich

verfertigt hatte, damit sie, wenn auch er von dieser Krankheit weggerafft würde, bei der Regierung noch gewissermaßen als sein Testament niedergelegt werden könne. Dieser Entwurf gefiel dem Kurfürsten so wohl, daß er für dessen allgemeine Annahme nun alle möglichen Schritte that, und so entstand dann, nachdem auch Beza in Genf, Calvins, der mittlerweile 1564 gestorben war, Nachfolger, ihr ebenfalls beigestimmt hatte, die sogenannte „Helvetische Confession", die im März 1566 durch den Druck öffentlich bekannt gemacht wurde, und welcher zwar damals Basel noch nicht, hingegen Zürich, Bern, Schaffhausen, St. Gallen, Graubündten, Mühlhausen, Biel, Genf und etwas später Neuenburg beitraten, im Jahr 1644 dann aber auch noch Glarus, Basel und Appenzell sich anschlossen.

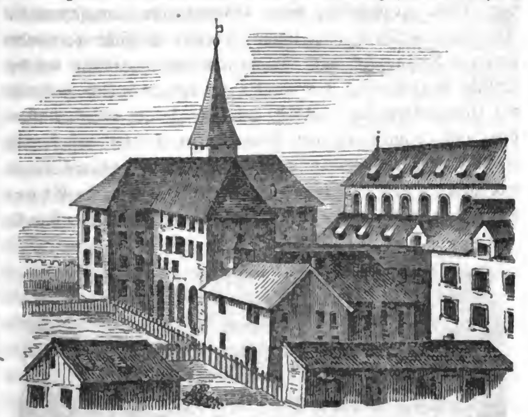
Neun Jahre nach Bekanntmachung der helvetischen Confession starb nun Bullinger den 17. September 1575, nachdem er noch in rührender Weise der Regierung die Sorge besonders für Schule und Armenwesen an's Herz gelegt hatte. Er selbst war für eine zweckmäßige Neugestaltung dieser Verhältnisse, auf dem Grunde, der nach Zwingli's Rath schon gelegt worden war, sein ganzes Leben hindurch thätig gewesen. Der größere Theil des Vermögens der aufgehobenen Klöster und mit Einwilligung der Chorherren, die zur Reformation ihres Stiftes selbst die Hand geboten hatten, bedeutende Beiträge auch aus diesem Stiftsgute wurden für so heilsame Zwecke verwendet, und zugleich auch die Gebäude, selbst des Barfüßer- wie des Augustinerklosters, für dieselben in Anspruch genommen. Es hatte zwar in einen Theil des erstern anfänglich der Buchdrucker

Froschauer seine vielbeschäftigten Pressen verlegt, bald aber sich eine eigene Wohnung angekauft, und nun wurde das ganze Gebäude der Oberverwaltung der Güter der sämmtlichen ehemaligen Klöster der Landschaft unter dem Namen des Obmannamtes angewiesen, und alle dazu geeigneten Räume in Fruchtböden und Speicher umgewandelt, wohin



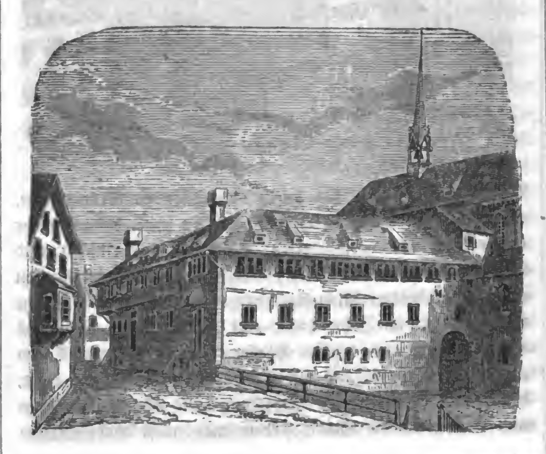
von den verschiedenen Aemtern im Kanton die Gefälle abgeliefert werden mußten. Für die eigentliche Armenpflege hingegen, für welche nun, insoweit sie nicht Sache der Kirchgemeinden blieb, auch der Staat eintrat und zugleich die Oberleitung übernahm, wurde eine besondere Behörde aus Regierungsgliedern und Geistlichen gebildet, die ihre Zusammenkünfte im Augustinerkloster hatte, welches unter dem

Namen des Almosenamtes nun die nöthigen Einrichtungen für Bäckerei, für Aufbewahrung von Vorräthen, Austheilung von Lebensmitteln und Kleidungsstücken erhielt.



Das Nöthigste war, der durch die klösterliche Armenpflege, wie sie vor der Reformation stattgefunden hatte, beinahe mehr ermunterten als verminderten Trägheit, Liederlichkeit und Bettelei Schranken zu setzen, auch der Privatwohlthätigkeit eine zweckmäßigere Richtung zu geben. In diesem Sinne wurde z. B. im Jahr 1547 eine Verordnung gegen das Almosengeben aus reichen Häusern an bestimmten Tagen „mehr um Ruhms, als um Gotteswillen", erlassen; denn, heißt es in derselben, es ziehe nur eine Menge Schelmen und Buben in die Stadt, deren man nicht mehr Meister

werde, „während wir doch mehr als genug mit den Unsern zu schaffen haben." Indem nun solche Gaben anfänglich den in den Kirchen aufgestellten Opferstöcken, und später dem von 1558 regelmäßig beim Gottesdienste eingesammelten Almosen zugeleitet und unter kundiger Aufsicht verwendet wurden, begann sich auch ihr fortschreitender Einfluß auf die sittliche Verbesserung des Volkes zu äußern. Im Interesse des Unterrichtswesens endlich wurden die am Großmünsterstifte und demjenigen am Fraumünster bereits bestehenden Schulzimmer vermehrt und erweitert; für den höhern Unterricht aber zwei geräumige Hörsäle im sogenannten Chorherrengebäude und einer mit demselben verbundenen Kapelle



eröffnet, auch ein Seminar für Studirende der Theologie an der Stelle der frühern Schule des aufgehobenen Klosters Kappel begründet, 1538 aber in die Stadt in das diesem Kloster ebenfalls zugehörende Amthaus und später in eine andere benachbarte Wohnung verlegt. Für alle diese Anstalten wurde ein durchgreifender Schulplan entworfen, in welchem freilich dem Bedürfnisse, wie es damals erkannt wurde, entsprechend, mit überwiegender Berücksichtigung der Philologie und Theologie als Hauptfächer hervortraten; das Ganze dann aber einem besondern Collegium der sogenannten „obersten Schulherren" untergeordnet.

Da die Reformation in Zürich hauptsächlich durch Unterstützung der Einsichtigern und Gebildetern der Mittelklasse zu Stande gekommen war, und das Bedürfniß, die errungene Stellung als Vormauer des Protestantismus in der deutschen Schweiz zu behaupten, ohnehin zu möglichster Vereinigung aller Kräfte nöthigte, so blieb es ebenfalls vorzugsweise jene Mittelklasse, die auch für das gesellige Leben der geschilderten Periode den Ton angab. Die verschiedenen Stände traten sich näher, verbanden sich nicht selten zu gemeinsamen Festlichkeiten. Es wurden, und zwar in der Regel auf dem Münsterhof, öffentliche Schauspiele aufgeführt, deren Stoff meist aus der biblischen Geschichte genommen war, so die Erschaffung der Welt, die Geschichte Hiobs, diejenige Nabals, das Gastmahl des Darius u. a. Bei besondern Anlässen vereinigten sich die Bürger bisweilen auch mit Frauen und Töchtern zur Mahlzeit oder Belustigung auf dem Lindenhof. An der Kirchweihe erschienen die Landleute, hauptsächlich vom See, in der Stadt, zogen gemeindeweise geordnet, und von

ihren Vorgesetzten angeführt, bewaffnet und oft kostbar gekleidet, durch dieselbe und wurden bewirthet. Allmälig begann aber doch der in der reformirten Kirche immer mehr erwachende strengere Geist sich geltend zu machen. Man sah in diesen Festlichkeiten, bei denen unstreitig bisweilen die Schranken harmloser Sittlichkeit überschritten wurden, nur ärgerliche Ueberreste der verdorbenen Zeiten des Papstthums, und griff sie zugleich wegen des Aufwandes an, der in einer Zeit allgemeiner Bedrängniß und da die Unterstützung bedürftiger Glaubensgenossen so große und nothwendige Opfer erforderte, nicht zu verantworten sei. Schon 1566, als beim Eintreffen der Schiffe am Kirchweihfeste unter der Last der Zuschauer ein Theil der obern Brücke einbrach und acht Personen ihren Tod fanden, wurde von der Geistlichkeit eine Bitte um Abstellung dieses Gebrauches eingereicht. Dieselbe erfolgte aber erst eilf Jahre später auf eine zweite von Bullingers Nachfolger Gwalther unterzeichnete Vorstellung. In diesem Jahre war nämlich der Zuzug besonders zahlreich gewesen, 700 Mann nur aus dem Amte von Grüningen mit dem Landvogt an ihrer Spitze. Unter ihnen befand sich auch ein betagter Bürger von Wald mit zehn erwachsenen Söhnen, der bei jener Gelegenheit zum ersten Male die Stadt betrat.

Vielleicht wäre es möglich gewesen, vorhandenen Mißbräuchen zu steuern, ohne einen lang hergebrachten Anlaß zu erlaubter Freude und Befestigung eines freundlichen Verhältnisses zwischen Stadt und Land zu beseitigen. Ein freies Volk darf kein kopfhängerisches sein. Bullinger selbst war kein grundsätzlicher Gegner der Volksfreuden gewesen, inso-

fern Maß gehalten wurde. Er war einst nebst dem Chorherrn Utinger persönlich mitgezogen, als 198 Bürger und Landleute, sämmtlich neu in Sammt und Seide gekleibet, dem in Baden befindlichen Bürgermeister Röust einen Ochsen als Badegeschenk zuführten, der mit weiß und blauer Decke geziert war und einen Beutel mit 20 Goldgulden zwischen den Hörnern trug. Aber schon kündeten sich in Europa und der Eidgenossenschaft selbst Ereignisse an, die allerdings dahin führen mußten, die Blicke von Festlichkeiten, dem friedlichen Lebensgenuß und den Szenen des Frohsinnes auf das Gebiet des ernsteren Lebens hinüberzuleiten. Der Bartholomäusnacht in Frankreich war die Stiftung der katholischen Ligue und der abermalige Ausbruch des Religionskrieges gefolgt. In den Niederlanden hatte Alba gewüthet, dieselben dann von Spanien sich losgesagt. Philipp II. und Großbrittannien standen im Kampfe. In Deutschland war an die Stelle des weisen und milden Maximilians II. Rudolf II., das Werkzeug eines schurkischen Kammerdieners und hinter diesem der Jesuiten, getreten. In der Eidgenossenschaft selbst hatten die Letztern ebenfalls Zugang gefunden, und von ihnen und Rom hauptsächlich wurde nun der Abschluß des sogenannten Borromäischen Bundes der katholischen Stände betrieben. Gesandtschaften der reformirten Kantone an die katholischen und hinwieder dieser an jene waren demselben vorangegangen. „Ich hätte nicht geglaubt“, sprach zu einem der katholischen Abgeordneten, als dieselben in Zürich ihr Recht zum Abschlusse eines solchen Sonderbundes darthun wollten, der Bürgermeister Kambli, „daß ich noch einmal meine alte Sempacher-Hellebarde hervornehmen müsse, um sie vielleicht

in einem Krieg für den Glauben zu gebrauchen." — „Wir hoffen auch nicht, daß es dazu kommen werde," antwortete der Letztere. Doch es waren nicht mehr die Staatsmänner, es waren die Geistlichen, welche regierten.

Aber welcher Unterschied bereits zwischen dem geistesfreien, kraftvollen und großartigen Wirken eines Zwingli, der Umsicht und Versöhnlichkeit eines Bullinger und dem stufenweise immer engherzigern Eifer der Mehrzahl ihrer Nachfolger am Ende des sechszehnten und im siebzehnten Jahrhundert! Jene hatten aus der lebendigen Quelle des Evangeliums selbst geschöpft; diese wendeten sich immer mehr den von Menschenhänden gegrabenen Kanälen zu, in denen das Wasser dieser Quelle mit Verlust oft gerade seiner geistigsten Theile gefangen ward. Man glaubte sich vor dem Gegner desto gesicherter, je schneller man nur ein abgeschlossenes Glaubenssystem habe. Die Protestanten vermeinten dieses in ihren Confessionen zu finden, die Katholiken in den Entscheidungen ihrer Tridentinischen Kirchenversammlung. Aber während dieses Alles noch die Spaltungen nur vermehrte und leidenschaftlicher machte, erschwerte es zugleich jedes Fortschreiten zur bessern Erkenntniß, und wirkte nachtheilig auch auf das politische Leben zurück. Es ist ein trauriges Geschäft, das Armuthszeugniß zu lesen, das sich in ihrem von dem nachherigen Antistes Leemann geschriebenen Gutachten für Verwerfung des Gregorianischen Kalenders die zürcherische Kirche in religiöser, wie in wissenschaftlicher Beziehung selbst ausgestellt hat. „Dieser Kalender könne — heißt es in demselben — von den Liebhabern christlicher Wahrheit in kein Weg angenommen werden ohne

Anstoß und Verletzung der Gewissen und des christlichen Glaubens. Er sei vom Concilio von Trient ausgegangen, und mit dessen Beschlüssen sollen wahre Christen nichts zu schaffen haben. Papst Gregor bezeuge, er sei nöthig wegen der römischen Kirchenfeiern. Was gehen diese Graf Ego an? Was haben wir mit ihren Breviarien und Martyrologien zu schaffen? Der Papst habe die Annahme bei Strafe des Bannes befohlen. Würde er nun die Evangelischen beim Gehorsam ertappen, so käme er bald mit neuen und mehreren Sachen angezogen. Ueberdieß müsse die Aenderung zu großen Kosten führen, und am Ende stecke noch des Papstes Geiz dahinter. Auch eitel sei die Sache, weil weder Papst noch Kaiser und Könige sämmtlich der Zeit weder etwas nehmen noch geben können; denn es bleibe bei dem Bunde, den Gott mit Tag und Nacht gemacht habe, und den Niemand auflösen werde." Das Irrige zu verbessern, weil es irrig, das Gute anzunehmen, weil es gut war, ohne die Frage, woher es komme, mit der einfachen öffentlichen Erklärung, daß man es um deßwillen, nicht aber aus Gehorsam gegen unbefugte Befehle oder aus Furcht vor ohnmächtigem Kirchenbann thue, dazu vermochte man in jener Zeit noch nicht sich zu erheben. Auch vom Volke hätten die reformirten Regierungen noch Widerstand zu besorgen gehabt. So schrieb unter andern die Gemeinde von Bülach: Ehe man den neuen Kalender annehme, müsse von ihrer Stadt kein Stein auf dem andern bleiben. Auf den Tagsatzungen überbot sich jede Partei in Vorwürfen über die derbe und leidenschaftliche Polemik der andern. Die Bosheit suchte ihre Waffen in der Einfalt und die Beschränktheit im

unnöthigen Lärmmachen. So wurde in der katholischen Eidgenossenschaft das Gerücht verbreitet, der Teufel habe an einem Sonntage den obenerwähnten Antistes Leemann von der Kanzel geholt, und obgleich derselbe noch vierzehn Jahre lebte, und wöchentlich von Jedermann auf eben dieser Kanzel gesehen werden konnte, glaubte die zürcherische Regierung doch sich genöthigt, die abgeschmackte Behauptung, ohne freilich einen Namen auszusprechen, durch ein offenes Manifest zu widerlegen.

Und so gewann dann in Folge dieser immer mehr sich verbitternden Stimmung und besonders der Anbahnung und des Abschlusses des Borromäischen Bundes auch die Politik Zürich's eine veränderte Gestalt. Sorgfältig hatte sich dasselbe bisdahin vor allen Schritten gehütet, die bei den katholischen Eidgenossen den Argwohn gegen sie gerichteter Umtriebe hätten wecken können. Gewissenhaft wurden alle Anträge zu Bündnissen mit Fremden abgelehnt. Streng blieben alle Annahmen fremder Jahrgelder untersagt, aller auswärtige Kriegsdienst, alle Militärkapitulationen verboten. Mehrere Jahrzehnte hindurch konnte nicht einmal Bern die zürcherische Gewährleistung für seine Einverleibung der eroberten Waadt erwirken, obwohl es für dieselbe sogar die Abtretung des aufgehobenen Klosters Königsfelden mit den dazu gehörenden Gütern anbot. Auch das gewünschte Schutzbündniß mit dem glaubensverwandten Genf wurde zurückgewiesen. Nun aber schwanden die bisherigen Bedenken. Glaubten die Einen in unzweideutiger und auffallender Weise ihre confessionellen Interessen auch durch politische Maßregeln sichern zu müssen, warum sollten

es die Andern nicht ebenfalls thun? Ohnehin drängten dazu die Sympathien. Auch mit Bern war die seit dem Kappeler-Kriege immer noch ziemlich laue Freundschaft wieder inniger geworden. Unter Anführung des Schultheißen von Wattenwyl war 1553 eine zahlreiche Schaar angesehener dortiger Bürger, die ihren Landvogt nach Baden begleitet hatten, zum Besuche nach Zürich gekommen, und wurden froh und ehrenvoll empfangen. Mehr als in Zwingli's Stadt traten in Bern die kirchlichen und wissenschaftlichen Angelegenheiten den politischen gegenüber in den Hintergrund. Der vornehmern Klasse der dem Staate sich widmenden Zürcher mochte der Contrast zwischen den freien und adeligen Manieren und der gewählten Kleidung der eintreffenden bernerischen Patrizier und dem etwas puritanischen Aussehen, das Zürich unter den wachsamen Augen seiner einflußreichen Geistlichkeit angenommen hatte, auffallend erscheinen. Als daher im folgenden Jahr 245 Zürcher, mehrere Rathsglieder an der Spitze, sich entschlossen, den wiederholten Einladungen Berns zu einem Gegenbesuch zu entsprechen, wurde von ihnen gut befunden, auch in ihrer äußerlichen Erscheinung sich den Bernern ebenbürtig darzustellen. Sowie aber die Geistlichkeit erfuhr, daß zu diesem Zwecke aufgeschlitzte Wämser und Beinkleider nach aus Frankreich her eingeschleppter Mode verfertigt werden sollten, erschien sogleich der Antistes Gwalther mit einer Ermahnung und Protestation auf dem Rathhause, wo er in der That auch ein Verbot auswirkte, in Folge dessen die Reisenden in anderer Weise sich so gut als möglich behelfen mußten. Festlich wurden dieselben schon auf ihrer Durchreise überall im Kanton Bern mit Losbrennen des Geschützes und Ehrenwein

empfangen. Bis Aarburg waren ihnen sechs Rathsglieder von Bern entgegengekommen. Alle Landvögte schlossen sich ihrem Begleite an. Auf dem Breitfelde vor der Stadt waren Reiterei und Fußvolk, auch zwei Knabenschaaren, die eine unter Zürcher=, die andere unter Bernerfahne aufgestellt. In der Stadt angelangt, wurden sie einquartirt, dann in's Münster zur Predigt geführt, die von brüderlicher Einigkeit handelte, auf dem Rathhause „fürstlich" bewirthet, wobei junge Leute aus den ersten Geschlechtern Aufwärterdienste leisteten. Ein Schauspiel, dessen Thema wieder Liebe, Eintracht, Tapferkeit war, ein Schützengefecht und die Besichtigung des Zeughauses nahmen den übrigen Theil der Zeit in Anspruch. Allerdings kam nun unter diesen Freundschaftsbezeugungen auch die damalige Hauptangelegenheit der Berner, die Gewährleistung der Einverleibung der Waadt, wieder zur Sprache. Auch jetzt noch erklärten zwar die Züricher, daß sie ohne höher: Ermächtigung auf ein Versprechen nicht eingehen dürften; allein bei einem zweiten Sturme, der noch in der Scheidestunde auf ihre Herzen gewagt ward, versprachen sie im großen Rathe das Mögliche zu thun, wo alsdann die Sache auch durchging.

Durch diese zürcherischen Gönner Berns wurde nun die Bürgerschaft auch für den Eintritt ihrer Vaterstadt in das von letzterm Stande bereits geschlossene Bündniß mit Genf bearbeitet, für welchen sich der gemeinsamen Religionsinteressen wegen jetzt auch die Geistlichkeit gewinnen ließ. Von Genf selbst waren mit dem Ansuchen um diesen Beitritt der Syndic Roset und der Stadtschreiber Chevallat in Zürich erschienen. Die Regierung indessen glaubte vor ihrer

zu ertheilenden Zustimmung noch diejenige der Zünfte der Hauptstadt, sowie auch der sämmtlichen zum Kantonsgebiet gehörenden Landleute einholen zu müssen, weßhalb acht Rathsbotschaften nach den verschiedenen Bezirken abgingen. Sie kehrten alle mit billigender Zusage zurück, worauf im Anfange des September 1584 der neue Bund in Genf, am Schlusse des Oktober aber in Zürich gegenseitig beschworen ward. Dieselben Sympathien hatten sich schon seit früherer Zeit auch der von Alters her befreundeten Reichsstadt Straßburg zugewendet und wurden besonders lebendig wieder bei einem im Jahr 1576 dort veranstalteten großen Schützenfeste, zu welchem die eingeladenen Züricher einen Topf voll Hirsbrei mitbrachten, den sie, Morgens früh auf der Limmat abfahrend, am Abend des nämlichen Tages noch warm den Straßburgern als Geschenk überreichen konnten, zum Beweis, wie schnell man nöthigenfalls auch mit bewaffneter Hülfe bei ihnen einzutreffen im Stande sei. Jetzt im Jahr 1588, nachdem Bern ebenfalls seine Geneigtheit dazu erklärt hatte, wurde auch der Bund zwischen diesen drei Städten den 21. Mai in Zürich feierlich beschworen.

Sowie aber durch Zürichs Abschluß dieser, wenn auch aus dem Gange der Zeitereignisse leicht erklärlichen, doch immer über die Grenzen der bisherigen Eidgenossenschaft hinausreichenden Bündnisse der erste Schritt gethan war zum Abweichen von dem politischen Systeme, an welchem dasselbe seit dem Kappelerkriege, um den Frieden in der Eidgenossenschaft nicht zu stören und seine innere Entwicklung desto sicherer zu fördern, festgehalten hatte, so folgten rasch noch andere, nur von bedenklicherer Natur. Gegen den König von

Frankreich, Heinrich III., hatte sich an der Spitze der Hugenotten der nachherige Heinrich IV. erhoben. Er suchte Hülfe bei den Protestanten des Auslandes durch einen besondern Abgeordneten, den Herrn von Clervan, auch bei Zürich. Der Rath verweigerte dieselbe unter Berufung auf den mit der Krone Frankreich seiner Zeit abgeschlossenen ewigen Frieden. Allein je einförmiger und strenger unter dem kirchlichen Einflusse sich die Zustände des Kantons immer mehr gestalteten, um so schwieriger wurde es, die lang unterdrückte Neigung zum auswärtigen Kriegsdienste in Schranken zu halten. Nun kamen vollends die Bewunderung des ritterlichen Heinrich's von Navarra, die Glaubenssympathien, das Gedächtniß der von den Katholischen in Frankreich, in den Niederlanden verübten Gewaltthaten, die Thätigkeit einiger Mitglieder einflußreicher Familien hinzu. Einige Tausende aus dem Kanton ließen sich von den Werbern verlocken, während die Regierung durch die Finger sah. Schon lag die Gefahr eines feindlichen Zusammentreffens dieser Mannschaft mit ihren im Dienste des Königs und der Ligue befindlichen katholischen Eidgenossen nahe; allein Ungeschick der Leitung, schlechte Mannszucht, angeschwollene Flüsse und endlich Bestechung eines Theiles der Führer durch einen Abgeordneten Heinrich's III. brachten Verwirrung in's Ganze. Das Heer löste sich auf, nachdem aus der Stadt 249 und von der Landschaft 1266 Mann theils den Strapazen erlegen, theils im Kampfe gefallen waren. In jammervollem Zustande kehrten die Uebrigen zurück, ihre Hauptleute verwünschend. Von diesen wurden drei in's Gefängniß gelegt, und nach geschehener Untersuchung enthauptet. Andere waren entflohen. Es

mochte zum Theil eine Wirkung dieser Vorgänge sein, daß unstreitig auch nach Heinrichs IV. Thronbesteigung Zürich sich noch nicht entschließen konnte, den Wünschen desselben entsprechend, dem Bunde nebst Militärkapitulation beizutreten, der zwischen Frankreich und der übrigen Eidgenossenschaft bestand, und dem bereits 1583 auch Bern sich angeschlossen hatte.

Allein in der Regierung und im großen Rathe begannen denn doch jenes Beispiel Berns, die ökonomischen Vortheile, die der auswärtige Kriegsdienst vorzüglich einigen der tonangebenden Mitglieder in Aussicht stellte, der Aerger über die oft einseitigen und doch immer bitterer ausfallenden, auch Kleinigkeiten auf die Kanzel ziehenden Censuren der Geistlichen ein System des Widerstandes zu begründen, das endlich in entschiedenen Anschluß an die rücksichtslosere Politik, welche die ihrer Geistlichkeit kräftiger gegenüberstehende bernerische Aristokratie schon früher eingeschlagen hatte, überging. Jetzt kam 1611 auch ein Bündniß zwischen Zürich und Bern und dem Markgrafen von Baden zu Stande, und 1613 den 28. August wurde endlich, zwar nur mit geringem Mehr, vom großen Rathe der Beitritt zum französischen Bunde beschlossen, der dann auch im folgenden Januar durch den in Zürich eintreffenden französischen Botschafter Castille unter Feierlichkeiten beschworen ward. Bereits hatte die Regierung, im Widerspruch mit der frühern Sitte, und mit förmlicher Hintansetzung ihrer nach dem Kappeler-Briefe ertheilten Zusagen, es nicht mehr nöthig gefunden, die Ansichten der Landschaft über dieses Bündniß einzuvernehmen, ja auch der Stadtbürgerschaft wurde erst nach dem Abschlusse davon offizielle Kenntniß ertheilt.

Kühner durch solche Erfolge begann nun eine anwachsende Zahl der Zürcherschen Staatsmänner immer mehr von der durch ihre Vorgänger befolgten, auf moralischer Grundlage so sicher ruhenden, Politik einer Diplomatik der Intrigue und des Egoismus sich zuzuwenden, welche, statt die Hauptstütze im Vertrauen und der Liebe der Bürger zu suchen, in gebieterischem Auftreten und dem Anbahnen einer Familienaristokratie die nöthige Stärke zu finden glaubte, und bei auswärtigen Verbindungen hauptsächlich ihren Privatvortheil im Auge hielt. So freute man sich des angekündigten Entschlusses eines französischen Botschafters, seinen Aufenthalt in Zürich zu nehmen, und überdachte zum Voraus die Mittel, in seiner Gunst sich festzustellen. Dasselbe geschah, als von Venedig 1614 Gregorius Barbarigo mit Anträgen zu einem Bunde auch dieser Republik mit Zürich und Bern eintraf, zufolge dessen dann auch für den dortigen Kriegsdienst diese beiden Stände jeder ein Regiment stellen würden. Es gelang dem zuerst Hand bietenden Zürich, bedeutende Vortheile für die beiden Städte auszuwirken, und der eine der Bürgermeister, Holzhalb, nahm bereitwillig die vom Gesandten ihm anerbotene Stelle eines Obersten des Zürcherischen Regimentes an, wobei er einwilligte, oder wahrscheinlicher es einzuleiten wußte, daß ihm die bekleidete Bürgermeisterstelle noch daneben blieb, und obwohl jetzt wieder die Geistlichkeit sich erhob, ja die vier Stadtpfarrer persönlich vor der Regierung mit der Bitte um Verordnungen gegen Bestechung und ähnliche Umtriebe erschienen, und auch unter der Bürgerschaft vielfaches Mißtrauen erwachte, wurde dennoch das Bündniß im März 1615 im Rathe in seinen

Hauptartikeln beschlossen. Noch verzögerte es sich indessen geraume Zeit mit Ausfertigung der gegenseitigen Ratifikation, so daß dasselbe dann erst den 27. April 1617 in Zürich, doch ohne besondere Feierlichkeiten, beschworen ward. Einzelne Mißvergnügte suchten durch Pasquille aufzureizen. Der Unwille wuchs in solchem Maaße, daß zahlreiche Bürger anfingen, an den sogenannten Schwörtagen, wo jährlich der Rath und die Bürgerschaft im großen Münster sich gegenseitig den Eid leisteten, nicht nur von dieser feierlichen Handlung wegzubleiben, sondern durch absichtliches Erscheinen auf den öffentlichen Plätzen während derselben ihre Geringschätzung der Regierung darzuthun. Umsonst erließ der Rath wiederholte Verordnungen gegen diesen auch von Landleuten und Fremden bald mit Spott, bald mit Aerger bemerkten Mißbrauch, setzte Bußen auf das unentschuldigte Ausbleiben, und sah noch 1632 sich genöthigt, dieselben durch den Zusatz zu verschärfen, „daß man den Ungehorsamen gegen Niemanden Recht halten solle, und sie sich in keinen Fällen des obrigkeitlichen Schutzes getrösten dürfen."

Unter diesen Umständen wurde das Auftreten eines Mannes, der mit der nöthigen Kraft und Besonnenheit dem Bösen zu wehren, die wahren Freunde des Vaterlandes um sich zu vereinigen, das unstreitig auch noch vorhandene Gute zu fördern im Stande war, dringendes Bedürfniß. Es fand sich derselbe in Hs. Jakob Breitinger, welcher im September 1613 an des hingeschiedenen Burkhard Leemanns Stelle zum Antistes erwählt ward. Breitinger, geboren 1575, im Todesjahr Bullingers, war in Rücksicht auf warme Vaterlandsliebe, gewandte Bethätigung derselben und wohlthätigen

Einfluß auf Regierung und Bürgerschaft, dessen, wie Zwingli's würdiger Nachfolger. Wie Jene, das wahre Gedeihen des Staates nur in dem sittlichen Charakter des Volkes und der Hingebung seiner Führer erblickend, ging er in letzterer mit dem eigenen Beispiel voran, und glaubte dann auch von den Regenten sie fordern zu dürfen. Wir lassen sein kirchliches Wirken hier unberührt. Der damalige Standpunkt theologischer Wissenschaft, die Rückschritte in Folge der Beschränkung des freien Forschens sind bereits angedeutet worden. Sie konnten nicht ohne Einfluß auch auf Breitinger bleiben, und die Verhandlungen der Dortrechter Synode, denen er als erster Abgeordneter der schweizerischen reformirten Kirche beigewohnt hatte, waren wenig geeignet, den Muth für unbefangene Prüfung, diese Grundlage alles wahren Protestantismus, anzuregen und zu beleben. Aber, abgesehen von diesem allgemeinen Zeitgebrechen, blieb er unter seinen Amtsbrüdern einer der gelehrtesten, persönlich human auch gegen anders Denkende, ein verständiges Oberhaupt der Kirche und von einem festen und ehrwürdigen Glauben getragen. Die Lichtseite aber seiner Einwirkung auf die Schicksale der Vaterstadt bildet seine bürgerliche Thätigkeit. Wir sahen die Gründe, aus denen das Einschreiten eines außerhalb alles Parteitreibens stehenden und keiner Nebenzwecke zu verdächtigenden Mannes zur unabweisbaren Nothwendigkeit wurde. Auch Regierungsglieder, zu denen namentlich der eine der damaligen Bürgermeister, Rahn, gehörte, anerkannten Breitingern als solchen, und wenn sie auch bei der vorherrschenden Abneigung der Mehrheit ihrer Collegen gegen die wieder stärker hervortretende Einmischung der Geistlichkeit in poli-

tische Angelegenheiten, ihn zu eigener Meinungsäußerung selbst nicht ermuthigen konnten, so mochten sie doch dieselbe in einzelnen Fällen nicht ungerne sehen, wo offenbare Intriguen, Uebergriffe und Mißbräuche einer Partei sich bemerkbar machten, die selbst zu mächtig und anmaßend auftrat, als daß sie ihrerseits derselben immer mit der nöthigen Energie zu begegnen im Stande gewesen wären.

Noch enthielt er sich indessen auch als Antistes, so ernstlich er im Allgemeinen in seinen Predigten auf religiöse Kindererziehung, Sittlichkeit, strenge Handhabung dießfälliger Verordnungen drang, geraume Zeit, gegen besondere Gebrechen im Staatsleben, oder über politische Angelegenheiten von der Kanzel zu sprechen, richtete hingegen entweder allein oder in Verbindung mit den übrigen Stadtpfarrern schriftliche Eingaben über solche Gegenstände an den kleinen Rath, oder erschien mit mündlichen Vorträgen vor demselben, besonders bei Anläßen der Bündnisse mit Fremden. Erst als diese Schritte fruchtlos blieben, wendete er sich 1622 auch an die oberste Landesbehörde, den großen Rath. Hier waren es vorzüglich die unzuverläßige Finanzverwaltung, die Bestechungen, die Wahlumtriebe, über die er ernst, aber in würdiger Weise sich äußerte. Im Allgemeinen wagte man nicht, ihm Unrecht zu geben, obwohl der Mehrheit der Mitglieder dieses Einschreiten mißfällig war. Der Bürgermeister Rahn ließ sich mit ihm in schriftliche Erklärungen ein. Einige Zeit hindurch schien es besser zu werden, bald aber traten die alten Gebrechen, und noch in grellerer Weise, wieder zu Tage.

Jetzt erst, als der Gang des dreißigjährigen Krieges die beiderseitigen Heere den Gränzen der Eidgenossenschaft

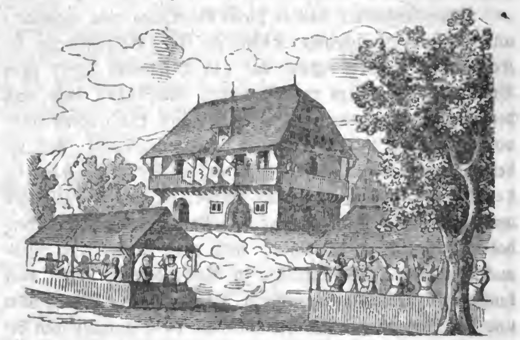
näher brachte, die Gesandten der kriegführenden Mächte auf schweizerische Staatsmänner in entgegengesetztem Sinne auch durch zweideutige Mittel einzuwirken suchten, zwischen den katholischen und reformirten Ständen das Mißtrauen anwuchs, das Land sich mit Flüchtlingen, zum Theil gefährlicher Art, füllte, Verbrechen und Ungehorsam überhand nahmen, es der Regierung sichtbar an einem kräftigen Systeme, in ihren Zusammenkünften an Eintracht gebrach, ja von den bessern Mitgliedern Breitingers eigene Mitwirkung zu Verhandlungen, z. B. mit einem schwedischen Abgeordneten, in Anspruch genommen worden war, — da glaubte er bei dem allgemein sich offenbarenden Unbehagen auch von der Kanzel auf die Pflichten gegen das Vaterland aufmerksam machen, vor unreinem und selbstsüchtigem Treiben in ernster Rede warnen zu sollen. Die Regierung sah sich, wenn sie nicht durch ihr Stillschweigen den Tadel als begründet anerkennen wollte, genöthigt, von ihm nähere Angaben über stattgefundene Pflichtverletzung zu fordern. Dieses konnte ihm nur erwünscht sein, und in einer Conferenz, die zwischen ihm und einer Rathsabordnung auf dem Chorherrengebäude statt fand, gab er in so offener Weise, mit einem so schlagenden Ernste und zugleich mit einem so gutmüthigen, selbst die schwer Getroffenen noch schonenden, Humor alle nöthigen Erklärungen ab, daß den Abgeordneten nichts übrig blieb, als im eigenen Gefühl der Wahrheit des Gesagten zu schweigen und die Berichterstattung des einen der Bürgermeister, der bei jener Scene das Wort geführt hatte, auch den Rath veranlaßte, die Sache fallen zu lassen. Wenn denn auch dessenungeachtet bei der für alle Staaten damals, wie für Zürich, so schwie-

rigen Zeitlage von einer vollständigen Reform keine Rede sein konnte, so gelang es doch, die gröbsten Gebrechen zu beseitigen und manches Bessere anzuregen, und Niemand erkannte dieses freudiger, dankte der Regierung dafür öffentlicher und aufrichtiger, that mehr, noch vorhandenen Unwillen zu beschwichtigen, als Breitinger selbst, und dem muthigen Manne gebührt das ehrenvolle Zeugniß, ein Wesentliches beigetragen zu haben, um in gefährlicher Krise Zürichs Verfassung und Selbstständigkeit zu retten.

Bemerkenswerth tritt in dieser Beziehung eine regsamere und verständig geleitete Thätigkeit für Verbesserung im Kriegswesen hervor. Auch auf das Bedürfniß dieser hatte Breitinger in seinem vaterländischen Eifer schon bald nach dem Beginne des dreißigjährigen Krieges durch einen kraftvollen Vortrag die Regierung aufmerksam gemacht, und ihr besonders eine der neuen Kriegsart angemessene Befestigung der Stadt empfohlen. Diese wurde, nachdem es gelungen war, ein hin und wieder auf dem Lande dagegen erwachendes Mißtrauen zu beseitigen, und man verschiedene Plane auch fremder Sachverständiger zu Rathe gezogen hatte, nach demjenigen des Feldzeugmeisters Johann Georg Werdmüller und des Ingenieurs Ardüser im Jahr 1642 auszuführen begonnen und 1677 mit einem Gesammtaufwand von 931,900 Züricher Gulden vollendet. Für das damalige Bedürfniß wohl angelegt, was zu verschiedenen Zeiten auch von ausländischen höheren Offizieren, zuletzt noch im Jahr 1830 von einem französischen Ingenieurgeneral anerkannt ward, sind diese Schanzen gegenwärtig, einem Beschlusse des großen Rathes vom Jahr 1833 zufolge, beinahe sämmtlich abgetra-

gen, um neuen Straßen und nothwendigen Staatsgebäuden Platz zu machen. Zu den wenigen noch erhaltenen Bruchstücken derselben gehört die sogenannte hohe Promenade mit herrlicher Fernsicht auf den See und das Alpengebirge und einem 1848 dem bekannten, um den schweizerischen Volksgesang hochverdienten Dr. Hs. Georg Nägeli von der eidgenössischen Sängergesellschaft errichteten Denkmal.

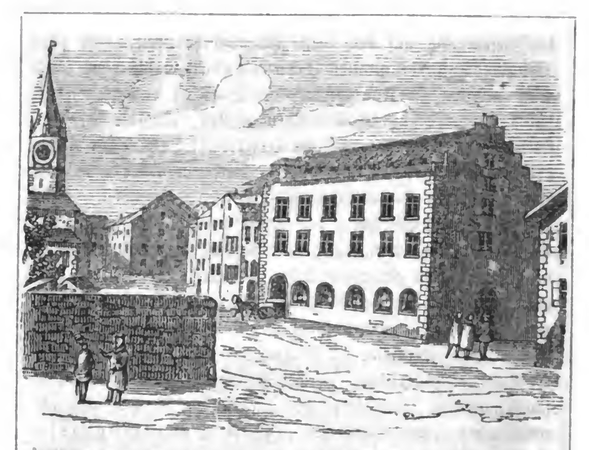
In jenen Schanzenkreis war auch das schon im Jahr 1571 erbaute Schützenhaus eingeschlossen worden, von dessen



Fenstern herunter bis auf unsere Zeiten bei so manchem frohen Feste in vaterländischer Eintracht die Schützenfahnen der Bundesbrüder wehten und die Jugend der Stadt, unter Jubel und mit Silbermedaillen beschenkt, ihre jährlichen Schießtage feierte. Die Schießstätte selbst zog sich vor dem Hause auf einem niedrigen, durch den breiten Sihlkanal aber hinreichend beschützten Walle hin, während die Scheiben außerhalb

der Befestigung auf dem weit sich ausdehnenden, auch für Militärübungen bestimmten Schützenplatz errichtet wurden. Seit indessen in jene Gegend der Bahnhof verlegt wurde, hat auch der Schützenwall weichen müssen, und die Schießstätte wurde in das sogenannte Sihlwäldchen in der Nähe der Stadt, gegen Westen hin, verlegt, und hier auch im Jahr 1848 ein neues Schützengebäude errichtet.

Mit der Befestigung der Stadt sind in nothwendiger Verbindung die Vermehrung und zweckmäßige Aufbewahrung der Waffen und Kriegsvorräthe aller Art. In Folge des oben erwähnten mit der Republik Venedig geschlossenen Bündnisses war dieselbe verpflichtet, an Zürich eine gewisse Anzahl von Waffen abzuliefern. Sie wurden in einem besondern Gebäude untergebracht, welches deßnahen den Namen des „venetianischen Zeughauses" erhielt. Es lag dasselbe ziemlich unscheinbar dem damaligen größern Hauptzeughause (s. folg. Abbild.) gegenüber, welches bereits im Jahr 1487 an der Stelle eines abgebrannten frühern Beginen-Hauses erbaut worden war. Als nun nach dem dreißigjährigen Kriege die Regierung die sich darbietende Gelegenheit zum Ankauf eines in Straßburg befindlichen schwedischen Artillerietrains benutzte und auch, wenn man nicht hinter der Zeit zurückbleiben wollte, ohnehin fortwährend für Waffenvermehrung jeder Art gesorgt werden mußte, so wurde im Jahr 1686 in dem geräumigen Thalacker ein zweites größeres Zeughaus, der Feldhof genannt, erbaut, um die Artilleriestücke nach verbesserter Ordonnanz mit den dazu gehörigen Geräthschaften aufzunehmen. In den neuesten Zeiten, nachdem in Folge der Abtragung der Festungswerke bedeutende Räume für Bauten



gewonnen worden waren, gedachte die Regierung einen Theil derselben für die Aufnahme sämmtlicher Waffen und Kriegsvorräthe einzurichten, die in der Stadt befindlichen frühern Zeughäuser aber für andere Zwecke zu bestimmen. So wurde dann 1837 der Anfang mit Errichtung eines abermaligen Gebäudes in der Nähe des ehemaligen Schützenhauses gemacht, auch das erste Stockwerk desselben unter Dach gebracht. Da über allfällige Erhöhung und Erweiterung desselben indessen entscheidende Beschlüsse noch nicht gefaßt worden sind, so ist es einstweilen der Eidgenossenschaft hauptsächlich für Unterbringung eines Pontontrains verpachtet.

Jene Befestigung nun der Stadt, die durch den dreißigjährigen Krieg vermehrten Staatsausgaben für diplomatische

Sendungen, für Besetzung der Gränzen, für Beihülfe, die den Graubündnern in den Jahren 1620 und 1635 beidemal durch bedeutende Truppenkorps, die im Veltlin tapfer kämpften, geleistet werden mußte, hatten die Regierung genöthigt, auf außerordentliche Einnahmsquellen bedacht zu sein, und so wurde denn anfänglich nur von den Einwohnern der Stadt und den mit derselben Verbürgerten eine Steuer von Eins vom Tausend bezogen, später aber die Pflicht dieser Leistung auch auf die Landleute ausgedehnt. Bewegungen, die dießfalls erst in der Landvogtei Kyburg entstanden, gelang es durch verständige Vorstellungen und gelinde Strafen weniger beharrlich Widersetzlicher niederzuschlagen. Eine ernstere Wendung nahm dann aber im folgenden Jahr 1547 ein Aufstand in den Herrschaften Wädenschweil und Knonau. Auch hier hatte zwar die Regierung sich die möglichste Mühe gegeben, durch Vorstellungen, Rathsbotschaften, ruhige Erläuterung der Rechtsverhältnisse, ja selbst theilweises Nachgeben, in friedlicher Weise Verständigung herbeizuführen; allein dieses milde Verfahren, von dem blinden Hochmuth der Aufgestandenen für Schwäche gehalten, diente nur dazu, ihre Forderungen zu steigern. Am Ende giengen dieselben in frechen Trotz, ja in rohe Gewaltthat über. Nothwendig mußte nun aus den treu gebliebenen Gegenden eine bedeutende Waffenmacht aufgeboten werden. Ihr bloßes Erscheinen hatte eine allgemeine Unterwerfung zur Folge. Man muß die Zeitbegriffe, die Gährung, welche in Folge des langen andauernden Krieges auch in verschiedenen Bezirken der Eidgenossenschaft sich offenbarte, in's Auge fassen; man muß bedenken, welche Masse fremder Land-

streicher sich, Unruhen weckend, und die öffentliche Sicherheit gefährdend, umhertrieb, so daß nur in dem einzigen Jahr 1639 in dem Zürich benachbarten Städtchen Bremgarten 236 Hinrichtungen stattgefunden hatten, um es, nicht entschuldigen, aber begreifen zu können, wenn nun des leichten Sieges ungeachtet im großen Rathe, den weniger Leidenschaftlichen gegenüber, die Mehrheit sich für die strengsten Maßregeln aussprach, sieben Häupter des Aufstandes zum Tode durch's Schwert verurtheilt, und der Herrschaft Wädenschweil besonders, für einige Zeit wenigstens, bedeutende Freiheiten, in deren Besitze sie sich befand, entzogen wurden.

Durch die Strenge dieser Urtheile hatte sich nun allerdings, wenn auch nicht das Vertrauen zu der Regierung, doch ein eher auf Furcht und der Ueberzeugung von der Fruchtlosigkeit ähnlicher Widerstandsversuche ruhendes Ansehen derselben auf längere Zeit befestigt, und in ihr möchte daher auch ein Hauptgrund zu suchen sein, warum von dem sechs Jahre später ausbrechenden großen Volksaufstande der Kanton Zürich, und in Folge dessen dann auch die hinter ihm liegende östliche Schweiz, nicht nur gänzlich unberührt blieben, sondern Zürich in voller Ruhe eine Waffenmacht entfalten konnte, ohne deren kräftigen Beistand die Luzernische Regierung sowohl, als diejenigen der westlichen Kantone, in die äußerste Bedrängniß gerathen wären. Auf diesen sogenannten Bauernkrieg näher einzugehen, liegt indessen nicht in unserer Aufgabe, wohl aber darf das Bedauern ausgesprochen werden, daß nach dessen Beendigung die Mehrheit der eidgenössischen Richter auch hier sich für die äußerste

Strenge der Urtheile entscheiden zu müssen glaubte, und daß diese Strenge nicht bloß Schuldige traf.

Der Oberbefehlshaber der zum Bauernkriege aufgebotenen Truppenmacht war der General Conrad Werdmüller gewesen. Als Zweiter im Commando diente neben ihm sein Vetter Johann Rudolf Werdmüller, der Nämliche, welcher dann bei dem drei Jahre später ausgebrochenen Rapperschweilerkriege zum General der Züricher erwählt ward. In seiner dießfälligen Wirksamkeit und in dem nachherigen Benehmen der Zürcherischen Regierung und Bürgerschaft gegen denselben spiegelt sich so lebendig der Charakter jener Zeit, daß die nachfolgende Anführung einiger Hauptzüge hinreichen dürfte, diesen Charakter eben so treu, als es durch ausführlichere Schilderungen geschehen könnte, zu zeichnen.

Mehrere der seiner Zeit wegen ihrer Hinneigung zur kirchlichen Reformation verwiesenen, in Zürich aufgenommenen, Locarner hatten diese Aufnahme dadurch vergolten, daß sie der schon früher mit Erfolg betriebenen, allmälig aber in Abgang gekommenen Seidenfabrikation einen neuen Schwung gaben. Es geschah dieses in einer Zeit großer Stockung der Gewerbsthätigkeit und allgemeiner ökonomischer Bedrängniß, den Nachwehen der in's Ende des fünfzehnten und den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts gefallenen Kriege, wo manche Zürcherische Bürgersfamilie, die Einen vielleicht aus bloßem Brodneid, Andere aber auch mit gerechter Besorgniß für eigenen Lebensunterhalt auf die zahlreichen Eingewanderten hinblickten, die ebenfalls alle möglichen Mittel in Anwendung bringen mußten, um in dem neuen Vaterlande

ihr ehrliches Auskommen zu finden. Bald zeigte sich, welchen Vortheil die Stadt und auch die Umgegend aus der bisher in Zürich nicht betriebenen Sammetweberei ziehen konnten, für welche einige dieser Ankömmlinge theils die Webstühle herzustellen verstanden, theils die nöthigen Absatzwege kannten. Mit einem derselben, Giacomo Duno, verband sich ein angesehener Züricher, David Werdmüller, vorzüglich zu Errichtung einer Burat- und Crepp-Fabrik, und dieser Erwerbszweig wurde von ihnen in solchen Flor gebracht, daß Werdmüllers Wohnung den Namen des Seidenhofes erhielt. Ein Enkel dieses Mannes war nun der ebenerwähnte General, Joh. Rudolf Werdmüller.

Schon als Knabe durch lebhaften Geist und während seiner Studienzeit auf der Akademie in Genf auch dort sich auszeichnend, war er bereits im achtzehnten Altersjahr in schwedischen Kriegsdienst getreten. Hier während der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges, und nach einem Aufenthalte in Dalmatien auch im französischen Dienste, waren ihm Ehre und Beförderung geworden. In Schweden hatte man ihm die Stelle eines Generalinspektors über alle Festungen angetragen. In Frankreich war er 1655 mit dem Range eines Generallieutenants Militärcommandant in Marseille. Im folgenden Jahr aber kehrte er beim ausbrechenden Rapperschweiler-Krieg in's Vaterland zurück, bereit, demselben seine Dienste zu leisten, worauf ihm auch das Obercommando über die sämmtlichen Züricherischen Truppen übertragen ward. Der Gesichtskreis eines Mannes, der in solchen Verhältnissen gelebt hatte, mußte sich weiter ausdehnen, als derjenige der Mehrheit seiner Zürcherischen Mitbürger. Im nähern Umgang

mit protestantischen, katholischen, griechischen Christen, hatte er die traurigen Folgen des damaligen Religionshaders in aller ihrer furchtbaren blutigen Erscheinung aus eigener Anschauung kennen gelernt. Wie sehr wurden über unedeln Nebenzwecken, hierarchischen Bestrebungen und unnöthigen dunkeln Streitfragen die so nahe liegenden praktischen Wahrheiten des Christenthums vergessen. Im Vaterlande, wo er in Friedenszeiten in einem Landhause lebte, das er auf der Halbinsel Aue im Zürichsee sich erbaut hatte, ließ er sich daher im Gespräche mit Bekannten und auch mit Geistlichen bisweilen zu Aeußerungen verleiten, die allerdings zu den Compendien der damaligen Zürcherischen Theologenschule nicht zum besten paßten. Auch witzige Einfälle kamen in allmäligen Umlauf, die er über politische oder kirchliche Engherzigkeit sich erlaubt haben sollte. Vom Volke aber wurde er der Anwendung wegen, die er von naturwissenschaftlicher und technischer Kenntniß oft absichtlich und mit einer heimlichen Freude über das allgemeine Erstaunen machte, als eine Art von Wundermann betrachtet, ja von einem Theile desselben als im Bunde mit bösen Dämonen stehend, gefürchtet.

Das war der günstige Boden, in welchen ein ihn beneidender und hassender Anverwandter die Saat des Argwohns, der Verleumdung und heuchlerischen Verdächtigung seiner Rechtgläubigkeit auszustreuen begann, welche später zunächst der Vaterstadt die bittersten Früchte bringen sollte, ihn selbst aber um Einfluß und Ehre in derselben zu bringen bestimmt war. Es war allerdings auffallend, daß ein Feldherr von solchem Rufe nach vierzigtägiger fruchtloser Belagerung vor dem kleinen Rapperschweil schimpflich abziehen

mußte, und daß man den für Zürich wie für Bern ungünstigen Ausgang dieses Feldzuges mit einem Scheine wenigstens der Wahrheit zum Theil auch seinen verfehlten Maßregeln, wie denjenigen der bernischen Führer, zuschreiben konnte. Abgesehen aber von den eigentlichen Schwierigkeiten, die in der Leitung ungeübter, an Disziplin noch nicht gewöhnter Milizen lagen, ergab es sich erst aus späterer Untersuchung, was alles gethan worden war, ihm Verlegenheiten zu wecken, seine Plane scheitern zu machen, und sogar absichtlich die Truppen zur Mißachtung seiner Befehle, ja zum förmlichen Ungehorsam zu reizen. Es gelang ihm daher auch, gegen dießfällige Anklagen sich vollkommen zu rechtfertigen. Mit um so heftigerer Leidenschaft und mit mehr Erfolg trugen nun aber seine Gegner die Beschuldigungen in das religiöse Gebiet hinüber. Schlagend zeigen die Akten einer durch volle sechs Jahre sich hinschleppenden Prozedur, welche die Klagen enthalten, die vorgebracht wurden, um seine Rechtgläubigkeit zu verdächtigen, die Geist- und Herzlosigkeit einer solchen Glaubens-Inquisition. Aber obwohl die verständigsten der Regierungsglieder mit der unreinen Sache nichts zu thun haben wollten, und gerade die achtungswerthesten und frömmsten der Geistlichen ihre Meinung darüber zu äußern auswichen, oder es nur in milder Weise thaten, hatte dennoch keiner den Muth, gegen das unedle und heuchlerische Treiben sich öffentlich mit Kraft zu erklären, und es gelang seinen Feinden, das Volk in dem Grade gegen ihn aufzuhetzen, daß er sich genöthigt sah, dem Sturme eine Zeitlang zu weichen. Und als er später, zurückkehrend, persönlich zur Verantwortung sich stellte, auch ein Glaubens-

bekenntniß einreichte, von dem selbst der prüfende kirchliche Ausschuß erklären mußte, daß es nichts Unchristliches enthalte, brachten sie es dennoch dahin, ein, zwar in allen seinen Erwägungen in merkwürdiger Weise sich selbst widersprechendes, Urtheil auszuwirken, zufolge dessen ihm das „obrigkeitliche Mißfallen“ bezeugt und auferlegt wurde, sein Glaubensbekenntniß vor einer dazu verordneten Rathskommission auch mündlich noch abzulegen und eine geistliche Ermahnung anzuhören. Ueberdieß „solle er gemeiner Stadt alsobald 1200 Pfund Gelds als Buße bezahlen, auch bis nächstkünftige Weihnacht des Regiments still gestellt sein, alsdann aber bei der Regimentsbesetzung auch wieder abgelesen und sowohl als übrige alte Räthe der Wahl wieder fähig sein.“ Es ist begreiflich, daß keine besondere Begierde bei ihm erwachte, diese Restitution im Vaterlande abzuwarten. Von Neuem trat er in venetianischen Kriegsdienst, vertheidigte die Insel Kandia gegen die Türken mit so gutem Erfolge, daß ihm im Staatsrathe ein Ehrensitz neben dem Dogen eingeräumt wurde, ward hierauf von Leopold I. als Feldmarschall-Lieutenant an die Spitze der Reichsarmee berufen und schloß, nachdem er auch hier bei mehreren Anlässen Ruhm und Anerkennung gefunden, 1677 sein Leben zu Villingen im vier und sechszigsten Altersjahr.

In solchen Zuständen liegt der Zeitabschnitt eines fortwährenden Rückschreitens in Zürichs geistigem Leben vor uns.

Wurde nun dasselbe schon durch solche innere Gebrechen gelähmt, so kam auch noch ein äußerer Einfluß hinzu, ihm zugleich eine schiefe Richtung zu geben, derjenige Ludwig's XIV. Ein Theil seiner Zeitgenossen, im Blendenden mehr als im

Sittlichen und Wahren Frankreichs Ruhm und Ehre suchend, und das bewunderte Organ derselben, Voltaire, haben ihn den Großen genannt. Dem Bürger des kleinen, aber freien Nachbarlandes ist es erlaubt, die Sache etwas ernster zu nehmen. Wenn die Franzosen jenes bekannte Wort des Monarchen: „Ich bin der Staat," noch mit schmeichelnder Lobpreisung hören konnten, für die Republik kann es kaum ein schändlicheres geben, und dennoch fand der auf dasselbe begründete Absolutismus von Versailles auch in der Schweiz, auch in Zürich seine Bewunderer. Ja die Grundsätze desselben begannen, seit in Folge der gewaltsamen Unterdrückung früherer Aufruhrversuche und des Bauernkrieges alle Besorgniß vor fernern Volksaufständen geschwunden war, immer sichtbarer in der entschiedener sich ausbildenden Familien-Aristokratie an den Tag zu treten. Mehr Schwierigkeiten stellten sich derselben zwar in Zürich entgegen, als in Bern, wo ein gewissermaaßen anerkanntes und mit eigenthümlichen Vorrechten ausgerüstetes Patriziat schon vorhanden war. Allein eben der Blick auf jene Vorrechte steigerte die Lüsternheit nach ähnlichen auch in Zürich, und bei dem Mangel eines freien Geisteslebens gelang es der schlauen Intrigue um so eher, sich ihrem Ziele zu nähern. Es ist bereits bemerkt worden, daß die frühere schöne Sitte einer vertraulichen Ansprache an das Volk von Seite der Regierung und des Einholens seiner Ansichten bei wichtigen Verhandlungen immer mehr in Abgang kam, und es ließe sich leicht an zahlreichen Beispielen nachweisen, wie die obrigkeitliche Sprache vornehmer, und diejenige des Volkes gegen die Regierung unterwürfiger ward. Man fing an, in heuchlerischer Huldi-

gung gegen Höhere das wirksamste Mittel zur Erreichung persönlicher Vortheile und eigener Beförderung zu suchen und zu finden, und wie es vornehme Gönner gab, welche selbst die kriechendsten Schmeicheleien als etwas, das sich gleichsam von selbst verstehe, hinnahmen, so waren es hinwieder gerade diese, die ihrerseits auch ohne Erröthen gegen Frankreich und dessen Gesandte in der Eidgenossenschaft die unterwürfigste Sprache führten, und mit der rücksichtlosesten Zudringlichkeit nach deren Gunstbezeugungen für sich oder Familienglieder haschten. An die Stelle der früher freilich oft derben Kraft, aber Wahrheit, traten Blendwerk aller Art und Uebertreibung selbst in der äußern Erscheinung: Perrücken, Reifröcke, Flitter. Zum Mangel origineller Gedanken kamen Schwerfälligkeit der Form, Geschmacklosigkeit im Ausdruck. Beredtsamkeit und Dichtkunst hatten sich beinahe ganz auf das Feld schwülstiger Lobreden und schaaler Gelegenheitsgedichte zurückgezogen. Schon vor der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts waren beim Tode des übrigens ganz ehrenwerthen Bürgermeisters Rahn nicht weniger als 42 Trauergedichte in deutscher, lateinischer, französischer, italienischer, griechischer und hebräischer Sprache erschienen. Es ist kaum ein Heros des Alterthums, dem der Verstorbene nicht zum wenigsten gleichgestellt wird. In einem der französischen Gedichte werden dann auch alle Söhne und Tochtermänner, sogar die Pathen der jüngsten Tochter aufgezählt und besungen; und noch stärker, ja zu einem ganzen Bande wächst die Zahl der Gratulationsgedichte zur Wahl seines Nachfolgers, Salomon Hirzel, an.

Manches könnte zur lebendigen Schilderung dieser bis

zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts immer unerfreulicher sich gestaltenden Periode noch beigefügt werden; allein statt dessen wird es eher Pflicht, auch die edlern Erscheinungen daneben zu stellen, die zeigen, daß dennoch der durch die Reformation ausgestreute Saame auch unter der Schneedecke des Winters zum spätern Hervorbrechen in neuer und kräftiger Blüthe erhalten blieb. In erster Linie stellt sich uns hier gerade in der schwierigsten Zeit die Wirksamkeit des Bürgermeisters Johann Heinrich Waser dar. Schon als Jüngling von dem Antistes Breitinger sehr geschätzt, der Begleiter und vertraute Sekretär desselben bei seiner Reise nach Dortrecht, wurde er nach seiner Rückkehr wegen seines gründlichen und eindringenden Studiums der schweizerischen Geschichte und Rechtsverhältnisse bald das geachtetste und am meisten gebrauchte Mitglied der zürcherischen Staatskanzlei, welchem man schon in dieser Stellung, und meist auch mit gutem Erfolge ebenso schwierige als wichtige Sendungen übertragen konnte, deren Zahl, die Tagsatzungen, zu denen er auch abgeordnet wurde, inbegriffen, noch ehe er 1652 zum Bürgermeister erwählt wurde, auf 151 angewachsen war. In dieser letztern Stellung war es dann auch er, dem es im Bauernaufruhr anfänglich zwischen Bern und den dortigen Landleuten zu vermitteln gelang, dem man beiderseits das Zeugniß einer ehrenhaften und unbefangenen Handlungsweise ertheilte, und der auch, als später in Folge der weitern Verbreitung des Aufstandes es dennoch zum Kriege kam, ein möglichst schonendes Benehmen gegen die Ueberwundenen zu erzielen sich vielfältige Mühe gab. Zur nämlichen Zeit hatte er sich mit dem Entwurfe einiger Artikel beschäftigt, deren

allseitige Annahme die Eidgenossen der verschiedenen Stände einander wieder näher gebracht, und welche die Grundlage eines spätern einläßlichen Bundesvertrages hätten werden können. Sie wurden auch der Tagsatzung vorgelegt und von den bedeutendsten Mitgliedern derselben gebilligt, allein die Besorgniß der kleinern Stände, Vortheile ihrer bisherigen Kantonalsouveränität einzübüßen, confessionelle Bedenken und auch Privatinteressen traten der Annahme des vaterländischen Vorschlages entgegen, die sonst vielleicht den Rapperschweiler-Krieg hätte abwenden können. Ebenso wenig vermochte, als es sich um Erneuerung des Bündnisses mit Frankreich unter der Regierung Ludwigs XIV. handelte, seine warnende und abrathende Stimme durchzudringen. Die persönlichen Vortheile, die Einzelnen der Regierungsglieder in Aussicht gestellt wurden, der Wunsch auch mancher Bessern, sich von den übrigen Eidgenossen nicht zu söndern, überwogen. Der letzte zwar unter allen Ständen, erklärte endlich auch Zürich noch seinen Beitritt, und Waser selbst, so sehr er diese Ehre abzulehnen gesucht hatte, sah sich genöthigt, als Bürgermeister des Vorortes an der Spitze der zahlreichen zum Bundesschwur abgeordneten Gesandtschaft nach Paris abzugehen. Er entledigte sich dieses Auftrages, mit republikanischer Einfachheit alte schweizerische Kraft und Würde verbindend. „Möge", sprach er zu Ludwig, „der allmächtige Beherrscher der Königreiche Alles so lenken, daß die Welt erkenne, der gegenwärtige Bund erzwecke nichts als die Ehre Gottes, den Schutz der Unterdrückten, das Wachsthum der Gerechtigkeit und die Erhaltung der beiden Staaten." Nichts weder seiner Stellung noch seinem Vaterlande vergebend, hielt er sich in einer von

Uebermuth wie von Unterwürfigkeit gleich fernen Mitte, wie es dem Stellvertreter des kleinern, aber unabhängigen Staates geziemte, und schied aus Frankreich, selbst dem stolzen Monarchen Achtung abnöthigend. Zu den bleibenden Verdiensten dieses Mannes gehörten auch die unermüdlichen Arbeiten seiner Mußestunden, die eine kleine Bibliothek voll wichtiger Beiträge zur Zeitgeschichte bilden. Diese wissenschaftlichen Leistungen auch waren es, die ihn in fortwährender Verbindung mit einem engern Kreise achtungswerther Mitglieder des gelehrten Standes und der Geistlichkeit hielten, welche da, wo sie bisweilen zu Bekämpfung von Staatsgebrechen oder Aufrechthaltung der Sitten auch ihrerseits das Wort zu ergreifen sich verpflichtet glaubten, in ihm ihre Hauptstütze fanden und ehrten. Indem er als hellsehender Staatsmann die traurigen Folgen theologischer Engherzigkeit richtig zu würdigen wußte, aber wie Andere diesem allgemein verbreiteten Zeitgebrechen rasch abzuhelfen machtlos war, nahm er desto lebhaftern Antheil an Allem, was in's praktische Wirken der Kirche einschlug, und erblickte in gründlicher Geschichtsforschung und der sie unterstützenden Sprachenkenntniß, welche letztere er schon in der Schule seines Vaters, eines vieler Sprachen mächtigen Theologen, sich erworben hatte, die sichersten Mittel für Anbahnung einer bessern Zukunft Zürichs in politischer, wissenschaftlicher und religiöser Beziehung.

Von Waser schon früher gekannt und geschätzt war der zwanzig Jahre jüngere Hans Heinrich Hottinger aufgewachsen, wie jener erglühend für Alles, was des Vaterlandes Wohl und Ehre befördern konnte. Bereits im sieben-

zehnten Altersjahr hatte er nebst sechs andern Jünglingen einen Verein für historische Forschung begründet, und wenn auch bald hernach sein Bildungsgang ihn auf auswärtige, vorzüglich die niederländischen, hohen Schulen führte, wo er mit eisernem Fleiße sich dem Studium der morgenländischen Sprachen und der dießfälligen Literatur zugewendet hatte, so daß er schon nach wenigen Jahren als einer der ersten Kenner derselben betrachtet ward, so nahm er doch, in's Vaterland zurückgekehrt, auch die Beschäftigung mit der Geschichte desselben wieder auf, ohne jene Wissenschaften zu vernachlässigen, und es werden wenige der spätern schweizerischen Historiker sein, die nicht theils von dem Reichthum der durch ihn gesammelten und mitgetheilten Materialien, theils von seiner Anleitung zu deren Benutzung bedeutenden Vortheil gezogen hätten. Die universelle Bildung, die er auf diese Weise sich erwarb, verbunden mit der Achtung, deren er als Lehrer und Mensch genoß, hatten denn auch Berufungen desselben nach verschiedenen Seiten hin zur Folge, und in der That konnte die Regierung von Zürich, wo er bereits dreizehn Jahre hindurch gelehrt und gewirkt hatte, nicht umhin, dem wiederholten und dringenden Ansuchen des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz zu entsprechen, der dessen Beistand zur Wiederherstellung der gesunkenen theologischen Fakultät in Heidelberg bedurfte und in Anspruch nahm. Hier gewann er während eines sechsjährigen Aufenthaltes das Vertrauen des Fürsten in solcher Weise, daß er ihn, um seines Rathes auch in diplomatischen Angelegenheiten zu pflegen, mit sich auf den Reichstag nach Frankfurt nahm. Zurückgekehrt in die Vaterstadt wurde er dann von

der zürcherischen Regierung ebenfalls nicht bloß für kirchliche, sondern zugleich für politische Missionen verwendet, und nachdem nun auch die niederländischen Generalstaaten abermals von dem Rathe in Zürich seine Ueberlassung für einige Zeit erbeten und zwar nur ungerne erhalten hatten, war er bereits auf dem Wege, ein Mann von welthistorischer Bedeutung zu werden. Allein bei der Fahrt nach seinem an der Limmat gelegenen Landhause, den 10. Juni 1667, unmittelbar vor der Abreise nach Leyden, schlug der Kahn, an einen Pfahl anstoßend, um, und er fand schon im siebenundvierzigsten Altersjahr nebst drei Kindern und einem Freunde seinen Tod in den Fluthen.

Der unermüdliche Fleiß, die historischen und Sprach-Studien, der ehrenhafte Charakter, die praktische Richtung und Brauchbarkeit solcher Männer waren es nun, die auch während der unerfreulichen und engherzigen Periode des siebenzehnten Jahrhunderts im Wesentlichen dennoch Zürichs Einfluß und Ansehen aufrecht erhielten. Um diese Vorbilder her begann sich allmälig wieder eine Schule jüngerer Zeitgenossen zu bilden, die zwar einstweilen weder im Staate noch in der Kirche die nöthigen Reformen durchzuführen vermochte, wohl aber in stiller Thätigkeit zunächst für eigene tüchtigere Bildung, und dann auch für Anregung und Beförderung wissenschaftlicher Bestrebungen überhaupt einer spätern durchgreifenderen Verbesserung vorarbeitete und dieselbe erleichterte. Es gehört zu den anspruchslosen, aber reiche Früchte für die Zukunft in ihrem Schooße tragenden Stiftungen dieser jugendlichen Schule vor Allem aus die Begründung der Stadtbibliothek, für welche sich schon 1629 vier von

ihren Reisen in's Ausland zurückgekehrte Freunde unter Beistand und Leitung eines frühern Lehrers, des Professors Heinrich Ulrich, vereinten, und an der auch der damals noch lebende Antistes Breitinger warmen Antheil nahm. In Privatwohnungen zuerst untergebracht, erhielt die Sammlung durch allseitige Unterstützung einen so raschen Anwachs, daß sich schon nach Verfluß von zwei Jahren die Regierung bewogen fand, derselben einen Theil der seit der Reformation zum Waarenmagazin erniedrigten Wasserkirche, und bei ihrer successiven Erweiterung nicht nur dieses ganze Gebäude abzutreten, sondern beim Neubau des an die Kirche stoßenden Helmhauses in den Jahren 1791 bis 1793 auch dessen Hauptgeschoß der Bibliothekgesellschaft zu überlassen. Und so sind denn diese Räume für Zürichs geistiges Leben wieder gewonnen und in denselben bis zur Stunde wenigstens 66,500 Bände gedruckter und 3500 handschriftlicher Werke, ein Münzkabinet, ein trefflich gearbeitetes, ungefähr einen Drittheil der Schweiz nebst dem ganzen Vorarlberg darstellendes Relief von Müller in Engelberg, die Büsten und Bildnisse ausgezeichneter Züricher nebst andern zahlreichen merkwürdigen Gegenständen aufbewahrt.

Der Verwendung eines der ausgezeichnetern Zöglinge dieser jüngern Schule, des nachherigen Bürgermeisters Heinrich Escher, war auch die Bewilligung zur Eröffnung eines anatomischen Curses durch den verdienstvollen Arzt, Johannes von Muralt, zu verdanken. Die Verabfolgung von Leichen im Spital Verstorbener zu diesem Zwecke hatte längere Zeit hindurch Schwierigkeiten gefunden. Derselbe ehrenhafte Staatsmann war es ebenfalls, der in Paris nebst seinem



Mitgesandten, dem Venner Daxelhofer von Bern, dem Stolze Ludwigs XIV. und allen Einschüchterungsversuchen seiner Minister mit Festigkeit gegenübertrat und die kostbaren Geschenke, durch die man, wie es bei Andern schon geglückt war, ihre Unterwürfigkeit erkaufen wollte, entschieden zurückwies. Der Jubel, womit er bei seiner Heimkehr von der Bürgerschaft begrüßt ward, zeigte, daß es, um das Gefühl für eidgenössische Ehre in den Herzen aller Bessern neu zu beleben, nur der entschlossenen Organe bedürfe. In diesem Geiste begann denn auch gegen das Ende des Jahrhunderts ein Streben nach gegenseitiger Mittheilung über wissenschaftliche und Staatsinteressen zu erwachen, und unter der dem Zeitgeschmacke enthobenen Benennung eines „Collegii Philomusorum“ und später „der Wohlgesinnten“ bildete sich ein Verein zu wöchentlichen Vorträgen und Unterhaltung über dieselben, deren Charakter anfangs freilich meist ein lobender war, allmälig dann aber ein prüfender und urtheilender wurde, bis am Ende ein Mitglied sich veranlaßt fand, „sogar die wüste Seite der Eidgenossenschaft“ zu schildern. Allein so verdienstlich und originell auch einzelne dieser Arbeiten waren, so mangelten ihnen noch immer die Schönheit und Würde der Form, die Gedrängtheit und Schärfe des Ausdrucks. Unter dem hemmenden Einflusse theologischer Einseitigkeit und dogmatischen Zwanges auf die gesammte Schulbildung hatte das geistige Leben dieser Periode einen Charakter der Dürre und Nüchternheit angenommen, der vorzüglich auch in Allem, was dem Reiche der Kunst angehörte, an's Licht trat. Nur sparsame begabtere Naturen, wie Zürich z. B. in einigen Gliedern der Künstlerfamilie Meyer sie

hatte, vermochten es, bescheidene Aufgaben, dem häuslichen Leben und den socialen Zeitzuständen vorzüglich enthoben, in solcher Weise zu lösen, daß ihnen wenigstens ihrer Naivetät, Treue und Gemüthlichkeit wegen ein Interesse auch für spätere Jahre gesichert blieb. Wo hingegen die Kunst im religiösen Gebiete ihre Anwendung suchte, machte sich noch immer ein aus der reformatorischen Periode herstammender Eifer puritanischer Strenge bemerkbar, den auch die bessern Geistlichen, sogar ein Breitinger, theilten, welcher Letztere z. B. selbst die Wegschaffung einer unschuldigen, auf der Stadtbibliothek aufbehaltenen, Orgel forderte, indem vielleicht Jemand Lust haben dürfte, auf derselben zu spielen, was dann allfällig vorbeifahrende katholische Schiffer zu Spöttereien und zu der Hoffnung veranlassen dürfte, daß es in Zürich mit Herstellung des alten papistischen Unwesens wieder auf gutem Wege sei. Schwer erklärlich ist es, wie dessenungeachtet an einem Hause hinter den obern Zäunen „zum weißen Fräulein“ genannt, eine Statue der Madonna mit dem Kinde, muthmaßlich die Arbeit eines italienischen Künstlers, bis auf unsere Zeiten sich erhalten



konnte, wo auch sie, zwar nicht mehr aus confessioneller Besorgniß, von dem Hauseigenthümer weggebracht wurde. Den nämlichen Gründen und freilich zugleich der bei uns schon in frühern Zeiten vorwaltenden Richtung auf Industrie und Gewerbsamkeit mag es dann zuzuschreiben sein, daß auch an den Gebäulichkeiten Zürichs im Allgemeinen weniger Spuren alterthümlicher Kunst nachzuweisen sind, als an denjenigen anderer Schweizerstädte. Die Sorge für das Einfache, Bequeme und Nützliche scheint vorgewaltet zu haben, und ganz diesen Charakter tragen dann neben den bereits erwähnten Schöpfungen des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts das 1616 am Ausflusse der Limmat aus dem See errichtete spätere Kornhaus, vor einigen Jahren indessen zu einem Waarenmagazin für das Kaufhaus umgewandelt, während eine neue Fruchthalle in der Vorstadt am gegenüber liegenden Seeufer an dessen Stelle getreten ist, und das 1672 im Thalacker erbaute für die Getreidevorräthe des Staates bestimmte große Magazin, aus welchem unmittelbar nach der Revolution ohne äußerlich sichtbare Veränderungen, als die Anbringung der nöthigen Fenster, die Kaserne entstanden ist, deren unscheinbares Aeußeres indessen eine sehr verständige und gelungene innere Einrichtung deckt. Nur das am Schlusse dieser Periode an der Stelle des früher geschilderten, zum Theil noch hölzernen Gebäudes, von Quadersteinen neu aufgeführte und 1698 eingeweihte Rathhaus zeichnet sich zwar ebenfalls weniger durch Reichthum oder besondere Schönheit der Formen, als durch die solide Arbeit tüchtiger Meister und eine gewisse stattliche Würde aus. Verzierungen im Geschmacke der Zeit waren die über den Fenstern des

Erdgeschosses angebrachten in Stein gehauenen Häupter griechischer und römischer Helden und Staatsmänner, so wie der Begründer des Schweizerbundes; in dem mit Nußbaumholz schön getäfelten Saale des großen Rathes sodann zwei mächtige Ofen mit gemalten Scenen aus der vaterländischen Geschichte. Diese Letztern sind indessen, als die im Jahr 1832 nöthig gewordene Errichtung einer Zuhörertribüne bedeutende bauliche Veränderungen in dem erwähnten Saale forderte, vom Stadtrathe angekauft, und in einem andern der Stadt zugehörenden Gebäude untergebracht worden.

Mit wenigen Worten sei dann noch auch des Hauptmomentes in der Lichtseite des siebenzehnten Jahrhunderts, wie früherer, gedacht, der nie ermüdenden Wohlthätigkeit. Für Schaaren vertriebener oder flüchtiger Glaubensgenossen nach dem Veltliner-Mord, nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes, nach Ludwig's XIV. Verwüstung der Pfalz, für von den Galeeren befreite ungarische Prediger, für die Waldenser wurden überraschend bedeutende Summen an Geld und reiche Lebensmittelvorräthe verwendet. Auch wo in der Eidgenossenschaft oder im eigenen Kanton außerordentliche Hülfe nöthig wurde, fehlte nie Zürichs Beisteuer in ehrenhaftem, hinter derjenigen keiner der andern Schweizerstädte zurückbleibendem Verhältniß.

In der Kirche indessen waren das engherzige Wesen und die Neigung zum Glaubenszwang nicht gewichen, ja im Grunde kulminirten sie noch im ersten Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts, wozu die Wirksamkeit des damaligen Antistes Klingler, eines in der verworrenen Weise, wie zu jener Zeit die Theologie betrieben wurde, zwar einheimi-

schen, aber eben so abergläubischen als eiteln Mannes, nicht Weniges beitrug. Ein tüchtiger junger Staatsmann, Kaspar Escher, nachheriger Bürgermeister, hatte gegen die traurigen kirchlichen Zustände als Beisitzer in der Synode sich ausgesprochen und dadurch den Zorn des Antistes und einiger Collegen desselben so gereizt, daß auch von diesen ihrerseits den Regenten ein ebenfalls wenig erfreulicher Spiegel vorgehalten ward. Mitten unter diesen Streitigkeiten brach nun aber der Tockenburger-Krieg aus.

Obwohl es sich bei demselben anfänglich nur um einen Streit zwischen dem Abt und Convent von Sanct Gallen einer- und deren tockenburgischen Angehörigen katholischer und reformirter Confession anderseits zu handeln schien, so wurden in denselben denn doch auch die eidgenössischen Schirmorte beider Theile verflochten, und wie früher im Rappers-wyler-Kriege, so entwickelte sich auch jetzt aus den diplomatischen Zerwürfnissen am Ende ein Waffenkampf zwischen den Glaubensparteien, den fünf katholischen Ständen der innern Schweiz und den reformirten Kantonen Zürich und Bern. Die Zürcher nahmen den Flecken Wyl ein, durchzogen den Thurgau, besetzten das Kloster Sanct Gallen und eroberten in Verbindung mit den Bernern Stadt und Schloß Baden, während die Letztern dann später durch den glänzenden Sieg bei Vilmergen den Krieg in der für die Reformirten vortheilhaftesten Weise beendigten. Aber ungeachtet dieses ehrenvollen Ausganges waren im Laufe dieser Ereignisse auch so viele Gebrechen des Zürcherischen Staatslebens, schlechte Kriegszucht, Ungeschick, sogar Feigheit einiger Führer, Nach-

lässigkeit, ja förmliche Untreue in einigen Zweigen der Verwaltung an's Licht gekommen, daß bei dem größern Theile der Stadtbürgerschaft die Ueberzeugung sich Bahn brach: So kann, so darf es nicht länger bleiben, und es bedurfte nur einiger Männer, die dieser Ueberzeugung nicht in der Sprache des Aufruhrs, sondern des Ernstes, aber der Mäßigung und in Formen, welche die Verfassung verstattete, den Ausdruck gaben, und an deren Spitze bei einer den 8. September auf dem Lindenhof stattfindenden Bürgerversammlung der als Natur- wie Geschichtsforscher hochgeachtete Doktor Scheuchzer trat, um die Regierung dahin zu bringen, daß sie selbst Hand bot zu einer mit Zuzug von Ausgeschossenen der Zünfte vorzunehmenden Untersuchung der Lage des Landes. Es kann sich hier keineswegs um eine Geschichte dieser Reformbestrebungen und der bescheidenen Ergebnisse derselben handeln. Auf dem politischen Felde beschränkten sich dieselben auf genauere Redaktion einiger Verfassungsparagraphen und etwelche Veränderung im Wahlsystem; in der Kirche, ohne Eintreten in's Dogmatische, auf einige disciplinarische Aenderungen, und im Schulwesen auf die Errichtung eines Lehrstuhls für vaterländische Geschichte und Politik und eines andern für Naturrecht, sowie auf einen der obersten Schulbehörde ertheilten Auftrag, die Pflichtordnung der bereits angestellten Professoren und Lehrer von Neuem durchzusehen und nach den Erfordernissen der Zeit zu verbessern, und dennoch knüpften sich an diese Vorgänge für das geistige und wissenschaftliche Leben die bedeutendsten Folgen; denn auch jetzt bewährte sich wieder die in der Schweiz schon oft gemachte Erfahrung: Sorgt nur, daß das Gute nicht absichtlich gehindert werde,

und der gesunde Sinn der Nation findet die besten Wege zu dessen Erzielung von selbst.

Die mehrere Wochen hindurch andauernden Berathungen einer zahlreichen Regierungs-Commission und der Zunftausschüsse, die Menge der denselben eingereichten, in alle Richtungen des Staats- und des kirchlichen Lebens einschlagenden Wünsche und Vorschläge für Verbesserung hatten die Bürgerschaft in allgemeine Bewegung gebracht. Man suchte sich zu unterrichten, hauptsächlich über Verfassung und Geschichte. Diesem Bestreben kamen die in jener Zeit gerade in Handschriften sich verbreitende größere Chronik Rahn's, von welcher nur ein Auszug hatte gedruckt werden dürfen, und die reichen Abschriften-Sammlungen von Urkunden, die Produkte des Fleißes jener bereits erwähnten, nur in der Stille noch wirkenden jüngern Schule von Freunden der vaterländischen Geschichte zu Hülfe. Muthiger allmälig und dann immer lebhafter sah sich die steife Schultheologie bekämpft mit den Waffen der erwachenden Naturwissenschaft, der Logik, der Geschichte, des Humors, und hinwieder auch durch die Mystiker und Pietisten. Ein neues, über die Grenzen des Vaterlandes hinaus greifendes Leben begann sich zu entfalten. Der viel besprochene Kampf Bodmer's und Breitinger's gegen die Gottschedische Schule, die Herausgabe der Septuaginta des Letztern, Scheuchzer's und Johannes Geßner's Alpenreisen und naturwissenschaftliche, Zimmermann's theologische, Hagenbuch's archäologische Schriften, die Stiftung der naturforschenden Gesellschaft fallen in jene Zeit. Mehrere der damaligen Zürcherischen Gelehrten hatten ehrenvolle Berufungen in's

Ausland erhalten, und auch bei den Staatsmännern, selbst bei Kaufleuten, nahm die Betheiligung an wissenschaftlichen Bestrebungen überhand. Allerdings blieb dieses Streben in mancher Beziehung ein fragmentarisches von mehr empyrischem Charakter. Es fehlten die Uebersicht, das System, der Zusammenhang. Für mehrere Disciplinen, wie die Philosophie, die Arzneiwissenschaft, das Rechtsstudium wurde vom Staate selbst wenig geleistet. Die ganze Periode zeigte nicht so fast eine Erziehung von oben herunter, als eine Entwickelung von unten herauf; allein gerade darin lag ihre aus der Natur des Landes und den politischen Zuständen desselben hervorgegangene Eigenthümlichkeit. Weniger auf Staatskosten, als durch persönliche Anstrengung, wurde überall für das Nächstliegende, das unmittelbar Nöthige, für praktische Zwecke gesorgt, hier aber mit der Begeisterung des freien Willens und oft mit hingebender Aufopferung. Daher vermochte auch Basel, bei reichern Hülfsmitteln, einer Universität und methodischer Facultätsbildung mit Zürich kaum Schritt zu halten. Ihm vorzüglich in der Schweiz begann sich nun die Aufmerksamkeit auswärtiger Freunde der Wissenschaft zuzuwenden. Man sah aus der Ferne bei uns nur Frische, Freiheit, Eigenthümlichkeit, die Zürcher umgekehrt in ihren auswärtigen Lehrern, Franzosen, Britten und Deutschen, selbst in erst noch sich ankündigenden jugendlichen Talenten der Letztern, Größen, wie ihr Vaterland dieselben nicht besaß. Von beiden Seiten überschätzte man sich, von beiden folgte daher bei persönlicher Bekanntschaft, hier früher, dort später, die Enttäuschung. Von beiden Seiten vermochte man zu wenig, sich in der Andern Lebensverhält-

nisse und aus denselben natürlich hervorgehende Anschauungsweisen hineinzudenken. Dieß war einfach auch der Hergang zwischen Bodmer und Klopstock; denn will man sich das Vergnügen machen, über menschliche Schwächen zu lächeln, so bietet das Pathos, womit im damaligen Langensalze und Hamburg Herrmann der Cherusker besungen ward, ebenso vielen Stoff dazu, als die National-Eitelkeit, womit man im damaligen Zürich Tell und Winkelried immer im Munde führte. Es war eine Zeit des ersten Anlaufs einer aus drückenden Fesseln sich losringenden Jugendkraft, und dieser führt leicht zur Uebertreibung.

Allein auch hier kam die Hülfe wieder von geistreichen Philologen, die, wie Steinbrüchel und Hottinger, alles Halbwahre, Unnatürliche, Gemachte mit den Waffen der Kritik verfolgten und entlarvten, und auf die einfache Größe der klassischen Vorzeit verwiesen, und von Historikern, die, wie Heinrich Füßli, die Quellen nicht bloß aufzufinden, die auch sie nutzbar zu machen verstanden. Es ist wahr, aus jener Kritik, auch in's religiöse Gebiet übergetragen, ging dann hin und wieder eine Neigung zu etwas trockenem Rationalismus hervor, in welchem schon damals Manche ein charakteristisches Merkmal der zürcherischen theologischen Schule finden wollten. Allein gerade als die eine Waagschale nach dieser Seite hin sich zu senken begann, trat durch Lavater's und seiner Anhänger Wirksamkeit in die andere so viel Supranaturalismus, daß für einen langjährigen Kampf das Gleichgewicht der Kräfte so ziemlich hergestellt ward. Wie immer gewann durch denselben die Wahrheit, indem am Ende Rationalisten und Supranaturalisten zur Ueberzeugung ge-

langen mußten, daß im Auge aller unbefangenen Zuschauer des Kampfes die beste Rechtfertigung ihres Glaubens und Thuns ein in christlicher Liebe thätiges Leben sei. Auch das war ein wesentlicher Schritt zum Frieden ganz in Zwingli's Geiste und von dem frommen Antistes Heß mit aller Ueberzeugung unterstützt, daß bei Revision der sogenannten Prädikantenordnung das Synodalgelübde der Geistlichen ganz einfach auf „ungefälschte Predigt des Evangeliums nach den Grundsätzen der reformirten Kirche, gemäß den göttlichen Schriften, besonders des neuen Bundes", gestellt wurde, und dabei keinerlei Erwähnung weiterer symbolischer Schriften, oder Verpflichtung auf dieselben mehr vorkam.

Auch in andern Gebieten des geistigen Lebens zeigte sich ebenfalls ein Fortschritt, eine merkwürdige Umwandlung hauptsächlich in der Poesie. Man muß aus den eigentlichen Quellen zur Sittengeschichte die kleinliche Denkungsart, den steifen Formenzwang, die unter fremdem Flitter sich bergende Leerheit kennen lernen, unter deren, jeden edlern Aufschwung hemmenden, Folgen selbst in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch wenigstens ein Theil der Zürcherischen Bürgerschaft, und namentlich der sogenannten guten Gesellschaft leiden mußte, um den Enthusiasmus zu begreifen, womit Salomon Geßner's Dichtungen in der Schweiz, und vorzüglich auch in Frankreich, woher uns jenes Unwesen hauptsächlich gekommen war, aufgenommen wurden, in denen er aller Schnörkelei und lügenhaftem Blendwerk der Zeit das Gegenbild einer freilich geträumten Welt der Einfachheit, Unschuld und des reinsten Gemüthsfriedens an die Seite stellte. In der durch diese Idyllen schon bei der Jugend ge-

weckten Abneigung vor Gemeinem und Rohem liegt ein Hauptverdienst des Dichters um seine Zeit; ein zweites, beinahe bedeutenderes, in seinen mannigfaltigen, der Natur abgelauschten, Zeichnungen und Aquarell-Gemälden. Im untern Theile des Schützenplatzes, wo mit den blaugrünen Fluthen der Limmat die wilde Sihl sich vereinigt, noch vor Jahrzehnten dem Sammelplatze der lustwandelnden Welt, steht das von seinen Mitbürgern ihm errichtete Denkmal. Der wesentlichste Bestandtheil desselben, ein von Trippel aus Schaffhausen verfertigtes, eine Scene aus den Idyllen darstellendes, Relief ist indessen, seit dasselbe 1799 von französischen Soldaten beschädigt wurde, in dem naheliegenden Pavillon untergebracht. An seiner Statt findet sich nun in schmuckloser Nische die gelungene Büste des Dichters in Bronce. An Geßner's Poesie reihten sich Lavater's kräftige Schweizerlieder, und später Martin Usteri's gemüthliche Dichtungen, diese ein bescheidener Kranz von Alpenblumen, wie er unser Zürich am schönsten schmückt.

Ebenfalls in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts waren die Stiftung der Kunstschule, bestimmt für Mathematik, Technologie und zeichnende Künste die Neigung zu wecken, und Rahn's Eröffnung einer Bildungsschule für angehende Landärzte gefallen, durch welche, in Verbindung mit seinen zahlreichen populären Schriften, für bessere Gesundheitspflege Bedeutendes geleistet ward. Auch für praktische Theologie, für Landwirthschaft, für Pflege der Tonkunst, für gemeinnützige Zwecke aller Art waren theils damals, theils früher schon Gesellschaften entstanden, und sorglos, im Sonnenschein gleichsam spielend, freute man sich

des regen Daseins, ohne Ahnung des Gewitters, dessen schwere Wolken am Horizont bereits sich sammelten. Zehntausend Menschen hatten sich ein paar Jahrhunderte hindurch für stark genug gehalten, des großen Reformators begonnenes Werk durchzuführen; aber außer jenen zählte der Kanton auch noch 200,000 andere, und welche Kräfte zum geistigen Leben schliefen dieselbe Zeit hindurch in diesen? Und doch hatte auch auf sie einst der Reformator beim Beginne seines Werkes gerechnet. Man glaubte sie entbehren zu können, und entbehrte daher auch ihre Theilnahme und Hülfe, als von außen her die Revolution dem Vaterlande immer näher drang.

(Beilage.)

I. Droschkentarif.

Haltplätze sind, in der großen Stadt: Auf dem Hechtplatz (bei'm Hotel Billharz); in der kleinen Stadt: bei'm Hotel Baur, und auf dem Weinplatz (bei der untern Brücke).

Während der Dauer des eidgenössischen Freischießens werden noch auf folgenden Plätzen Droschken stationirt werden. In der großen Stadt: beim Rathhause; in der kleinen Stadt beim Bahnhof.

A. Droschkentarif für Fahrten nach der Zeit.

Fahrzeit.	Für 1—2 Personen.		Für 3—4 Personen.	
	Frk.	Ct.	Frk.	Ct.
1/4 Stunde im Stadtbanne . .	—	60	1.	—
1/4 „ wenn der Stadtbann überschritten wird .	—	80	1.	20
1/2 „ „	1.	20	1.	80
3/4 „ „	1.	60	2.	40
1 „ „	2.	—	3.	—
1 1/4 „ „	2.	40	3.	60
1 1/2 „ „	2.	80	4.	20
1 3/4 „ „	3.	20	4.	80
2 „ „	3.	60	5.	40
2 1/4 „ „	4.	—	6.	—
2 1/2 „ „	4.	40	6.	60

Fahrzeit.	Für 1—2 Personen.		Für 3—4 Personen.	
	Frk.	Ct.	Frk.	Ct.
2¾ Stunden, wenn der Stadtbann überschritten wird	4.	80	7.	20
3 " "	5.	20	7.	80
3¼ " "	5.	60	8.	40
3½ " "	6.	—	9.	—
3¾ " "	6.	40	9.	60
4 " "	6.	80	10.	20
4¼ " "	[illegible]	20	10.	80
4½ " "	7.	60	11.	20
4¾ " "	8.	—	12.	—
5 " "	8.	40	12.	60
5¼ " "	8.	80	13.	20
5½ " "	9.	20	13.	80
5¾ " "	9.	60	14.	40
6 " "	10.	—	15.	—
Den ganzen Tag d. h. über 6 Stunden	12.	—	18.	—

Bemerkungen.

1) Dieser Tarif findet Anwendung:

a. Auf Fahrten an Orte, oder von Orten, welche im Tarif B nicht speziell angeführt sind. Dabei wird für leere Hin- und Rückfahrten, soweit sie nach § 38 der Droschkenordnung in Anrechnung kommen, die halbe Taxe entrichtet.

(Die Gränzpunkte, bis zu welchen für die leere Hin- und Rückfahrt nichts berechnet wird, sind: Neuhof an

der Seefeldstraße, Kreuzplatz in Hottingen, Schulhaus in Hottingen, Platte in Fluntern, alte Tanne in Oberstraß, Gasthof zur Sonne in Unterstraß, Gasthof zur Blume in Außersihl, Haus zum Werdegg daselbst, Gasthof zum Adler in Enge. — Werden diese Gränzpunkte überschritten, so ist für leere Hin- und Rückfahrten die halbe Taxe zu vergüten. In diesem Falle wird aber nicht der Haltplatz der Droschke, sondern die Gränze des Stadtbannes als Anfang oder Endpunkt der leeren Fahrt angesehen).

b. In allen Fällen, in denen die Droschke zur Hin- und Rückfahrt benutzt wird, oder wo man mit einer nicht im Voraus bestellten Droschke von irgend einem auswärts gelegenen Orte nach Zürich fährt. (Vgl. Bemerkung 1 zu Tarif B).

2) Zweispännige Droschken werden in allen Fällen nach der Taxe für 3 bis 4 Personen bezahlt.

3) Wenn die Droschke am Tage, an welchem sie genommen worden, die Stadt wieder erreichen kann, so darf der Gesammtbetrag der Taxen das Maximum von Fr. 12 für 1—2 Personen und Fr. 18 für 3—4 Personen nicht übersteigen.

4) Für Fahrten von 10 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens tritt die doppelte Taxe ein.

5) Für Koffern und größere Kisten sind 20 Ct. pr. Stück zu vergüten; Nachtsäcke, Hutschachteln u. dgl. sind taxfrei.

6) Für die angezündeten Laternen beträgt die Vergütung 10 Cts. für je eine Viertelstunde Fahrzeit.

7) Zerbrochene Scheiben werden vergütet: kleinere mit Fr. 1. 20 Cts., größere (glaces) mit Fr. 2. 50 Cts.

B. Droschkentarif für Fahrten an bestimmte Orte zu fixen Preisen.

Endpunkt der Fahrt.	Für 1—2 Personen.		Für 3—4 Personen.	
	Frk.	Ct.	Frk.	Ct.
Adlischweil	2.	40	3.	60
Affoltern b. Höngg	3.	—	4.	50
Albisgütli	2.	—	3.	—
Albisrieden	2.	40	3.	60
Altstetten	1.	80	2.	70
Bändlikon	1.	80	2.	70
Balgrist	1.	80	2.	70
Baltenschweil	4.	20	6.	30
Birmenstorf	4.	20	6.	30
Dietikon	4.	20	6.	30
Dübendorf	3.	60	5.	40
Erlenbach	2.	40	3.	60
Fällanden	4.	20	6.	30
Fahr	4.	20	6.	30
Forch	3.	60	5.	40
Glattbrücke	3.	—	4.	50
Goldbach	1.	80	2.	70
Hard (Eisenbahn, Hardgut)	1.	20	1.	80
Herrliberg	3.	—	4.	50
Hirslanden	1.	20	2.	80
Höckler	2.	40	3.	60
Höngg	3.	—	4.	50
Horgen	4.	20	6.	30
Katzensee	3.	60	5.	40
Kilchberg	2.	40	3.	60

Endpunkt der Fahrt.	Für 1—2 Personen.		Für 3—4 Personen.	
	Frk.	Ct.	Fr.	Ct.
Kloten	3.	60	5.	40
Küßnacht	1.	80	2.	70
Langnau	4.	20	6.	30
Ludretikon	3.	—	4.	50
Meilen (Kirche)	4.	20	6.	30
Nidelbad	3.	—	4.	50
Oberalbis	5.	40	8.	10
Oberrieden	3.	60	5.	40
Oberstraß (Bethaus)	1.	20	1.	80
Oerlikon	1.	80	2.	70
Rüschlikon	2.	40	3.	60
Schlieren	2.	40	3.	60
Schwamendingen	2.	40	3.	60
Sternen (in Enge)	1.	20	1.	80
Thalweil	3.	—	4.	50
Tiefer Brunnen	1.	20	1.	80
Unteralbis	4.	20	6.	30
Unterengstringen	3.	60	5.	40
Unterstraß	1.	20	1.	80
Waid	2.	40	3.	60
Weiningen	4.	20	6.	30
Wiedikon	1.	20	1.	80
Wipkingen (Kirche)	1.	80	2.	70
Wollishofen (Kirche)	1.	80	2.	70
Wytikon	2.	40	3.	60
Zollikon (Postbüreau)	1.	80	2.	70
Zumikon	3.	—	4.	50

Bemerkungen.

1) Dieser Tarif gilt einzig für Hinfahrten an die oben bezeichneten Orte mit leerer Rückfahrt, oder für Fahrten nach vorausgegangener Bestellung der Droschke von obigen Orten nach der Stadt mit leerer Hinfahrt, indem die leeren Fahrten bereits in dem angesetzten Preise eingerechnet sind.
2) Die Bemerkungen No. 2 bis 7 bei Tarif A sind auch für diese Fahrten gültig.

Uebrigens soll in jeder Droschke ein Tarif und ein Exemplar der Droschkenordnung vorhanden sein.

II. Tarif

betreffend

die Schiffvermiether.

Segel- und Ruderschiffe sind an den beiden obern Quai's stationirt.

A. Ueberfahrt von einem Quai zum andern, oder zum Dampfschiff.

1)	Die Person ohne oder mit Handgepäck . . .	10 Ct.
2)	Schweres Gepäck	10 „

B. Entschädigung für Benutzung der Miethschiffe.

1)	Zweirudrige Schiffe mit flachem Boden	20	Ct.	pr. St.
2)	Schmale Ruderschiffe mit Kiel . . .	40	„	„ „
3)	Nicht garnirte Schaluppen	60	„	„ „
4)	Segelschaluppen	80	„	„ „
5)	Garnirte Schaluppen	100	„	„ „

C. Entschädigung beim Zuzuge von Bedienungsmannschaft.

Für den Mann je 60. Ct. pr. Stunde.



